Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertzweiunddreißigster Band.

April bis Juni 1908.

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1908.

Inhaltsverzeichnis

des

132. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

Aufsätze.

Besprochene Werke.

Politische Korrespondenz.

April 1908. Einhundertzweiunddreißigster Band. Heft 1.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt:

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1908.

Ausgegeben den 1. April 1908.

Notizen und Besprechungen.

Kunst. Margarete Dannerl, Berlin-Grunewald: Nach der englischen Ausstellung. (S. 145.)

Philosophie. Wilhelm v. Schnehen, Freiburg i. B.: A. Drews, Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung. (S. 147.)

Geschichte. Emil Daniels, Berlin: A. Fournier, Gentz und Wessenberg. (S. 151.) — J. Asbach, Freiherr Roth von Schreckenstein. (S. 154.) — P. Güßfeldt, Meine Kriegserlebnisse. — Ch. Rogge, Freuden und Leiden des Feldsoldaten. — Franklin, [illegible] und andere Kriegserlebnisse. — L. Schmitz, Aus dem Feldzuge 1870/71 (S. 155.)

Literatur. Friedrich v. Oppeln-Bronikowski: Ch. Baudelaire, Die Blumen des Bösen (S. 157.) — Gertrud Prellwitz: L. Scherlag, Sehnsucht. (S. 158.)

Politische Korrespondenz.

Walter Reitzel: Das kanadische Gesetz zur Verhinderung von Arbeitseinstellungen. (S. 167.)
Arnold Sachse: Das Lehrerkonferenzrecht. (S. 170.)
Paul Rohrbach: Der Kolonialetat. (S. 176.)
D.: Enteignungsvorlage, Vereinsgesetz, Wahlreform. (S. 181.)

Berichtigung. (v. Waldow.) (S. 190.)

Kirchliche Armenpflege.

Von

Professor D. Simons.

Eine besondere kirchliche Armenpflege neben der bürgerlichen wird von vielen für durchaus unnötig gehalten, auch von solchen, die keine Kirchenfeinde sind. Versuche, sie einzuführen, gelten als ein Zeichen von Engherzigkeit, von geistiger Rückständigkeit in einer Zeit, deren Zug so deutlich auf interkonfessionelle Wohltätigkeit sich hinbewege; wo sie aber noch bestehe, da könne sie nichts besseres tun, als in der bürgerlichen aufzugehen, vorausgesetzt, daß diese gut organisiert sei; denn dann genüge diese vollauf. In der Stadt, die durch die Organisation ihrer bürgerlichen Armenpflege Weltruf erlangt hat, ist man anderer Meinung. Das Elberfelder System ist vortrefflich, und es ist für viele Städte vorbildlich geworden. Aber eben dort denkt man nicht daran, die kirchliche Armenpflege deswegen eingehen zu lassen, sondern hat sie seither erneuert und ausgebaut. Und das ist nicht eine Privatliebhaberei des Wuppertals; von anderen Städten, die jenes System eingeführt haben, z. B. Leipzig, gilt das Gleiche.

Denn die bürgerliche Armenpflege für sich allein genügt nicht. Sie beruht auf Gesetz; die bürgerlichen Gemeinden sind gesetzlich gehalten, ihre Armen zu unterstützen. Das weiß in der Regel auch der Arme, und obschon er nicht gerade vor Gericht als Kläger auftreten kann wegen versagter Unterstützung, so kann er doch auf mancherlei Weise vorstellig werden, so daß sein Anspruch auf Unterstützung einem Recht darauf nahe kommt. Jedenfalls nimmt er den ihm bewilligten Satz als etwas, das ihm zukommt, ohne Dankbarkeit. Gegen wen auch sollte er sie empfinden? Staat und Stadt stehen ihm zu fern oder doch unpersönlich gegenüber, als daß er dankbare Gesinnung gegen sie hegen könnte; auch nur flüchtige Dankesgefühle erwarten, wäre hier zu viel verlangt, wenn doch

selbst der Gebildeten Dankbarkeit gegen diese Wohltäter sehr kühler Art zu sein pflegt. Der städtische Armenpfleger aber war zur Annahme seines Amtes verpflichtet — nur aus zwingenden Gründen ist Ablehnung der Wahl statthaft — und daß, was er austeilt, nicht aus seiner Tasche kommt, weiß jeder Arme. Es ist aber Dankbarkeit zu wünschen, nicht um der Geber, sondern um der Empfänger willen, damit durch die äußere Hilfe oder mit ihr auch innerlich etwas bewirkt oder doch angebahnt werde. Dazu kommt, daß die bürgerliche Armenpflege nur so viel bewilligen darf, wie zur Bewahrung vor dem Hungertode unerläßlich ist, abgesehen von dem, was etwa der Armenarzt verordnet. Anderenfalls würden ja wer weiß wie viele, die jetzt noch arbeiten, es vorziehen, als Pensionäre der Armenverwaltung zu leben. Schließlich ist daran zu erinnern, daß die Unterstützung von dieser Seite erst eintreten darf, wenn eigentliche Verarmung, die Unfähigkeit, sich selbst oder die Familie zu ernähren, festgestellt ist, nicht früher. Aus all diesen Gründen ist eine Ergänzung erforderlich durch eine Armenpflege, die auf freier Liebestätigkeit beruht, die zwischen Gebenden und Empfangenden ein festeres und innerlicheres Band zu knüpfen imstande ist und nicht so leicht eine Abstumpfung des Ehrgefühls mit sich bringt, die, wo es angebracht ist, reichlicher geben kann, und die auch da schon eintreten darf, wo es noch nicht zum Aeußersten gekommen ist. Nach solcher Ergänzung, so scheint es, braucht niemand erst zu fragen; wir haben ja die Privatwohltätigkeit. Aber was sie leistet, entbehrt in der Regel des Planes, des Zusammenhangs, kommt über die Art des Zufälligen, weil auch von jeweiliger Stimmung Abhängigen nicht hinaus. Darum hat sie sehr häufig demoralisierende Wirkung. Der eine Geber weiß nicht, daß und was der andere gegeben hat. Wer darum von den Armen „darauf zu laufen“ versteht, wie das Volk sagt, bekommt von dem Einen und dem Anderen, dem Dritten und dem Vierten. Die Zeitungsnotizen von Bettlern, die sich ein Vermögen zusammengebettelt haben, oder von solchen, die durch den Ertrag ihres Gewerbes erlesene Genüsse sich zu leisten vermochten, überraschen den nicht, der weiß, wie gedankenlos, planlos, leichtfertig gegeben wird. Und wer in einer Kirchgemeinde seelsorgerisch gearbeitet hat, der macht die Erfahrung, daß zu den Gemeindegliedern, die am meisten Mühe machen, den anspruchsvollen, arbeitsscheuen, lügenhaften, ja raffinierten, die Armen gehören, die durch ungeordnete Wohltätigkeit verdorben sind. Privatwohltätigkeit als bloßes Almosen durch die Tür oder auf der Straße hält Menschen

in der Armut drunten, von denen nirgendwo geschrieben steht, daß sie arm bleiben müssen, speist den Leib und läßt die Seele darben, lähmt die Tatkraft und stützt die Herrschaft des Branntweins. So hart es klingt, so richtig ist es, daß nächst dem Laster die Wohltätigkeit in ihrer gewöhnlichen Ausübung das Verderblichste ist. Einer der treuesten und tätigsten Freunde der Armen, von Bodelschwingh, wird nicht müde, vor dem Almosengeben zu warnen, aber selbst viele kluge Leute können sich von diesem gefährlichsten Mittel der Wohltätigkeit nicht trennen, weil es das bequemste ist.

Der Privatwohltätigkeit der Einzelnen gegenüber stellt die durch Vereine einen Fortschritt dar, aber groß ist er nicht; viele Mängel und Schäden kehren anf dieser Stufe wieder, wie zahlreiche Beobachtungen und Erfahrungen unerquicklichster Art beweisen. Wenn etwas geeignet ist, von flachem Optimismus zu kurieren, gegen eine nur in der „edlen Humanität" wurzelnde Wohltätigkeitsübung nachdenklich zu stimmen, ja daran irre zu machen, dann ist es eingehendere Tätigkeit in der Armenpflege der großen Städte. Vor Jahren machte einiges Aufsehen eine kleine Schrift „Die Sünden der Armen", deren Verfasser sich nicht nannte. Da wurde aus ziemlich umfangreichem Material sehr viel Unerfreuliches, Widerwärtiges mitgeteilt und daraus wurden Schlüsse gezogen: Das Mitleid mit den Armen sei unstatthaft; die lebten oft viel behaglicher als viele im Mittelstand. Von Dankbarkeit sei keine Rede bei ihnen; ehe man fortfahre sie zu unterstützen, müsse man eine gründliche Aenderung von ihnen fordern. Es sei heute Mode geworden, die Besitzenden anzuklagen, ihnen alle Schuld an unserer sozialen Misère aufzubürden, man solle gerecht sein und auch den Armen ihre Sünden vorhalten. Der Verfasser redete sich in großen Eifer herein und bemerkte gar nicht, daß seine Schrift zur schärfsten Kritik nicht der Armen wurde, sondern der Besitzenden und ihrer an den Armen durch ihre vielen Vereine ausgeübten Wohltätigkeit, zur schlagenden Rechtfertigung der Kritik, die unsere durchschnittliche Vereinswohltätigkeit gegen sich herausgefordert hat. Es scheint ja, als hätten wir es herrlich weit gebracht, wenn z. B. ein Dutzend von Vereinen oder noch mehr, einer nach dem andern, sich mit ein und demselben bedürftigen Kind befaßt; für jede Hilfeleistung in jedem Lebensalter ist ein besonderer Verein da. Aber es bedarf nicht besonderen Scharfblicks, um zu erkennen, daß, mag auch jeder Verein seine Aufgabe erfüllen, die Zersplitterung nicht heilsam ist. Wie Spielbälle gehen die Wohltätigkeitsobjekte aus der Hand des einen Vereins in die des anderen,

keiner sieht sich nach ihnen um, wenn seine Spezialhilfe geleistet ist. Der Mangel an Plan, an Zusammenhang im Helfen liegt auf der Hand; zu einer durchgreifenden Hilfe kommt es nicht, vielmehr stellen sich auch hier die nachteiligen Folgen der Zersplitterung ein, wie sie schon Schleiermacher in seiner ausgezeichneten Predigt über die christliche Wohltätigkeit mit Meisterhand gezeichnet hat. Wenn die Linke nichts weiß vom Liebesdienst der Rechten, so ist es gut, wenn aber der eine Verein gar keine Kunde hat von dem, was der andere an Unterstützung verausgabt und wen er unterstützt, so ist das vom Uebel. Wie leicht es manche Armen fertig bringen, von verschiedensten Seiten zu gleicher Zeit Unterstützung zu erlangen, wie ein und dasselbe Kind drei oder mehr Konfirmandenkleider bekommt, ein und dieselbe Familie so und so viele Weihnachtsbescheerungen, das weiß, wer in großstädtischer Armenpflege gearbeitet hat.

Indessen, die Vereine können in ein Einvernehmen mit einander treten, sich genaue Mitteilungen machen, oder eine Zentralstelle, sammelt alles Material und erteilt Auskunft. Solche Wohltätigkeitszentralen bestehen ja in manchen Großstädten, und ihre Arbeit ist dankenswert. Eine Kontinuität der Hilfeleistung können sie aber nicht zustande bringen, und auch der andere Schaden bleibt bestehen, daß den Verein mit seinen Pfleglingen kein innerliches Band verknüpft. Das Verhältnis bleibt das von Subjekten und Objekten der Wohltätigkeit. Eine Anzahl von Leuten ist vereinigt durch das sehr ehrenwerte Bestreben, einer Anzahl ihrer Nebenmenschen etwas Gutes zu tun. Welchen? das findet sich; denen, die sich melden, oder die einzelne Mitglieder als bedürftig kennen oder die von dritter Seite empfohlen werden. Eine tiefere Verpflichtung, ein bestimmter Beruf auf seiten des Vereins liegt nicht vor. So kann denn auch, wenn morgen einige besonders leistungsfähige Mitglieder verziehen oder sterben, der Verein sich auflösen und seine Stätte kennt ihn bald nicht mehr. Viele dieser Vereine bilden sich und vergehen, wie am Strand Sandhügel zusammen- und auseinandergeweht werden. Sie sind keine historischen Gebilde. Solche sind die christlichen Gemeinden. Sie sind nicht von gestern her, und daß sie über morgen hinaus noch sein werden, ist bei ihnen wahrscheinlicher als bei vielen Vereinen. Die Unterstützung aber wird in ihrer Mitte ausgeübt nicht von Subjekten an Objekten, sondern von Gemeindegliedern an Gemeindegliedern. In ihnen kann darum die Armenpflege anders als von seiten der Vereine geschehen, sie kann eher mit erzieherischer Wirksamkeit verbunden sein. Was

die Vereine an solcher leisten, ist gleich Null. Ist es immer wieder die Eine Gemeinde, die an denselben Familien durch ihre Organe jahraus, jahrein in den verschiedensten Fällen bei allen möglichen Bedürfnissen eintritt und arbeitet — welch ein ganz anderes Kennenlernen, welch ganz andere Möglichkeit, erzieherisch einzuwirken, ist da vorhanden! Bei den Vereinen bleibt leicht die Prüfung der Verhältnisse oberflächlich, weil kein näherer Zusammenhang besteht zwischen dem Verein und dem Armen, der dem Verein ja nicht angehört. Nur zu leicht geht hier die Liebestätigkeit in die Breite statt in die Tiefe. Sie bringen es nicht zu der Sammlung von Erfahrungen, die nötig ist, um wirklich der Armut beizukommen. Ja, so hart es klingt, diese zersplitterte und zersplitternde Vereinstätigkeit hat einschläfernd gewirkt. Wenn fleißige und gesunde Familienväter eine Familie von mittlerer Größe nicht ernähren können, so weist das auf soziale Schäden hin, auf Verkehrtes im Bestand und Betrieb unseres wirtschaftlichen Lebens. Nun geben die vielen Vereine jeder ein Teilchen Zulage zum ungenügenden Arbeitslohn, keiner kümmert sich recht um die Gesamtlage der Familie, keiner gewinnt eine Gesamtanschauung von ihrer ökonomischen Not. Eine solche ist aber zu gewinnen, wenn ein und derselbe in den verschiedensten Fällen wieder und wieder einzutreten hat. Der wird, wenn die Familie, deren Haupt gesund und arbeitsam ist, wieder und wieder der Unterstützung bedarf, sehen und sagen, daß hier etwas faul ist im sozialen Organismus, und dem Streben nach ausreichendem Lohn kann so moralische Unterstützung, u. U. direkte Förderung zuteil werden. Dem Gesunden Arbeit mit ausreichendem Lohn, dem Kranken, Schwachen, Arbeitsunfähigen oder nur in beschränktem Maß zur Arbeit Fähigen Unterstützung — das ist das Ziel. Was dies Ziel verdeckt, auf dem Weg dahin aufhält, muß weichen, so gut es gemeint sein mag. Auf diesen Gesichtspunkt wie auch auf die meisten anderen hat Sulze seit Jahren aufmerksam gemacht und auch in seinem neusten ausgezeichneten Buch über die Reform der evangelischen Landeskirche wieder darauf hingewiesen.

Ein Haupthindernis für wirksame christliche Liebestätigkeit ist das Sichverlassen auf unpersönliche Formen der Hilfeleistung, weil man von seinen eigenen Angelegenheiten zu sehr in Anspruch genommen ist, während es doch keinen anderen Weg wirklicher Hilfe gibt, als daß sich der Geber in lebendige und persönliche Beziehung zum Empfänger setzt. Dieser Erkenntnis leistet ein großer Teil der Wohltätigkeit, wie sie von Vereinen, nicht von allen, aber von vielen,

betrieben wird, keinen Vorschub. Und nun gar diese Veranstaltungen, bei denen sich die „gute“ Gesellschaft unter Beteiligung von Damen der „höheren“ Gesellschaft köstlich amüsiert zum Besten der Armen! Wer wirklich der Armut ins bleiche Antlitz geschaut hat, ist dazu nicht mehr imstande. Von den barmherzigen Tänzern und Tänzerinnen aber wollen viele die Armut gar nicht sehen. Man zahlt sein Billet zum Wohltätigkeitsfest und dann geht es nach der Melodie:

Voller Mitleid und Erbarmen
Lindern wir das Elend gern,
Und dabei bleibt man den Armen
Immer so behaglich fern.

An Wunsch und Bitte, daß die wohltätigen Vereine ihre Tätigkeit gründlich revidieren, die Wahl ihrer Mittel der allersorgfältigsten Prüfung unterziehen, daß vor allem die Kreise, die sich als christlich bezeichnen, keinen Vorspann suchen bei Eitelkeit und Ehrsucht und dem, was Kant „Ehrenwahn“ nannte, hat es nicht gefehlt. Aber besser als kritisieren, bitten, wünschen ist es, anstelle des Mangelhaften, ja Schädlichen, das Bessere zu setzen. Das Bessere ist Armenpflege der Kirchgemeinden.

Solche Armenpflege ist nötig auch um der Gemeinden willen. Sie gewährt ihnen ein Feld zur Betätigung; bleibt es unbebaut, so hat die Gemeinde nicht nur den Schaden, daß sie die Frucht nicht empfängt, die hier zu ernten war, sondern auch den anderen, daß ihre Kräfte aus Mangel an Arbeit erschlaffen, ihre Organe verkümmern. Sie darf doch auch ihre eigene Predigt nicht unwirksam machen. Versammelt sie sich im Gemeindegottesdienst, um sich im Glauben zu stärken — so ist es doch der Glaube, der in der Liebe tätig ist. Dann darf sie es aber nicht einzelnen überlassen, ob sie so tätig sein wollen, sondern als Gemeinde hat sie ihre Liebe zu betätigen, und dazu bedarf sie der Armenpflege. Durch sie erweist sie sich als christliche Gemeinde auch außerhalb des Gottesdienstes, durch sie erreicht sie einen festeren Zusammenhang ihrer Glieder. Gemeinsame Arbeit verbindet; ist dies schon bei körperlicher Arbeit der Fall, so gilt es noch mehr von geistiger, und ganz besonders von solcher, die nicht aus Eigennutz oder Ehrsucht geschieht. Auf die Frage, wie man aus Leuten, die mehr oder weniger regelmäßig in eine Kirche gehen, eine Gemeinde mache, lautet die Antwort: durch kirchliche Armenpflege. Wo es gelang, diese zu wecken oder ihre Leistungen zu steigern, traten die einzelnen sich näher, merkten, daß sie zu

einander gehörten und daß solche Zusammengehörigkeit ein Gut ist. Harnack hat einmal gesagt, die Diakonie sei stets eine Folge des gesamten Zustandes der Kirche; die fehlende zu ersetzen, die mangelhafte zu korrigieren, die schwache zu stärken sei allezeit eine Aufgabe, die sich nur indirekt lösen lasse. Man werde die christliche Gemeinde nicht durch die Einführung einer kirchlichen Diakonie erziehen können, sondern man werde sie zuerst zu einer solchen erziehen müssen. Dies Urteil trifft sicherlich zu bei Massenparochien. Wenn aber Gemeinden da sind, die auf diesen Namen, sei's auch nur annäherungsweise, Anspruch erheben können, dann wird man sie zur Diakonie dadurch erziehen, daß man mit der Einführung einer solchen den Anfang macht da, wo sie noch nicht ist, und sie erweckt, wo sie eingeschlafen ist. Auch diese Kinder werden gehen lernen, wenn man sie auf die Füße stellt. Dabei ist die Meinung nicht die, es solle das glücklich interkonfessionell gewordene Armenwesen wieder verkirchlicht, konfessionalisiert werden. Unter keinen Umständen darf die kirchliche Armenpflege darauf ausgehen, die bürgerliche zu verdrängen oder einzuengen oder in den Augen der kirchlichen Leute herabzusetzen. Denn die bürgerliche ist nicht nur nötig um der Gesamtheit willen, sondern auch um der kirchlichen selber willen. Fehlt sie, und die kirchliche soll ihre Arbeit mit übernehmen, so steht diese vor Aufgaben, die sie ihrer Natur nach nicht erfüllen kann: sie kommt aus der Richtung, büßt an Frische, Zartheit, Innigkeit ein, wie das z. B. an der alten niederrheinischen Gemeindearmenpflege deutlich zu sehen ist. Statt die bürgerliche Armenpflege zu befehden oder auch nur mißgünstig anzusehen, hat die kirchliche sie als unentbehrliche Mitarbeiterin zu begrüßen und, wie es in alten Kirchenordnungen öfters heißt, freundliches Einvernehmen („Goode correspondentie") mit ihr zu halten. Das ist nicht immer ganz leicht. Denn diese ist nicht selten geneigt, die kirchliche als überflüssig oder sich selbst doch als die eigentliche und die kirchliche als eine Privatliebhaberei frommer Kreise anzusehen. Oder auch sie sucht das, wozu sie verpflichtet ist, auf die kirchliche abzuschieben. Es kommt vor, daß ein städtischer Armenpfleger die Unterstützung herabsetzt, „weil der Arme ja noch etwas von seiner Gemeinde bekomme". Dazu ist er nicht berechtigt. Am besten wird dem dadurch vorgebeugt, daß das kirchliche Almosen niemals als ein für allemal feststehendes, als eine Art kirchlicher Rente, auf die der Empfänger sicher rechnen kann, sondern nur von Fall zu Fall bewilligt wird, zu besonderen Zwecken. Also bedeutet unsere Forderung kirchlicher

Armenpflege keine Beeinträchtigung der bürgerlichen; sie ist auch kein Hineinzerren des konfessionellen Gegensatzes in das Freigebiet der Wohltätigkeit, keine Verkirchlichung oder Konfessionalisierung des Armenwesens, sondern eine Ergänzung, allerdings eine solche, die vieles, was von Vereinen oder Einzelnen planlos oder ohne Zusammenhang geschieht, in sich aufzunehmen berufen ist.

Die Gestalt wird nicht überall die gleiche sein. Es mag auf dem Lande die eine oder andere kleine Gemeinde neben einer bürgerlichen Armenpflege eine zweite ähnliche Organisation nicht aufbringen können, und was der Pfarrer etwa mit einem Mitglied des Kirchenvorstandes für die Armen tut, mag hier ausreichen. Anderswo ruft die Not gebieterisch nach mehr. Im Adreßbuch einer großen Stadt hieß es bei den Vororten: Die Armenpflege besorgen Herr und Frau Pfarrer N., Herr und Frau Pfarrer O. u. s. w. Nur auf diesen Schultern sollte die gesamte Armenpflege, die bürgerliche von der kirchlichen ungetrennt, inmitten stark proletarisierter Bevölkerung ruhen. Das hieß deren Leistungsfähigkeit überschätzen. Sie genügten längst noch nicht für die kirchliche allein und genügen auch in der Mehrzahl anderer Gemeinden nicht; noch andere Kräfte aus der Gemeinde sind hinzuzurufen. Frauen werden in der Regel zuerst dazu bereit sein. Aber dabei darf man sich nicht beruhigen. Auch Männer müssen herbei, sie sind im Kampf gegen die Armut unentbehrlich. In den niederrheinischen Gemeinden „unter dem Kreuz" war von Calvin und Laski her der Diakonat als unumgänglicher Bestandteil ihrer Kirchenordnung eingepflanzt. Und hier wurzeln die Bestimmungen über kirchliche Armenpflege, wie sie in der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung enthalten und von da in die neueren Verfassungsgesetze der meisten deutschen Landeskirchen übergegangen sind, allerdings nicht ohne eine Einbuße auf diesem Wege zu erleiden. Für die östlichen preußischen Provinzen lautet die Bestimmung der Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung in § 17: „dem Gemeindekirchenrat liegt die Leitung der kirchlichen Einrichtungen für die Pflege der Armen, Kranken und Verwahrlosten ob." Aber Leitung ist hier mehrdeutig, man kann sehr viel, aber auch sehr wenig darunter verstehen, und vielfach waltet die zweite Auslegung. Anders, wenn von den Kirchenvorstehern einige ausdrücklich als Armenpfleger gewählt werden, damit sie nun persönlich um die Armen sich bekümmern. Die können auch die Wähler daraufhin sich ansehen, ob sie sich für dieses Amt eignen. So bestimmt es die rheinisch-westfälische Kirchenordnung, wenn sie als Mitglieder des Presbyteriums

außer Pfarrern, Aelfesten und Kirchmeistern die Diakonen bezeichnet; mindestens ein Diakon gehört zum Kirchenvorstand auch der kleinsten Gemeinde. Es handelt sich also um die Durchführung des Diakonats als eines Teils der Gemeinde-Organisation. Organisationsfragen gelten manchen als etwas ganz Untergeordnetes. „Leben, Geist, Persönlichkeiten, die müssen es tun". Nun liegt es nicht so fern, auf die Erfolge, die Triumphe hinzuweisen, die Rom einerseits und andererseits die Sozialdemokratie ihrer Organisation verdanken. Sie ist allerdings auf beiden Seiten bedingt durch eine Folgsamkeit, wie sie auf evangelischem Boden weder zu erlangen, noch auch nur zu verlangen ist. Und Evangelische müssen ihrer Art getreu bleiben. Aber das dürfen sie doch nicht vergessen, daß in diesem irdischen Dasein gewisse Formen und Normen nicht zu entbehren sind. Der Geist wehet zwar, wo er will, aber er braucht Organe, und soll sein Wirken einer ganzen Gemeinschaft zu gut kommen, soll ein Gemeindeleben sein, das nicht von der Hand in den Mund lebt, sondern in dem eine Generation der andern vorarbeitet, in der Kinder ernten, was Väter säeten, in dem Erfahrungen gesammelt und verwertet werden können, dann bedarf es einer Gliederung, einer Anzahl von Aemtern. Es steckt ein Korn Wahrheit in der Forderung des Irvingianismus: Wiederbelebung der Aemter. Wer den Irvingianismus ablehnt, braucht darum dies Wahrheitsmoment nicht verloren gehen zu lassen. Es gilt, den in der Gemeinde vorhandenen Kräften eine Tätigkeit zu schaffen, die Schätze zu heben und auszumünzen, die in jeder Gemeinde liegen. Indem man nun die Kräfte in die Form des Amtes faßt, nimmt man der Sache, um die es sich handelt, das Zufällige, Gelegentliche, sorgt man dafür, daß die Personen geschulte Nachfolger finden; ohne Aemter liegt das, was Einzelne tun, auf den Einzelnen. Scheiden sie aus, so fällt die Arbeit oft in sich zusammen.

Andere wollen auch Organisation, aber im großen Stile: Einigung der Landeskirchen, Synodaltag, „Weltbund", dafür sind sie zu haben. Von oben nach unten oder doch gleich recht in die Weite soll es gehen. Gemeindeorganisation ist ihnen viel zu unbedeutend, weil Gemeinde ein viel zu enger Bereich ist. Aber die evangelische Kirche wird sichtbar, wirksam in den Gemeinden. An ihnen ist viel versäumt, in ihnen ist stille, geduldige Arbeit zu tun. Geduld und Stille ist aber nicht jedermanns Ding. Daß Organisation noch nicht lebenspendend wirkt, brauchen wir uns nicht erst sagen zu lassen. Aber jede Gemeindeverfassung, Erzeugnis des in der Ge-

meinde waltenden Geistes, spricht nun zu der in ihr verfaßten Gemeinschaft, spricht zu ihr von ihrer Eigenart, die sie erhalten muß, von der Aufgabe, die sie zu erfüllen hat, und ist darum mindestens ebenso Bildnerin eines Gemeingeistes, wie sie Frucht eines solchen ist.

Die Bedeutung des Kirchenvorstandes ist in vielen Gemeinden noch nicht erkannt, in anderen ist die Erkenntnis, die früher da war, verschüttet; zur Verwaltungsbehörde ist er zusammengeschrumpft. Ein großer Teil der Gemeinde weiß und erfährt von seiner Tätigkeit so gut wie nichts, glänzt darum auch bei den Wahlen regelmäßig durch Abwesenheit. Namentlich sind es die kleinen Leute, die oft nicht einmal von seiner Existenz eine Ahnung haben. Eine Aenderung, Besserung zu bringen, dazu ist eines der Mittel die Durchführung des Diakonats. Denn die Diakonen als solche, dem Kirchenvorstand zugehörig, gehen in der Gemeinde umher, gewinnen also Kenntnis von vielen Vorkommnissen, Bedürfnissen, Mängeln, Schäden, Wünschen, lernen etwas von der Stimmung und Haltung der Gemeinde durch persönliche Berührung kennen. Vieles erfährt ja auch der Pfarrer, wenn er Seelsorger ist, aber die Diakonen hören manches, was zum Pfarrer nicht dringt, dem sich die Leute gern von ihrer besten Seite zeigen. Darum hat ihre Tätigkeit auch eine soziale Bedeutung. Sie sind durch ihre Besuche bei den Armen, deren Lage, deren Klagen sie zu prüfen haben, instand gesetzt, über einiges von dem, was in den untersten Kreisen sich regt, sich ein Urteil zu bilden. So können sie der kläglichen Unkenntnis bei vielen, die oben stehen, abhelfen, schiefe Urteile richtig stellen, Mißverständnisse bekämpfen, können heraushören, wenn Berechtigtes in den Klagen und Anklagen der Unteren vorhanden ist und es vertreten, wenn es einfach auf die Liste sozialdemokratischer Ansprüche geschrieben werden soll.

Wo kirchliche Armenpflege Wirklichkeit werden will, da soll sie nicht ängstlich nach einem Schema fragen; aber sie wird doch gut daran tun, aus der Geschichte zu lernen und darum einige Gesichtspunkte zu beachten, die sich z. B. auf dem klassischen Boden der Gemeindearmenpflege, dem niederrheinischen, als wertvoll ergeben haben.

Die Diakonen, oder wie man sie sonst nennen mag, müssen dem Kirchenvorstand als vollberechtigte Mitglieder angehören, schon um die Armenpflege als wichtigen Zweig des Gemeindelebens zu kennzeichnen. Besondere Sitzungen sind hiermit nicht ausgeschlossen; aus ihnen heraus können die schwierigeren Fragen an den Gesamtvorstand gelangen.

Nicht nur Anträge haben die Diakonen zu stellen, sondern die Unterstützungen selbst zu bewilligen, damit sie nicht die Freude an ihrer Arbeit verlieren. Diese Unterstützungen müssen in jeder Sitzung aufs neue beschlossen werden; das veranlaßt zu fortgesetzter Aufmerksamkeit und Prüfung und verhindert es, daß die Armen sich als Pensionäre der Armenkasse betrachten und lässig werden in dem, was sie selbst noch zur Besserung ihrer Lage tun können.

Auch die Austeilung der Gaben geschieht am besten durch die Diakonen selbst. Es liegt ja sehr nahe, daß der Pfarrer beim Besuch eines Armen, die Not wahrnehmend, nachdem er ihm zugesprochen hat, auch eine Gabe reicht. Da geschieht es leicht, daß das nächste Mal der Arme, auf abermalige Unterstützung hoffend, das Wort des Pfarrers eben nur in Kauf nimmt; das Andere ist ihm das Wichtigere, und bleibt dies Andere aus, so tritt Verstimmung ein. Auch Gaben von Gemeindegliedern gehen am besten durch die Hand der Diakonen. Auf einer wallonischen Synode des 16. Jahrhunderts wurden die, welche ihre regelmäßigen Gaben nicht dem Diakonen geben wollen, sondern selbst austeilen, mit Kirchenzucht bedroht: „seront suspendus comme mesprisans l'élection des Diacres et l'ordre ecclesiastique", — eine Maßregel, die, so wenig sie heute auch nur diskutabel wäre, für jene Wallonen mit ihrem energischen Gemeindebewußtsein charakteristisch ist. Und es verkörpert sich in ihr ein gesundes Gefühl dafür, daß in die Liebestätigkeit Sentimentalität und Eigenwilligkeit sich nicht eindrängen sollen.

In der alten niederrheinischen Kirche war als Wahlverfahren Kooptation häufig, wobei der Gemeinde ein Einspruchsrecht zustand. Heutzutage ist die Wahl auch der Diakonen durch die Gemeinde das Richtigste. Denn dadurch wird von vornherein die Gemeinde ins Interesse gezogen, die Armenpflege als Gemeindesache dokumentiert. Dabei wird in Berücksichtigung des Umstandes, daß die Kirche sich in weiten Volkskreisen erst wieder Vertrauen erringen muß, das Maß der Kirchlichkeit, das man von den zu Wählenden verlangt, nicht zu hoch zu greifen sein; ja man sollte Männer von diesem Amt nicht ausschließen, deren bisherige Kirchlichkeit zu wünschen übrig läßt, wenn sie im übrigen durch Unbescholtenheit, Ehrenhaftigkeit, durch ein ihnen in öffentlichen Angelegenheiten geschenktes Vertrauen sich als des kirchlichen Ehrenamtes nicht unwürdig erweisen. Nicht als ob die Kirchlichkeit für kirchliche Amtsträger als überflüssig zu erachten, lebendige Kirchlichkeit nicht ein lebhaft zu wünschendes Ziel sei. Aber wie die Dinge liegen, muß man viel

fach zufrieden sein, wenn Männer der genannten Art sich bereit erklären, und man darf hoffen, daß sie in der Erfüllung der mit diesem Amt verbundenen Pflichten mehr Interesse fürs kirchliche Leben, mehr Freude auch an seinen Gottesdiensten gewinnen werden. Erfahrungen dieser Art sind vielfach gemacht worden. Das Interesse für eine Gemeinschaft und ihre verschiedenen Lebensäußerungen beginnt bei vielen von dem Zeitpunkt an, von dem ab sie für diese Gemeinschaft etwas zu tun bekommen. Also heißt es, die Tore nicht zu eng machen. Die enge Pforte der Bergpredigt ist mit der, welche zur Beteiligung am Gemeindewesen führt, nicht ohne weiteres identisch; vielmehr wird von dieser das Dichterwort gelten:

Wollt ihr in der Kirche Schoß
Die Zerstreuten wieder sammeln,
Macht die Pforten weit und groß,
Statt sie selber zu verrammeln.

Die Zahl der Familien oder Personen, die ein Diakon zu besuchen und zu pflegen hat, muß klein sein. Ueberlastung hat entweder oberflächliches Abmachen zur Folge, oder führt dazu, daß nur noch Rentner für das Amt zu haben sind. Auf regelmäßige Besuche ist zu halten. Wenn das Elberfelder System dem Armenpfleger zumutet, daß er alle vierzehn Tage die Armen aufsucht und den Tag im Personalbuch notiert, so wird monatlicher Besuch in unserem Falle nicht zu viel verlangt sein.

Geldmittel werden in den meisten Gemeinden durch Sammlung beim Gottesdienst beschafft, noch nicht in allen. Es sollte kein Gottesdienst geschehen ohne die ausdrückliche Bitte, nicht „für unsere Armenpflege", sondern „für unsere Armen", diese Menschen von Fleisch und Blut; „unsere lieben Armen" sagten die Alten. Freilich, der altehrwürdige Klingelbeutel ist störend und kommt darum mehr und mehr in Abgang. Aber statt dessen nur Büchsen an den Ausgängen anbringen, genügt nicht; die Diakonen — nicht etwa Küster und andere Angestellte — müssen die Gaben einsammeln. In englischen und amerikanischen Kirchen reichen sie einen Teller in jede Bank, den einer dem andern weitergibt; das geschieht z. B. in durchaus würdiger, ja feierlicher Weise in der amerikanischen Kirche in Berlin; oder die Diakonen nehmen beim Schluß des Gottesdienstes den Platz an den Türen ein, wie fast überall im Westen, aber auch anderswo. Die Ausgaben der kirchlichen Armenpflege von den Kirchensteuern zu bestreiten, heißt ihr ein gut Stück ihres Wertes rauben. In vielen Gemeinden haben nach Aufhebung der soge-

nannten freiwilligen Liebesgaben für die Geistlichen die wirklich freiwilligen Gaben für die Gemeindearmen an Häufigkeit und Höhe zugenommen.

Unentbehrlich ist die Mitarbeit der Frauen. Wie vieles gibt es hier, was das weibliche Auge rascher und deutlicher sieht, oder, wenn nicht sieht — heraus fühlt es die Frau oft eher als der Mann, wo der wunde Fleck ist und wie am besten zu helfen. Auch hat sie für Hilfeleistung bei Alten, Gebrechlichen, Kranken die geschicktere Hand. Aber nicht nur dazu kommen Frauen in Betracht, sondern die geeigneten sind zur Mitarbeit in der Organisation der Armenpflege in den Kirchenvorstand zu wählen. Gegen die Frau als Predigerin bestehen gerechtfertigte Bedenken. Aber im Gemeindekirchenvorstand sollten geschulte und erfahrene Frauen Sitz und Stimme haben. Ihre Aufgabe würde es u. a. sein, die geeigneten weiblichen Hilfskräfte für die Krankenpflege der Gemeinde aufzusuchen und anzuweisen und die Armenpflege dem Ziel näherzubringen, daß jede arme Person oder Familie eine verheiratete oder unverheiratete Frau als Helferin zur Seite hat. Will man das einen Ueberfluß von Aufsicht nennen, so ist zu erwidern, daß der beste Mensch verdirbt, wenn er keine Aufsicht hat, also auch wohl der beste Arme. Tatsächlich wird das Verhältnis aus dem einer bloßen Aufsicht sich umwandeln in ein persönlicheres, herzlicheres, bei dem nicht nur der eine Teil empfängt.

Eine Aufgabe der Frauen ist die Weihnachtsbescherung für die Armen. Jahr für Jahr wiederholt sich noch an vielen Orten der Unfug der öffentlichen Christbescherungen. In mehr oder weniger breiter Oeffentlichkeit wird dafür gesammelt, in großem Saale eine ganze große Schar von Bescherenden und Empfangenden vereinigt, mit Gesängen, Deklamationen, Ansprachen bedacht. Aber daran denkt man nicht, ob bei den so Beschenkten das Feingefühl, das Ehrgefühl abgestumpft, Neid und Unzufriedenheit geweckt wird. Als eine wahre Befreiung ist es noch allemal empfunden worden, wenn man von dieser üblen Form zur Bescherung in den Häusern überging durch die Frauen der Gemeinde, denen je eine arme Person oder Familie in Pflege gegeben ist fürs ganze Jahr, die darum wissen, was am meisten nottut und es den Armen bringen ohne allen Lärm, so, wie es sich für das stille Fest gebührt.

Bei vielen wohlmeinenden und wohltätigen Menschen findet sich die Neigung, wenn es sich um den Kern der Liebestätigkeit, um das Persönliche handelt, sich vertreten zu lassen; der persönliche

Verkehr mit den Armen geschieht dann durch die „Schwester“ oder durch den „Bruder“, den Stadtmissionar. Diese Neigung wird dadurch bekämpft, daß Männer und Frauen aus der Gemeinde zu Besuch und Pflege der Armen in beträchtlicher Zahl herangezogen werden. Was die Gemeinde durch freiwillige Helfer und Helferinnen aus ihrer eigenen Mitte heraus leisten kann, dafür sollte sie nicht „Brüder“ und „Schwestern“ von draußen her in Anspruch nehmen. Wenn statt dessen viele Fäden persönlicher Berührung sich knüpfen herüber und hinüber, so kann sie anfangen, das zu werden, was eine Christengemeinde sein soll, eine Gemeinschaft des Dienens und Helfens, ein Hort für die Schwachen, eine Zuflucht für die, welche allein nicht mehr vorwärts kommen. So stellt die Kirche ihr uraltes Bündnis her, das Bündnis mit den Armen. Es mag dann auch durch die Predigt der Tat manch einer gewonnen werden, an dem die Predigt des Worts wirkungslos niedergleitet. Aber keine Armenpflege zur Erhöhung des Ansehens der Kirche, zur Propaganda für irgend ein Kirchentum! Sondern das ist das Ziel, daß von den Armen die einen wieder auf eigene Füße zu stehen kommen, die, bei welchen dies nicht möglich ist, an der Gemeinde ihren Halt finden. In der Gemeinde aber wird durch solche gemeinsame Tätigkeit bei vielen die Erkenntnis geweckt oder befestigt, daß sie trotz der Verschiedenheit der Richtungen zusammengehören, weil größere Stärke und Tiefe als Glaubensformeln der Glaube hat, der zur Liebesarbeit treibt an den „geringsten Brüdern“.

Gottesliebe und Nächstenliebe.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Zwischen Troeltsch und Harnack ist es zu Verhandlungen darüber gekommen, ob im Christentum die Nächstenliebe neben der Gottesliebe als selbständiges Prinzip zu gelten habe oder nicht. Dieser Gegenstand berührt uns alle aufs tiefste; er macht ein Grundproblem der gesamten Kultur des Christentums aus, und daher wird es erforderlich sein, daß wir über diesen prinzipiellen Punkt neben der Darlegung des geschichtlichen Befundes durch diese Männer auch zu einer prinzipiellen Entscheidung kommen.

Was erscheint dem warmen, lebendigen, opferwilligen Humanitätsgefühl zunächst einleuchtender, als daß die werktätige Nächstenliebe auch für den Christen eine selbständige, primäre Forderung sei und bleibe! Dazu kommt, daß es dem kenntnisreichen Historiker ein Leichtes sein muß, jene Gefühlsansicht mit einer erdrückenden Fülle tatsächlich vorgebrachter Argumente und tatsächlich vorgekommener Beispiele zu stützen. Und das wichtigste vielleicht ist dies, daß die katholische Kirche die prinzipielle Selbständigkeit der werktätigen Nächstenliebe bis auf den heutigen Tag als einen Grundpfeiler ihres ganzen Baues behütet und bewahrt.

Wie aber ist es dann zu verstehen, daß nicht nur Paulus und Luther, sondern im letzten Grunde auch Augustinus nicht die Nächstenliebe, wohl aber ihr Recht, ein selbständiges Prinzip zu bilden, als schlechthin unvereinbar mit dem Wesen des Christentums hingestellt haben? Im Anschluß an den Satz des Paulus, daß wir gerecht werden ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben, ist Luther zu der Behauptung fortgeschritten, daß auch das beste Werk nur eine läßliche Sünde sei (opus bonum optime factum est veniale peccatum). Wer dies nur so buchstabengläubig hinnimmt und sich dadurch nicht in seinem sittlichen Bewußtsein zunächst einmal

bis in die Wurzeln erschüttert fühlt, der kann nur ein oberflächlicher Mensch sein. Je tiefer man dann aber in diesen Zusammenhang eindringt, desto lichtvoller bricht die Erkenntnis durch, daß das sittliche Bewußtsein gerade erst dadurch zum Begriff seiner vollen Wahrheit gekommen ist, daß seine prinzipielle Selbständigkeit aufgehoben worden ist. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen?

Es gibt kaum einen anderen Satz der Bibel, der von den Vertretern des gesunden Menschenverstandes so bewundert worden ist als das Gebot: liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Will man das eigene Recht der werktätigen Nächstenliebe zum Ausdruck bringen, so wird man es in dieses Wort zusammenfassen müssen. Aber gerade an diesem Grundgesetz tritt der angedeutete Widerspruch am krassesten zutage. Es ist, als ob uns die ganze Paradoxie des Lebens und der Geschichte entgegenträte, wenn gerade auf Grund der eindringlichsten Erwägung gesagt werden muß, daß die Forderung „liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ vom Standpunkt des Christentums aus ebensowohl als sittlich wie als unsittlich, als christlich und als völlig unchristlich aufgefaßt werden kann. Denn sie ist, von dieser Warte aus betrachtet, in der Tat unsittlich und unchristlich, sobald sie als ein eigenes, für sich stehendes, ursprüngliches Prinzip herausgestellt wird. So aber ist jene Grundbestimmung weder im Alten noch im Neuen Testament zur Geltung gebracht worden; sondern dadurch, daß die Forderung „liebe Gott über alles“ vorangestellt wird, kann die der Nächstenliebe nicht als primäres, sondern nur als sekundäres Prinzip in Anspruch genommen werden. Die Gleichheit zwischen diesen beiden Prinzipien ist keine mathematische, sondern eine Entwicklungsgleichheit, in der vergegenwärtigt wird, wie das Allgemeine (die Gottesliebe) sich zu seinen Entwicklungsbestimmungen (der Nächstenliebe und der Selbstliebe) entfaltet.

Die werktätige Nächstenliebe ist Sünde, zum wenigsten eine läßliche Sünde, wenn sie nicht lediglich aus der Gottesliebe entspringt. Von dieser fundamentalen Wahrheit des Christentums läßt sich auch nicht ein Jota abmarkten, wenn man nicht in die Verdunkelungen des Semipelagianismus geraten will. Das ist der Punkt, um den es sich handelt, und Klarheit darüber kann nur aus der Zentralidee des Christentums, aus der Rechtfertigung im Glauben, geschaffen werden. Die totale Erneuerung des Lebens durch das Christentum beruht gerade auf der Verlebendigung des Bewußtseins, daß nicht nur der sündig ist, der ungerecht handelt, sondern sogar auch der, welcher einerseits negativ durch Vermeidung des Unrechts,

andererseits positiv durch selbständige Leistungen der werktätigen Nächstenliebe sein menschliches Handeln rein von sich aus bestimmt. Gerade durch dieses harte, ja widersinnig erscheinende Urteil erhebt sich das Christentum erst zu dem Standpunkt der absoluten Sittlichkeit. Wieso? Einfach deshalb, weil derjenige, der sich von sich aus zu guten Werken bestimmt, trotz alledem und alledem noch seine Gerechtigkeit will und diese seine Gerechtigkeit gesondert von der Gerechtigkeit Gottes und von derjenigen seiner Mitmenschen zu behaupten sucht. Das aber ist trotz aller guten Zwecke eine selbstsüchtige Gerechtigkeit; selbstsüchtig deswegen, weil sie, selbständig genommen, nur die eigene, nicht die Gerechtigkeit des Ganzen erstrebt. Und dadurch hat dann das Christentum gleichzeitig die tiefe Wahrheit ans Licht gebracht, daß die werktätige Nächstenliebe, durch welche sich diese Gerechtigkeit verwirklicht, im letzten Grunde doch nichts anderes ist als die nur anders gerichtete Selbstliebe. Die gemeinsame Wurzel dieser auf sich selbst gestellten Selbst- und Nächstenliebe ist aber die natürliche Selbstsucht als der Urquell aller Sünde. Mochte sich der Heide in stolzem Selbstbewußtsein genügen lassen an der auf der werktätigen Nächstenliebe beruhenden Gerechtigkeit, — es war das Höchste, was die natürliche Menschheitsentwicklung sittlich zu erreichen vermochte —, so brach doch im Christentum die höhere Erkenntnis durch, daß auch diese Gerechtigkeit nur eine sündige Gerechtigkeit ist.

Es war der weltbewegende Fortschritt, der zuerst von Paulus begrifflich formuliert worden ist, daß derjenige Mensch nimmermehr gerecht zu werden vermag, der seine Gerechtigkeit wolle, sondern nur derjenige, der unter völliger Verzichtleistung darauf einzig und allein die Gerechtigkeit Gottes verwirklichen wolle. Denn nur aus der Gerechtigkeit Gottes läßt sich wahrhaft und wirklich bestimmen, was in jeder Beziehung gut und dementsprechend ein gutes Werk ist; das Gute dagegen, das durch die werktätigen Triebe meines Gerechtigkeitssinnes erzeugt wird, ist nur ein scheinbar Gutes, weil meine eigene Persönlichkeit als der Maßstab dieses Guten nur eine endliche, beschränkte und daher nur scheinbar gute Bestimmung ermöglicht. Um die wahre Gerechtigkeit in mir und durch mich zu vergegenwärtigen, muß ich mich erst über meine endliche Persönlichkeit zu der unendlichen Persönlichkeit Gottes erheben, und die Wurzel dieser Gerechtigkeit ist nicht der Gerechtigkeitssinn oder das Gerechtigkeitsgefühl, sondern der Gerechtigkeitsgeist. Durch Sinn und Gefühl ist mein Ich als endliches, psychisches Wesen bestimmt, und daher ist auch das

Gute, das daraus entspringt, ein nur in endlicher Bedeutung Gutes, als solches aber im höheren Lichte der göttlichen Wahrheit überhaupt kein Gutes, sondern ein solches, das nur vorübergehend den Schein des Guten annimmt. Das wahrhaft Gute ist nicht dasjenige der endlichen Ziele und endlichen Zwecke, d. h. das bloß Nützliche und Angenehme, sondern es ist das von den endlichen, sinnlichen, psychischen Schranken freie oder unendlich Gute. Infolgedessen wird es auch nicht durch den Gerechtigkeitssinn, sondern durch den Gerechtigkeitsgeist hervorgebracht, weil sich Sinn und Gefühl nicht durch sich selbst, sondern nur durch den Geist zum Unendlichen bestimmen. Weil aber der Geist Gott ist, darum kann das wahrhaft Gute und Gerechte auch nur aus der Gottesliebe und nicht aus dem eigenen Recht der werktätigen Nächstenliebe des Menschen erfolgen. Lassen wir diese werktätige Nächstenliebe auch in einem noch so begrenzten Sinne als primäre Forderung neben der Gottesliebe bestehen, so heißt das nicht mehr und nicht weniger, als daß wir hierin noch immer den Menschen als Menschen zum Maßstab der Dinge machen. Damit aber hat das Christentum prinzipiell aufgeräumt, und der Christ hört in dem Grade auf Christ zu sein, als er wieder davon abweicht, daß nicht der Adam, sondern der Christus in ihm die alles bestimmende Persönlichkeit sei. Diese Idee, aus der das ganze Christentum gezeugt ist, brach zum erstenmal wie das Licht der Sonne aus dem morgenfrischen Nebel hervor, als Plato dem Protagoras das sieghafte Wort entgegenhielt, daß nicht der Mensch, sondern der Gott das Maß aller Dinge sei (ὁ δὴ θεὸς ἡμῖν πάντων χρημάτων μέτρον ἂν εἴη μάλιστα, καὶ πολὺ μᾶλλον ἤ πού τις, ὥς φασιν, ἄνθρωπος).

Christ ist nur der, der da aufhört sich zu wollen und der allein Gott will; der da aufhört seine Gerechtigkeit zu wollen und der allein die Gerechtigkeit Gottes will; der da aufhört seine Liebe zu verwirklichen und der allein die Liebe Gottes verwirklicht. Denn allein der Wille Gottes ist der wahrhaft gute Wille; die Gerechtigkeit Gottes die allein wahre Gerechtigkeit und die Liebe Gottes die allein wahre Liebe. Neben diesem Willen, neben dieser Gerechtigkeit und Liebe Gottes kann mein Wille, wie meine Gerechtigkeit und meine Liebe schlechterdings und in keiner Beziehung mehr bestehen. Damit aber wird dem Menschen vom Christentum scheinbar etwas geradezu Ungeheuerliches zugemutet. Er soll gerade das, was ihm das Schönste, Teuerste und Seligste des Lebens scheint, bis auf den letzten Rest preisgeben; er soll sich, seinen Willen, seine Liebe

bedingungslos drangeben und so sich selbst aufheben und seinem natürlichen Ich absterben. Bis zu dieser Todesforderung ist keine Religion vorgeschritten, und es konnte es auch keine als nur diejenige, welche uns zugleich mit der beseligenden Ueberzeugung zu erfüllen vermochte, daß wir gerade durch diesen Tod erst zu dem wahren Leben auferstehen, und daß wir in dieser Wiedergeburt nur um so reicher wiederempfangen, was wir zum Opfer gebracht haben. Es konnte nur geschehen durch die Verlebendigung des unerschütterlichen Gottvertrauens, daß der Gott, der Geist ist, nicht auf sich beschränkt bleibt, sondern von sich aus seine Verwirklichung in mir, in meinem Nächsten, im Menschen überhaupt vollzieht und dadurch von neuem eine Selbst- und Nächstenliebe wiedergebiert, die nun ihr schöpferisches Prinzip nicht mehr in mir, sondern in ihm selbst hat und nicht aus der Selbstsucht, sondern aus dem allumfassenden Liebeswillen des göttlichen Geistes geboren ist. Was durch das Christentum erst offenbar geworden ist, das ist eben der felsenfeste Glaube, daß Gott gar nichts anderes mag, als daß er mich will und wie mich den Menschen überhaupt, den Christus. Und weil ich das als Christ weiß, darum kann ich es getrost daraufhin wagen, in der Hingabe an diesen Vatergott meinen Willen, meine Gerechtigkeit, meine Liebe gänzlich aufzuheben, weil ich mein Leben in dem Glauben habe, daß ich durch mein Aufgehen in dem Geist Gottes, durch die Vereinigung mit seinem Willen jenen göttlichen Geisteswillen ergreife, der auch mich will und mich nun nicht mehr als Gottes sündigen Widersacher, sondern als seinen wiedergeborenen Sohn. Im Geiste kann ich mich nur wollen, weil und wie Gott mich will, nicht wie ich mich will; und da Gott meinen Nächsten ebenso will, wie er mich will, so muß die aus diesem Geiste entspringende Selbstliebe die Nächstenliebe notwendig einschließen. Und diese aus der Gottesliebe entspringende Nächstenliebe ist erst die wahrhafte und vollkommene Nächstenliebe, weil ich in ihr meinen Nächsten nicht liebe, wie ich ihn liebe (nach dem Grade meiner zufälligen Neigung oder aus knechtischem Gehorsam gegen das moralische Gesetzesgebot), sondern wie Gott ihn liebt, der mich und dich und jeden ganz will. Sobald ich neben der Gottesliebe das eigene Recht werktätiger Nächstenliebe auch nur in den leisesten Zügen festhalte, verliere ich darüber beides, die wahre Gottesliebe und die wahre Nächstenliebe.

Das Christentum mußte also die Selbständigkeit der werktätigen Nächstenliebe gerade deshalb aufheben, weil sie in doppeltem Sinne für die menschliche Entwicklung ein Hindernis ist: ein Hindernis

meiner Rechtfertigung und Versöhnung und ein Hindernis der Verwirklichung wahrer Nächstenliebe. Denn die Idee der christlichen Rechtfertigung besagt, daß der Mensch solange ungerechtfertigt bleibe, solange er noch in irgend einer Form seine eigene Gerechtigkeit und nicht einzig und allein die Gerechtigkeit Gottes will. Erst wenn er in dem gläubigen Vertrauen zu dem Vatergeiste Gottes ganz auf die Verwirklichung eigener Gerechtigkeit verzichtet und lediglich die Verwirklichung der Gerechtigkeit Gottes als seine Lebensbestimmung erfaßt, hat er darin zugleich seine Rechtfertigung und Versöhnung, weil dadurch Gottes Gerechtigkeit zu seiner Gerechtigkeit wird, und weil dieser selbe Prozeß die Versöhnung des göttlichen und menschlichen Willens bedeutet. Solange der Mensch aber an der werktätigen Nächstenliebe als einer primären Forderung neben der Gottesliebe festhält, geht er dadurch noch immer auf die eigene Gerechtigkeit aus und schließt so den Rechtfertigungsprozeß aus der göttlichen Gerechtigkeit heraus von sich aus. Sodann wird die wahre Nächstenliebe auf diesem Wege gar nicht verwirklicht, weil die Werktätigkeit sich auf den Nächsten unmittelbar nur als Objekt und nicht als Person, werklich und nicht persönlich bezieht und dadurch die innere Aufhebung des Gegensatzes meiner Person zu der meines Nächsten doch nicht bewirkt. Eben deswegen besteht die Verklärung des sittlichen Bewußtseins durch das Christentum gerade darin, daß es die Gottesliebe zum ausschließlichen Prinzip der Nächstenliebe gemacht hat, weil ich dadurch, daß ich den Willen Gottes mir ganz zu eigen mache, in dem unendlichen Liebeswillen aufgehe, der ebenso wie er mich, meine Person will, auch die Person meines Nächsten will. Und so wird erst durch die aus der Gottesliebe fließende Nächstenliebe die letzte und widerstandsfähigste Scheidewand zwischen Person und Person niedergerissen. Erst in diesem Punkt offenbart sich die geheimnisvolle Kraft des Christentums auch in der ganzen Tiefe ihrer sittlichen Bedeutung. Es ist nie ein größerer Fortschritt in der sittlichen Erziehung des Menschengeschlechtes gemacht worden als dadurch, daß die werktätige Nächstenliebe als selbständiges Prinzip aufgehoben und durch das aus der Gottesliebe entspringende Prinzip der persönlichen Nächstenliebe überwunden wurde. Es ist daher das Problem der wahren Beziehung von Gottesliebe und Nächstenliebe mit nichten ein unlösbares Problem, denn das Christentum ist diese Lösung.

Ueber Wunder.

Von

Emil Lucka.

Will man sich klar machen, was eigentlich gemeint ist, wenn man von einem Wunder spricht — wobei die Möglichkeit seines Eintretens vorerst nicht in Frage kommt — so wird man gut tun, den subjektiven Zustand des Wundergläubigen und das Gefühl des Wunderbaren, das ihn beseelt, scharf von dem objektiven Tatbestand zu sondern, der im Begriff des Wunders zusammenzufassen ist. Wir wollen vor allem theoretische Einsicht in diesen objektiven Tatsachenkomplex zu gewinnen suchen, die uns durch historische Anknüpfungen erleichtert werden wird; und uns sodann der subjektiven Bewußtseinslage derer zuwenden, die an Wunder glauben oder nicht glauben, die ein Wunder wünschen oder fürchten, die den seelischen Wert des Wunders verstehen oder nicht verstehen. Wie bei den meisten Phänomenen wird sich auch hier der wissenschaftliche Begriff mit der seelischen Realität nicht decken.

1.

Unsere ganze Wissenschaft, vor allem die Wissenschaft von der Natur, soweit sie in Formeln darstellbar ist, steht auf dem Boden der unverbrüchlichen Kausalität, ist selbst nichts anderes als das System aller aufeinander bezogenen natürlichen Ursachen und Wirkungen. Wollen wir uns nun denken, daß die ununterbrochene Kette von als Wirkungen aufgefaßten Phänomenen, die selbst wieder Ursachen anderer Phänomene werden, plötzlich an irgend einer Stelle einen Riß bekäme und ein Ereignis einträte, das aus den vorhergegangenen und gleichzeitigen schlechterdings nicht kausal begriffen werden kann, so wären wir gezwungen, theoretisch von einem Wunder zu sprechen. Ob dieses frei eingetretene Ereignis für uns Menschen hohe Bedeutung hat oder völlig belanglos ist, gleichviel:

in dem Augenblicke müßte es ein Wunder, eine Negation aller wissenschaftlichen Voraussetzungen genannt werden, wo es als prinzipiell unverständlich und unerklärbar anzuerkennen ist, wenn also nicht nur die momentan verfügbaren Mittel unserer Erkenntnis versagen, uns die Stelle dieses Ereignisses im allgemeinen Kausalzusammenhang begreiflich zu machen; sondern wenn angenommen werden müßte, daß ein Element aus der lückenlosen Kette von Ursachen und Wirkungen, als die sich unserer wissenschaftlichen Betrachtung die Welt darstellt, herausfalle. In einer solchen prinzipiellen Unvereinbarkeit irgend eines Geschehens mit dem inneren, gesetzmäßig erfaßbaren Zusammenhang alles Geschehenden, wäre der Begriff des Wunders festgelegt.

Aus dieser Definition, die kaum Widerspruch erwecken dürfte, geht zwingend hervor, daß der Gedanke eines Wunders den Begriff der notwendigen Naturgesetzmäßigkeit zur Voraussetzung hat. Das Wunder ist ja gar nichts anderes, als eine Ausnahme vom Naturgesetz (oder allgemeiner und unverbindlicher: vom Kausalgesetz). Wo also die Erkenntnis von der Gesetzmäßigkeit in der Welt als wissenschaftliche Grundvoraussetzung oder als lebendiges Gefühl noch nicht feststeht, kann auch der Gedanke einer Ausnahme von ihm nicht gefaßt werden. Der Negerstamm, der nicht weiß, daß die Ueberschwemmung seines Dorfes durch einen Wolkenbruch im fernen Gebirge bewirkt worden ist, sucht, dem Bedürfnis der menschlichen und der höheren tierischen Natur folgend, eine Ursache für dieses verderbliche Ereignis und findet die einfachste darin, daß irgend ein böser Geist beleidigt worden ist, der sich nun rächt. Diese Erklärung ist der Negerwissenschaft durchaus nicht wunderbar: sie ist ihr sogar die angemessenste. Denn der böse Geist ist ebenso gut eine Potenz in der Welt wie der Wolkenbruch. Wäre das Unwetter über dem Dorfe niedergegangen, ohne Schaden anzurichten, so hätte man wahrscheinlich nicht weiter nach Ursachen geforscht; weil aber der Kausalitätstrieb einmal geweckt ist, so bietet sich ihm der rachsüchtige Geist als natürlichste Auflösung seines Fragens dar. Es ist durchaus kein übernatürlicher Eingriff, der hier angenommen wird. Der unzivilisierte Mensch hat den Gedanken der immanenten Naturkausalität noch nicht kennen gelernt: er besitzt nur den angeborenen Fragetrieb, noch nicht die Methode, ihn zu befriedigen. Er kann also auch keine Ausnahme von einer Gesetzmäßigkeit statuieren, die er nicht kennt. Für ihn gibt es kein natürliches und kein übernatürliches Geschehen, nur ein instinktives Gefühl, daß jedes Ereignis

durch irgend etwas hervorgebracht worden ist. Nach welcher Regel aber die Ursachen aufzusuchen seien, weiß er nicht, außer bei Ereignissen, die er selbst absichtlich bewirkt hat oder die er nach der Analogie seines eigenen Tuns unmittelbar deuten kann. Erst wenn das Denken die Einsicht in die strenge Gesetzmäßigkeit alles Geschehens erlangt hat, ist es prinzipiell imstande, den Gedanken einer Ausnahme hiervon überhaupt zu bilden. Der Begriff der Naturkausalität ist aber noch nicht sehr alt: Galilei und Kepler haben ihn konsequent auszugestalten begonnen, Newton hat ihn für die mechanische Naturwissenschaft festgelegt, und erst Kant hat ihn dem System der Wissenschaften als Mittel der Erfahrung zugrunde gelegt.

Die Wissenschaft ist nichts anderes als die konsequente, bewußte und methodische Anwendung des Kausalitätsgedankens auf die verschiedenen Gebiete des Seins, und erst mit dem Begriff des Naturgesetzes ist der Begriff einer Ausnahme davon, des Wunders, möglich gemacht worden. Die moderne Naturwissenschaft ist also die Voraussetzung des Wunders. Dieser Gedanke ist nicht so paradox, wie es den Anschein hat. Denn obschon mit dem Begriff der Naturgesetzlichkeit die Denkbarkeit einer Ausnahme von ihr gegeben wird, so liegt es eben im Wesen der modernen (gegenüber der antiken) Naturwissenschaft, diese denkmögliche Ausnahme ihrer Wirklichkeit nach zu verneinen. Die Naturwissenschaft beruht ja auf der Zuversicht, daß alles Geschehen nach Gesetzen vor sich geht, die dem menschlichen Geist erfaßbar sind. Parallel mit dem siegenden Bewußtsein der undurchbrechbaren Kausalität entwickelte sich historisch in Geistern, denen die harte Notwendigkeit des Geschehens nicht wohl erträglich war, immer wieder das Bedürfnis nach unnatürlichem oder widernatürlichem Geschehen — zwei psychische Nuancen für die gleiche Sache — das auf verschiedene Weise Befriedigung suchte, ohne doch vor den überlegenen Waffen der Gegner Stand halten zu können.

So lange einer Zeit oder einem einzelnen Menschen das gedanklich vermittelte oder gefühlsmäßig lebendige Verständnis der Naturgesetzlichkeit fehlt, kann es auch nicht zu der Ueberzeugung kommen: hier liegt ein Wunder vor. Wenn sich trotzdem das staunende Gefühl geltend macht: ein Wunder! so findet dies seine theoretische Rechtfertigung darin, daß die Gesetzmäßigkeit auf vielen Einzelgebieten der Natur vielfach geahnt und gewußt ist, lange bevor das Prinzip des allgemeinen Kausalzusammenhanges begriffen

war. Und dieses Gefühl des Eingreifens einer fremden, höheren Macht in die Natur tritt besonders bei Vorgängen auf, die den Menschen seit jeher vertraut waren und deren natürliche Zusammenhänge sie aus den Erfahrungen des Alltags genau kannten. Denn dem einzelnen Menschen der konkreten Kulturstufe vertreten Spezialfälle das allgemeine Kausalprinzip. Wasser in Wein umzuwandeln, mußte als Wunder angesehen werden, denn nach den ältesten Erfahrungen stand die Unmöglichkeit eines solchen Vorganges fest. Hier gilt also die Ausnahme von einer zufälligerweise bekannten Naturregel als Wunder; dagegen werden analoge oder noch unbegreiflichere Vorgänge, wie die Verwandlung eines Menschen in ein Tier oder in einen Dämon, wo das Bewußtsein des natürlichen Zusammenhanges nicht so fest im Gefühle saß, wie bei Wasser und Wein, ruhig hingenommen, ohne sonderliches Staunen zu erregen. Denn man war doch nicht allzu sicher, auf welchen Gebieten der Natur immanente Kausalität herrsche; man besaß einige zusammenhanglose Erfahrungen, die durch eine entgegengesetzte ganz wohl umgestoßen oder richtig gestellt werden konnten. Weiß man aber erst einmal, daß jede einzelne Tatsache der Wissenschaft, daß die Wissenschaft als Gesamtsystem nur durch die Voraussetzung ermöglicht wird, das natürliche Geschehen erleide keine einzige Ausnahme, so bekommt der Gedanke einer solchen Ausnahme erst die ganze seelische Wucht, das Pathos, das mit dem Eintreten eines Wunders verknüpft ist.

Dieses Bewußtsein von der schweren Bedeutung eines wirklichen Wunders mußte allen früheren Zeiten fehlen und hat ihnen tatsächlich gefehlt, weil die naturwissenschaftlichen Voraussetzungen nicht vorhanden waren, die seit Kant zu allgemeinen erkenntnistheoretischen vertieft worden sind. Nur weil man dies übersieht, pflegt man frühere Jahrhunderte, vor allem das Mittelalter, als abergläubisch und wundersüchtig zu bezeichnen. Das Mittelalter ist nicht abergläubisch; es denkt nur nicht wissenschaftlich, sondern begnügt sich damit, den eingeborenen Kausalitätstrieb auf die naheliegendste Weise zu befriedigen, die hier die kirchlich-religiöse ist. Die Beulenpest bricht über Europa herein; zur Erklärung eines solchen Unglücks ist aus der ganzen seelischen Disposition der Zeit heraus der Gedanke der natürlichste und befriedigendste, daß die Sünden der Menschen durch ein göttliches Strafgericht heimgesucht werden sollen. Das Kausalitätsbedürfnis geht den gangbarsten Weg, den religiösen. Ihn abergläubisch nennen, heißt den Menschen des zwölften

Jahrhunderts vorwerfen, daß sie den Pestbazillus nicht gekannt haben. Und so ist es mit allen wunderbaren Ereignissen, die von Heiligengeschichten und Chroniken, ungesondert von natürlichen, berichtet werden. Daß der große Komet oder die Epilepsie (die „heilige Krankheit“ der Alten) religiöse Gründe habe, wird nur von uns wunderbar gefunden, weil wir den erzeugenden Begriff des Wunders, den des Naturgesetzes, besitzen. Dem mittelalterlichen Menschen waren seine Ursachen nicht weniger natürlich und einleuchtend, als uns die Hyperbelkurve des Kometen und die elektrischen Theorien, die wir auf Grund unserer allgemeinen Ueberzeugung von der Gesetzmäßigkeit im Weltall dem Astronomen glauben. Seine Lehren stimmen eben zu unserem Weltbilde nicht minder gut, als die Erklärung aus dem göttlichen Zorne zum Weltbild des Mittelalterlichen stimmt. Ebenso hat das Weltbild der Griechen aus lauter Deutungen bestanden, die wir wunderbar nennen müssen. Die Götter rufen Naturereignisse nach ihrem Belieben hervor; durch die Verlegung der Ursachen in den Willen menschenähnlicher Wesen sind ihre Wirkungen noch weniger wunderartig, vielmehr durchaus menschlich begreiflich. Die spezifische ethisch-religiöse Tönung der christlichen Wunder fehlt hielt vollständig.

Noch als letztes Beispiel dafür, wie wenig das spezifische Gefühl des Wunders (das uns noch beschäftigen wird) bei den Uebernatürlichkeiten des Mittelalters im Spiel ist, möchte ich auf die Weltkarten jener Zeit verweisen. Uebereinstimmend mit antiken Vorstellungen finden sich neben den Namen der bekannten Länder ohne besondere Grenzen die Länder der Greifen, der hundsköpfigen Menschen, der Magnetberg und anderes mehr. In der See leben Meerkönig, Meerbischof und Meertürke. Die Geographen hatten zweifellos nicht die Absicht, Wunderbares zu berichten, ihnen lag vielmehr nur an der Mitteilung von Tatsachen. Allerdings hat das Mittelalter viel von Wundern zu erzählen gewußt; aber dieses Wort hat nicht die prinzipielle Bedeutung, die anfangs festgestellt wurde. Es ist einfach das Absonderliche und Nicht-Alltägliche, beinahe mit dem Morgenländischen übereinstimmend, das, was man gern wissen möchte und nicht weiß. In diesem Sinn existiert ein Buch des berühmten Albertus Magnus („De mirabilibus mundi“). Von einem prinzipiellen Unterschied zwischen Natürlichem und Wunderbarem kann nicht die Rede sein.

Abergläubisch oder wundersüchtig könnte man mit Recht nur den nennen, der sich den Gedanken der lückenlosen Kausalität angeeignet

hat und trotzdem Ausnahmen von ihr für möglich hält. Der Bauer und der unwissende Kleriker sind es kaum; wenn ihnen auch ihre Zeit die Möglichkeit der Kausalitätserkenntnis an die Hand gibt, so machen sie doch keinen Gebrauch davon und wissen konsequenterweise weder von Naturgesetz noch von Wunder. Ihnen sind manche Erklärungen natürlich, die uns wunderbar dünken, weshalb wir sie ablehnen.

Die allgemeine Naturgesetzlichkeit ist nur ein Prinzip der menschlichen Vernunft überhaupt, nicht aber seelische Realität im konkreten Individuum. Welches die Repräsentanten dieser Idee im Einzelnen sind, ist sehr verschieden — wie bereits an einigen Beispielen angedeutet wurde —. Wenn für die reife Erkenntnis ein Wunder nur bestände, wo alle Naturgesetzmäßigkeit durchbrochen und aufgehoben wäre, so liegt für das Fühlen des einzelnen Individuums die subjektive Schwelle des Wunderbaren nicht so tief. Dem Bauern gilt es als selbstverständlich, daß aus dem Weizenkorn eine Aehre aufwächst, daß Katzen lebendige Junge gebären, Hühner Eier legen. Aber erzählte ihm jemand, die Paradiesvögel wüchsen auf Bäumen oder die Salamander entständen unmittelbar aus dem Schlamm eines Sumpfes, so würde er das vermutlich nicht für abnorm halten. Ja, er ist ganz überzeugt, daß alles mögliche Ungeziefer durch Urzeugung entstehe, wo er doch nicht weit zu dem Schluß hat, daß alles Lebendige von Lebendigem abstammt. Und so haben die meisten Menschen nur gewisse Einzelheiten des Naturzusammenhanges wirklich in sich aufgenommen und würden deren Verletzung als Wunder empfinden. Das allgemeine Prinzip ist ihnen nichts unmittelbar Erlebtes, wenn sie es auch vielleicht öfters aussprechen gehört haben. —

Wenn wir aber fragen: worauf beruht letztlich diese unsere Ueberzeugung, daß die Welt als ein System von geordneten Zusammenhängen erfaßt werden könne, so müssen wir mit der modernen Erkenntnislehre antworten, daß diese erste Voraussetzung der Wissenschaft nicht mehr bewiesen werden kann, sondern in unserem Willen zu erkennen gegründet ist und eine Forderung darstellt, die wir an die Welt richten.*) Wenn die Welt für uns erkennbar sein soll, wenn Wissenschaft möglich sein soll, so müssen alle Weltelemente untereinander in solchen Funktionalbeziehungen stehen, die wir mit den Mitteln unseres Verstandes als gesetzmäßig begreiflich auffassen

*) Vgl. z. B. Sigwart, Logik, 2. Band §. 62.

können. Unsere Zuversicht an die Erkennbarkeit der Welt ist also mit der Ueberzeugung von den kausalen Zusammenhängen aller ihrer Inhalte identisch. Und diese Zuversicht ist ein Glaube. Wir glauben, daß Gesetzmäßigkeit im Universum herrscht, weil wir den Willen haben, das Universum zu erkennen; wir treten daher an jedes neue Gebiet von Inhalten mit dieser Forderung heran, daß auch hier erkennbare und formulierbare Gesetzmäßigkeit zu finden sein werde. Dieser Glaube ist nicht mehr theoretischer, wissenschaftlicher Natur, er beruht vielmehr auf einem Postulat, das uns die Erkenntnis der Welt als zu realisierende Aufgabe stellt.

Es ergibt sich hieraus, daß in letzter Linie ein Glaube, nämlich der an die lückenlose Gesetzmäßigkeit des Geschehens, einem anderen, dem an das mögliche Eingreifen transzendenter Mächte in den natürlichen Weltlauf, gegenübersteht. Und es könnte scheinen, als gäbe es keine weitere Instanz, die zwischen den beiden Willensrichtungen, dem Willen zum Gesetz und dem Willen zur Ausnahme, die Entscheidung treffen dürfte. Aber es ist schon gesagt worden, daß der Glaube an Gesetzmäßigkeit erst die Erkenntnis möglich macht, und das Wollen der Erkenntnis ist ein Teil der menschlichen Aufgabe überhaupt. Der Wille zur Ausnahme vom Gesetz aber — denn ein Wille zur absoluten Gesetzlosigkeit ist mit dem menschlichen Denken, das instinktiv nach Verallgemeinerungen sucht, unverträglich — der Wille zur Ausnahme ist aber immer ein Wunsch nach Zerstörung des Ganzen zugunsten von Einzelnem, und zwar meistens zugunsten von persönlichen Zwecken. Das wissenschaftliche Forschen ist theoretisches Handeln und als solches ein Teil des Handelns nach Zwecken im allgemeinen. Auf dem Gebiet des praktischen Handelns erweist sich folgerichtig der Wille, vom Gesetz (das hier Menschensatzung ist) eine Ausnahme für den Einzelnen zu statuieren, als Prinzip des Verbrechens. Denn der Verbrecher will die Ausnahme vom allgemeinen Gesetze zu seinem Nutzen; und es ist die Regel, daß der Wundersüchtige dasselbe will, wenn wir auch noch andere Möglichkeiten zu erörtern haben werden. Er hofft und glaubt, daß auch das allgemeine Naturgesetz eine Ausnahme gestatten werde, zu seinem eigenen Vorteil oder zugunsten irgend einer Sache, etwa einer Religion, und verneint so die Wissenschaft ihrem Prinzip nach. Die seelische Voraussetzung des (theoretischen) Wunderglaubens ist demnach der Zweifel, denn der Glaube an die Ausnahme ist nur etwas Negatives — über seinen positiven Wert auf ethisch-religiösem Gebiete wird noch zu sprechen sein — und mit dem Zweifel an der

Gültigkeit des Naturgesetzes gleichbedeutend. Nicht der Gläubige verlangt Wunder zu sehen, sondern der Ungläubige, der Zweifler, und er ist bereit, sich durch derartige Argumente zu einem Glauben bekehren zu lassen, der aber naturgemäß wieder nur ein theoretisches Für-Richtig-Halten sein kann. Der Glaube an die Einheitlichkeit des Geschehens, auf dem alle theoretische Erkenntnis beruht, fehlt ihm; er kann auch an Ausnahmen glauben, wenn sie ihm wahrscheinlich gemacht werden. Denn das ist eben das Charakteristische des Zweifels: er versteht nicht, daß die theoretische Erkenntnis nicht auf sich selbst ruhen kann, daß nicht ein logischer Komplex über dem andern bis ins Unendliche stehen kann, wie der indische Elefant auf der Schildkröte; sondern daß das ganze System eine Basis haben muß, die in einem allgemeinen vorwissenschaftlichen Postulate besteht. Der Zweifler, der als nur -theoretischer Mensch charakterisiert werden kann — und bedeutende Forscher gehören hierher —, will sich auch noch diese Voraussetzungen theoretisch bestätigen lassen. Und die Unfähigkeit zum Glauben als grundlegender Funktion, die notwendig den Wahrheitsbegriff selbst zerstören muß — konkrete Beispiele aus der Erkenntnistheorie der Gegenwart könnten dies belegen — ergibt den Skeptizismus als Hauptstamm mit dem Nebenschößling des Aberglaubens. Der Zweifel als die negative Funktion κατ' ἐξοχήν in seiner Gestaltung als Unfähigkeit, an die Grundlage der Wissenschaft zu glauben, ist beider Voraussetzung. (Mit dem Zweifel als Negation aller Positionen überhaupt haben wir jetzt nicht zu tun.)

Der Skeptizismus besitzt nicht die Zuversicht an die Erkennbarkeit der Welt; die Forderung, mit der die Wissenschaft an die Natur herantritt — daß sie nämlich in Gesetzen erfaßbar sei, die vom Erkenntnisvermögen begriffen werden können —, bleibt ihm fremd: sondern er glaubt, daß Gesetzmäßigkeit nichts anderes sei, als die Zusammenstellung und Verallgemeinerung oft gemachter Beobachtungen, daß die Naturgesetze nur die Bedeutung hätten, viele Einzelfälle unter einem einfachen Beispiel, einem Gedankenmodell, zu denken, daß sie nur vorstellungsparenden, „ökonomischen" Wert hätten. Dem Skeptiker ist Erkenntnis nicht ein notwendiges Postulat, das zu seiner Erfüllung Gesetzmäßigkeit überhaupt statuiert (nicht das einzelne Naturgesetz, das ja empirisch gefunden wird), weil ihm sonst nicht Genüge geschehen könnte; die Erkenntnis ist ihm vielmehr entweder ein freies Spiel, ein ästhetischer Luxus oder ein angemessenes Mittel, sich in der Welt zu orientieren und die Natur

zum Nutzen des Menschen zu beherrschen: niemals also in sich selbst gegründete Aufgabe und Selbstzweck, sondern Dienerin des ästhetischen oder des praktischen Triebes. Dem wirklichen Skeptiker muß der innerliche Glaube an die Aufgabe der Menschheit fehlen, die auf dem einen Gebiet eben Erkenntnis ist. Ihm hängt das Theoretische haltlos und sinnlos im Leeren und er ist gezwungen, die unstillbare Frage nach dem Warum? in fremde Gebiete überzuleiten.

Was dem Skeptiker theoretische Argumente leisten, die immer auf theoretischem Gebiete bleiben müssen und zu keiner weiteren Verankerung führen können, das verlangt der Abergläubische von Wundererscheinungen. So wenig wie der Skeptiker vermag er die Gesetzmäßigkeit der Welt aus seinem eigenem Willen zur Erkenntnis heraus zu postulieren. Aber wissenschaftlich weniger erfahren als sein Geistesverwandter, nimmt er unbedenklich Ausnahmen an, deren Tragweite und ontologisches Pathos er nicht begreift. Beide werden sich immer auf dem höheren, „voraussetzungsloseren“ Standpunkt dünken, denn sie halten — sind sie konsequent — die Gesetzmäßigkeit für ein unbewiesenes Vorurteil, das jeden Augenblick durch bessere Erfahrungen widerlegt werden könnte. Jede Argumentation hingegen müßte sich theoretischer Mittel bedienen, und hier handelt es sich um die Basis alles Theoretischen, um die Voraussetzungen der Erkenntnis. Sie wird erst durch die Forderung der Gesetzmäßigkeit möglich gemacht, die wir an die Welt stellen. Skeptizismus und Aberglaube aber meinen, Verallgemeinerungen aus der Erfahrung, die wohl auch einmal nicht zutreffen könnten, seien systematische Erkenntnis. —

2.

Bisher war unsere Aufmerksamkeit vorwiegend dem objektiven Wunderbegriff zugewandt, wenn auch schon immer das Bewußtsein, das Gefühl des Wunderbaren in der lebendigen Menschenseele zur Erläuterung miteinbezogen wurde. Objektiv hat sich uns das Wunder als etwas Negatives dargestellt, als Verneinung der Wissenschaft, als Riß im Gewebe der Ursachen und Wirkungen, der, einmal geschehen, das ganze Netz unverläßlich machen müßte. Aber in der Seele dessen, der an das Wunder glaubt, der es erhofft, hat es durchaus positiven Charakter, ist es ein Erlebnis von eigener ausgezeichneter Charakteristik, von hohem Wert. Für den Wundergläubigen ist es durchaus nicht gleichgültig, an welcher Stelle der Riß eintritt; ihm ist das Wunder ein Eingreifen übernatürlicher,

göttlicher Mächte in den als mechanisch empfundenen Naturablauf, das nur in den wichtigsten Augenblicken aus einer höheren Absicht heraus erfolgt, das eine tiefe Bedeutung für den so Ausgezeichneten oder für die ganze Welt besitzt. Es ist das sichtliche Anzeichen eines göttlichen Willens, das transzendenten Wert in Anspruch nehmen muß. Wo der Glaube an ein solches Wunder besteht, ist er mit dem Glauben an eine Vorsehung verbunden, die dem Einzelnen zuliebe die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens umgeht, die ihm in wichtigen Momenten der Entscheidung direkte Kunde durch Orakel, Donner und Blitz sendet, um einen schwankenden Entschluß in einer Richtung zu befehlen, über eine Tat Beifall oder Mißbilligung auszusprechen. Alle die kleinen abgläubischen Fragen des täglichen Lebens gehören hierher. Die Schwere und Verantwortlichkeit der Entscheidung wird so abgewälzt, der Zweifel jeder ernsten Entschließung erleichtert.

Das spezifische Gefühl des Wunderbaren, die subjektive Reaktion gegend irgend ein Ereignis als außerhalb des Naturmöglichen stehend, hat einen größeren Umfang, als man gemeiniglich annehmen könnte. Fast jedes Erlebnis, das scheinbar unerklärlich in den gewohnten gleichmäßigen Lauf des Alltags eingreift, wie absichtlich und bedeutungsvoll, kann in dem so gestimmten Gemüt die Saite anklingen lassen, die für gewöhnlich ruht: das ist wie ein Wunder. Jeder Romantiker und viele junge Menschen, die ja meist Romantiker sind, treten in einen neuen Tag hinein, in ein neues Land, vor einen neuen Menschen mit der geheimen Hoffnung, das Unerhörte, das Wunderbare werde sich erfüllen. Der romantische Dichter, der die blaue Blume sucht, sucht das Wunder, das, was in der Welt nach ihrem uns bekannten Ablauf niemals geschieht. Und tritt in die durstige offene Seele des Einzelnen ein derartiges Ereignis, so wird das Gefühl lebendig, daß ein Wunder wahrhaftig geschehen sei. So ist es oftmals mit der ersten Liebe. Ein ganzer Komlex von Gefühlen, der bis dahin unbekannt war, entfaltet sich intensiv in rascher Folge, denn alle primären Gefühle müssen ja erlebt werden; eine Unterweisung durch Bericht oder Lektüre gibt es da nicht. Und eine seelische Revolution wie die erwähnte bringt oft noch andere tiefere Gefühlslagen zum erstenmal in lebendiges Mitschwingen. Das religiöse Empfinden, das Verständnis für Naturschönheit wird vielleicht aufgeweckt, ein Gefühl hebt das andere und der Hauch des Wunderbaren schwebt über der ganzen Region. Dieses Gefühl ist hier vollkommen gerechtfertigt. Denn es treten im Seelenleben Ele-

mente auf, die prinzipiell anders sind, als die bisher Bekannten, als die Alltäglichen, Natürlichen. Das Uebernatürliche ist ja ein relativer Wert; es ist für jeden das, was über die ihm geläufigen Geschehnisse prinzipiell hinauszugehen scheint.

Wir haben gesehen, wie sich dem Menschen früherer Zeit, dem mittelalterlichen besonders, alle anerkannten übernatürlichen Ereignisse nicht eigentlich als Wunder, sondern nur als Merkwürdigkeiten, als Aventüren darstellten. Der prinzipielle Strich zwischen Möglichem und Unmöglichem war noch nicht gezogen. Aber das Gefühl des Wunderbaren, das sich Einzelnem gegenüber nicht oder kaum regte, war über die ganze Welt wie ihr tieferer Sinn, ihre Bestimmung vor Gott, ausgegossen. Das Wunderbare war in die religiös-metaphysische Weltanschauung so eingewachsen, daß es am Einzelnen kaum mehr zur bewußten Abhebung kam. Die allgemeine Macht der Religiosität — und auch des Aberglaubens — ist in Zeiten umso größer, die Natürliches (in unserem Sinn) von Uebernatürlichem nicht zu sondern wissen. Da kann es keine religiöse Gleichgültigkeit und keinen Unglauben geben, weil ein solches Verhalten nirgends eine Stütze fände. Die Durchdringung von Irdischem und Ueberirdischem ist nicht Glaube, sondern Tatsache, die jeden Tag an allen möglichen Ereignissen verifiziert werden kann. Und an Offenkundigem zweifeln zu wollen, mußte als das Symptom teuflischer Besessenheit angesehen werden, als identisch mit dem Zustand, den wir heute irrsinnig nennen. So finden wir das Gefühl des Wunderbaren, das im Besonderen nicht auftritt, als einen allgemeinen Hauch des Geheimnisvollen wieder; ein frommes Gefühl erfüllt die Seelen, daß jedem einzelnen ein wunderbares Schicksal aufgespart sein kann, und es ist die wichtigste Sorge des Menschen, sich in diesem Gewebe von Unbegreiflichkeiten göttliche Hilfe zu sichern. Man braucht Amulette und geheimnisvoll geweihte Waffen.

Der innigen Durchdringung von Natürlichem und Uebernatürlichem entsprechend wurden gern Orte dem Göttlichen geweiht, wo sich etwas Wunderbares ereignet hatte. Nach dem Glauben des Volkes, der sich in Sagen und Legenden erhalten hat, waren auch die übernatürlichen Mächte an gewisse, uns unbekannte Gesetze gebunden; sie konnten sich nicht an jeder beliebigen Stelle manifestieren, oder bewiesen wenigstens eine bestimmte Vorliebe für einzelne Stellen. So wird nicht selten erzählt, daß durch wiederholte Erscheinungen und Träume solange auf einen Ort hingewiesen worden

ist, bis da eine Kultstätte errichtet wird, die sich späterhin durch wunderbare Heilungen usw. bewährt.

Es ist höchst wesentlich, wie das allgemeine Schema des Wunders, die Durchbrechung des Naturgeschehens an einer Stelle, konkret erfüllt, von welcher Macht und in welchem Sinn der Naturlauf unterbrochen wird. Daß es eine übernatürliche Macht sein muß, steht fest. Aber hier sind zwei Möglichkeiten denkbar, oder genauer, die unbestimmte Macht kann an einen bestimmten Ort gebunden sein, an das Innere des Menschen. Aus der allgemeinen Denkbarkeit des Wunder-Geschehens tritt somit als besonderer Fall das Wunder-Tun heraus. Die übernatürliche Macht ist ja hier nur an einer Stelle lokalisiert, in der Seele des Menschen, so daß ein prinzipieller Gegensatz zwischen beiden Fällen kaum besteht.

Wenn aus dem Gebiet des Transzendenten her ein Faktor plötzlich und für immer unerklärbar in die Welt hineingriffe, wenn die Welt ein Wunder erlitte, ohne daß eine Potenz ihrer selbst es hervorgebracht hätte, so wäre dies ein Vorgang, über den nichts weiter gesagt werden könnte, der als Vernichtung unseres aufs Gesetzmäßige eingestellten Erkennens angesehen werden müßte. Wird aber ein solches Wunder von einem Menschen aktiv und absichtlich hervorgebracht, so würde es von dem Gefühl größerer Verständlichkeit begleitet sein, da wir den Urheber kennen. Und es war nun immer der Glaube aller Völker, daß solche Eingriffe eines Menschen in den Naturablauf durch gottähnliche oder durch teuflische Kräfte erfolgen könnten. Macht über die Natur ist seit jeher der Wunsch der Menschen gewesen, die moderne Technik ist seine Inkarnation. Aber ihre Macht hält sich im Rahmen des Naturgesetzes und kann nicht darüber hinaus, das heißt gegen dasselbe. Sie ist eine Ueberlistung und Zähmung der Natur mit den ihr abgeborgten Mitteln, aber keine Vernichtung. Von dem Wundertäter, der analog dem Verbrecher gegen menschliche Satzung bewußt Ausnahmen vom Naturgesetz erlangen will, ist nicht zu sprechen. Der Volksglaube hat ihn zum Zauberer vertieft, der im Bunde mit teuflischen Mächten das Naturgesetz zum eigenen Genuß oder zur Gaukelei vernichten kann. Ihm gegenüber steht der Heilige, der nach der Ueberzeugung der Völker durch die reine, übermenschlich starke Kraft seines Willens ein Wunder schafft, damit das Göttliche offenbar werde. Von solchen Wundern ist die Geschichte aller Religionsgründungen voll. Mit der Vorstellung eines vollkommenen Menschen, eines Heiligen, ist der Gedanke verknüpft, daß er vom Naturgesetz unabhängig gedacht

wird, daß er Wunder zu wirken vermag. Dies ist nicht nur seine äußere Legitimation vor dem Volke, sondern gleichsam seine innerste Essenz, der sichtbare Ausdruck des gewonnenen Sieges. Die Kraft seiner Persönlichkeit ist größer als die Gesetze der Natur. Der vollkommene Mensch wird so als Herr der Natur gedacht. Wie zum Begriff einer zivilisatorisch vollendeten Menschheit die Beherrschung der Natur nach deren eigenen Gesetzen gehört, so ist es dem Begriff eines in ethisch-religiöser Beziehung vollkommenen Menschen wesentlich, gegen die Idee des mechanischen Gesetzes, ohne Beziehung zu ihr Macht zu besitzen. Dem wissenschaftlich-technischen Ideal, die Natur geistig ganz zu durchdringen und nach den Zwecken des Geistes die Kausalität der Natur zu lenken, steht das religiöse Ideal gegenüber, den Funktionalbeziehungen überhaupt enthoben zu sein und nicht mehr von mechanischen Gesetzen abzuhängen, sondern nach ethischen Zwecken Abhängigkeiten zu setzen.

Je mehr sich die Vorstellung eines heiligen Menschen gereinigt hat, desto näher kommt sie der des Mystikers, um schließlich mit ihr zusammenzufallen, wobei allerdings der Unterschied bestehen bleibt, daß der Schwerpunkt beim Mystiker ins Sein fällt, das an sich genügt und keine weitere Manifestation in der Welt braucht; der Heilige aber, ebenso wie der Gottgesandte, der Apostel, findet sein Wesen im Tun, sollte sich dies auch im vollendeten Lebenswandel und in der Lehre erschöpfen. Er bedarf der Wirksamkeit um seiner Idee ganz zu entsprechen, der Mystiker findet in bloßer innerer Betrachtung Genüge. Auch die Mitteilung seiner Erlebnisse an andere ist nicht erforderlich; wo sie besteht, kann gewissermaßen schon von einer Entstellung der reinen Idee des Mystikers gesprochen werden, die sich am intensivsten im Schweigen, im bloßen So-Sein erfüllt.

Vielleicht ist das Phänomen eines wahrhaft guten Menschen so selten, daß es schon wie außerhalb des natürlichen Weltgeschehens erscheint, daß der vollkommene Mensch gewissermaßen selbst schon eine Ausnahme von der menschlichen Organisation, also ein Wunder darstellt. Und so können auch manche seiner Aeußerungen als exempt vom Gewohnten, als Wunder angesehen werden. Von jedem Religionsstifter werden Wunder verlangt, ebenso gut heute (in Amerika) wie einst. Denn wie er als vollendeter Mensch über der Natur steht, wird ihm auch eine Macht angemutet, die das Naturgesetz brechen kann. Dieses Gefühl von der Uebernatürlichkeit eines vollendeten Menschen drängt dazu, schon seine Empfängnis und

Geburt als ein nach Naturgesetzen unbegreifliches Ereignis anzusehen, so daß er gewissermaßen ab origine ein Wunder ist. Dieses selbe Bedürfnis nach der ungewöhnlichen, wenn auch nicht übernatürlichen Abstammung des Menschen, der anders ist, hat Wagner bewogen, Siegfried als das im Ehebruch erzeugte Kind eines Geschwisterpaares darzustellen, dessen Vater nach der Erzeugung, dessen Mutter nach der Geburt stirbt. (Wobei es sich nur um unsere heutige Auffassung handelt und es gleichgültig ist, daß ähnliche Ehen einst nichts Seltenes gewesen sind.)

Der echte Glaube an die übernatürliche Kraft des vollkommenen Menschen ist, wie die Geschichte lehrt, meistens bald ausgeartet und veräußerlicht worden. Denn was die lebendige Kraft des Heiligen vollbracht haben sollte, wurde mechanisch auf seinen Körper und weiterhin auf jeden Gegenstand, mit dem er in Berührung gekommen war, übertragen. So veränderte sich der Glaube an die übernatürliche Macht des sittlichen Willens in Reliquienkult und Fetischismus.

Wenn wir uns nun dem Zentrum dieser Kraft zuwenden, dem seelischen Zustand dessen, der reinen Herzens ein Wunder zu wirken glaubt, so ist vor allem klar, daß seine Absichten über jedes persönliche Interesse erhaben sein müssen. Sein Bewußtsein ist von der Gewißheit der göttlichen Kraft, die ihn erfüllt und trägt, in solchem Maße beherrscht, daß ein zweifelnder Gedanke als unbegreifliches Paradoxon erscheinen müßte. Das Individuum sieht sich selbst nur noch als das Werkzeug an, dessen sich die göttliche Macht zu ihren höheren, Menschen vielleicht unbegreiflichen Absichten bedient. Denn nur von dieser transzendenten Macht aus gesehen sind die Naturgesetze wie nicht vorhanden. Dem gläubigen Wundertäter muß das andächtige Staunen, das seine Kraft hervorruft, ganz unverständlich sein, denn er fühlt sich mit jener übernatürlichen Macht so eins, er ist mit ihr so sehr dem Naturablauf fremd (in den Augenblicken, wo er seine Kraft besitzt), daß ihm sein Verhalten als das einzig Natürliche erscheinen muß.

Die entgegengesetzte seelische Disposition, wunderähnliche Taten zu wirken, läge in einer derartigen Konzentration und Stärkung der Persönlichkeit, daß sie gewissermaßen ohne Hilfe, durch eigene Willenskraft über den Naturlauf siegte. Von indischen Yogis wird aus vertrauenswürdigen Quellen (neuerdings durch den ehrwürdigen William James, allerdings nicht aus eigener Anschauung) berichtet, daß sie durch bloße Konzentration des Willens einen ganz erstaun-

lichen Grad von Herrschaft über den eigenen Körper (als Teil der Natur) gewinnen, wie wir es für undenkbar hielten. Ein solches seelisches „training“ ist nun, solange von einer prinzipiellen Veränderung der Naturkräfte nichts Verbürgtes bekannt ist, nur als deren radikale Beherrschung, nicht aber als Wunder anzusprechen, wenn auch die äußeren Begleitumstände manchmal eine gewisse Aehnlichkeit zeigen. Inwieweit aber dieses Verhalten, wo der Sieg über die Natur durch Willenskraft errungen wird, mit dem vorher besprochenen, wo die subjektive Ueberzeugung einer göttlichen Einwirkung besteht, bei scheinbarer Polarität doch etwa wesentlich verwandt sein mag, das muß dahingestellt bleiben. Denn die psychologische Analyse findet einen entgegengesetzten Zustand vor, hier Zurücktreten des Ich-Bewußtseins und des Ich-Gefühls bis zur körperlichen Unempfindlichkeit und zur Aufhebung der empirischen Persönlichkeit: dort höchste Sammlung und Aufgipfelung des Ichs. Ob und wie weit hinter diese seelischen Realitäten noch zurückgegangen werden kann, ist eine offene Frage. Sie führt direkt in die Frage hinein, wie tief die Individualität in den Weltgrund hinabreicht, ob eine letzte metaphysische Einheit nicht nur besteht, sondern auch in der realen Welt wirksam werden kann oder ob die letzten Elemente des Seins individuell, monadenhaft gedacht werden müssen. Dann wäre die Frage nach ihrem Einwirken in die Welt allerdings mit erledigt. Aber diese tiefste Frage ist zweifellos nicht theoretisch zu lösen; nur das persönliche Weltbewußtsein des Einzelnen, sein Kredo und seine Wertung dem Ganzen gegenüber kann sich hier noch entscheiden: ob Persönlichkeit allem Einheitsehnen zum Trotz als höchster Wert gelten soll (denn etwas anderes wird ja schließlich nicht bekannt, wenn die metaphysischen Fragen im Spiele sind): oder ob die Individuation mit all ihrem Leiden in einem Urschoß versinken soll. Vielleicht ist auch — zwischen Leibniz und Schopenhauer — ein mittlerer Weg gangbar, eine Versöhnung dieser beiden letzten Wunschrichtungen möglich, welche die Individualität in allen ihren Ansprüchen wahrt und doch eine Einheit herstellt, einen Schlußakkord, der jeden einzelnen Ton in seiner Besonderheit erklingen läßt und doch aus der unlösbaren Harmonie aller besteht.

Auf dem Bewußtsein der Freiheit vom Naturgesetze sind die Systeme der großen deutschen Metaphysiker aufgebaut, die alle im Wunder gipfeln. Fichtes großer Gedanke war, die ganze Natur nach Postulaten der Freiheit umzugestalten und zu besiegen. Für Schopenhauer wird die übernatürliche Kraft des Heiligen der Schluß-

stein und Höhepunkt seines Systems: der unbegreifliche, durchaus transzendente Vorgang, daß natürliche Motive des Wollens als „Quietive" wirken, muß sich im vollendeten Menschen realisieren, damit er der Qual des allgemeinen Kreisens enthoben werde. Es ist ja tief innerlich konsequent, daß ein derartiges gegennatürliches Ereignis, wie die Vernichtung der Weltsubstanz, des Willens zum Leben im Einzelnen oder im Universum nur durch ein Wunder eintreten könne. Und was Schopenhauer in philosophischem Radikalismus aufzeigt, das verlangt das Volk von einem heiligen Menschen gern als Legitimation seiner Berufung; ob er nämlich stärker sei als die Natur, ob er sie durch ein Wunder zu überwältigen vermöchte. Die inhaltliche Erfüllung zu diesen Postulaten der deutschen Metaphysiker ist in der letzten Szene des Faust gegeben. Nach der immanenten Lösung des Menschheitsproblemes durch die nimmermüde Betätigung aller Kräfte bis zum letzten Augenblick des Erdenlebens tritt das heimlich Erhoffte, das Wunder ein: eine andere, bis dahin unsichtbar gebliebene Welt öffnet sich über der irdischen und krönt ein Menschenleben, das sich im Schaffen aufgezehrt hat, durch die endgültige Aufnahme in eine neue Ordnung der Freiheit, die der Lebende nicht hätte fassen können.

Läßt man aber auch in Abweisung aller metaphysischer Lehren die Freiheit als unbewiesen dahingestellt sein, so konzentrieren sich nichtsdestoweniger der Gedanke und das Gefühl, Macht über die Natur hinaus und vor allem über die Natur in sich selbst gewinnen zu wollen, immer mehr nach innen und treten schließlich als sittlicher Wille zur Freiheit, das heißt als Wille zum Wunder in eine unantastbare Position, die durch den ausgesprochenen und prinzipiellen Verzicht auf theoretische Evidenz ihres seelischen Wertes nicht mehr verlustig gehen kann. Der Wille zur Freiheit gehört einer ganz neuen Kategorie an, die ihren Rechtsgrund in sich selbst besitzt, als Erlebnis unmittelbare Wirklichkeit nicht von irgend woher beansprucht, sondern selbst ist, eine Realität, die jeder theoretischen Instanz und somit jeder wissenschaftlichen Methode völlig fremd gegenüber steht, in einer eigenen Seinsschichte verläuft und nie in irgend einen wie immer gearteten Zusammenhang, weil prinzipiell isoliert, eingeordnet werden kann. —

Ein Hexenprozeß aus „der guten alten Zeit".

Von

Dr. Chr. Waas (Mainz).

Vor mir liegt ein umfangreiches, verschnürtes Bündel Akten aus dem Archiv der ehemals freien und des Reiches Stadt Friedberg in der Wetterau. Mit feiner Hand, die in ihren geschwungenen Zügen und kunstreichen Schnörkeln den Stadtschreiber verrät, ist auf den zerrissenen, graublauen Umschlag geschrieben, wovon die alten, vergilbten Papiere handeln:

Peinliche Acten. Zauberey betr. Barbara 1663.

Ein Hexenprozeß also! Sollen wir den Knoten des mürben Bindfadens öffnen? Warum sie wieder heraufbeschwören, jene aberwitzigen Greuel einer Zeit, hierin so verrucht und verrückt, die wir in gemütlicher Unkenntnis doch so gern die „gute alte Zeit" nennen?

1663! Wir sind ja im Zeitalter des Großen Kurfürsten, der den deutschen Namen zuerst wieder zu Ehren brachte und allen Verfolgten in seinem Lande eine Freistätte bot, da Paul Gerhardt seine innigen, ergreifenden Herzenslieder dichtete, da Leibnizens Genius der Philosophie in Deutschland den Boden bereitete. Ist es möglich? In diesen Jahren noch ein Hexenprozeß? Laßt uns doch sehen, was diese Blätter behandeln!

Die Schnüre sind gefallen. Wir beginnen zu lesen. Mählich gewöhnt sich unser Auge an die Schrift jener Zeit und unser Sinn an die altertümliche und mit vielen fremden Brocken vermischte Ausdrucksweise. Es stört uns auch nicht mehr die vollkommene Abwesenheit irgend einer Rechtschreibung. Wir vergessen die Form über dem Inhalt ganz. — Ja, wahrhaftig, es ist wirklich ein Hexenprozeß! Wir lesen und lesen. Und wie wir so Blatt um Blatt umwenden:

„Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an."

„Wer Hexenprozesse studiert, glaubt sich — nicht inmitten der Angeklagten, sondern der Richter — unter ein Geschlecht versetzt, das alle edlen menschlichen Anlagen: Vernunft und Gerechtigkeit, Scham, Wohlwollen und Mitgefühl erstickt hat, um dafür alle teuflischen in sich großzuziehen. Aus der Sphäre, die vielleicht den meisten Menschen die teuerste und erhabenste des Lebens bedeutet, aus dem Heiligtume der Religion, grinst dem Beschauer ein Medusenhaupt entgegen und hemmt ihm das Blut in den Adern. Unter christlichen Völkern, im Schoße einer tausend Jahre alten Kultur, ist vom 15. bis ins 18. Jahrhundert hinein der Justizmord zur stehenden Einrichtung erhoben, hunderte und tausende von Unschuldigen, meistens Frauen, werden nach ausgesuchten Martern des Leibes und unnennbaren Seelenqualen auf die grausamste Weise hingerichtet. Die Tatsache ist so ungeheuerlich, daß nur die verwandten Verfolgungen Andersgläubiger damit verglichen werden können, alle anderen Verirrungen des Menschengeschlechtes aber daneben zurücktreten. Eine Welt scheint uns bereits von diesen Greueln zu trennen!" *)

Eine Welt der Gesinnung und Gesittung, eine Welt fortschreitender Menschlichkeit trennt uns von dem Zeitalter der Hexenprozesse, aber nur eine ganz kurze Spanne in der Menschheitsgeschichte. Denn nicht nur bis ins 17. Jahrhundert, nein, noch im Jahrhundert Friedrichs des Großen, — natürlich nicht in seinen Staaten, — noch im Zeitalter des jungen Goethe fanden Hexenprozesse statt. Es sind gerade 133 Jahre, daß in Deutschland die letzte Hexe verbrannt wurde: es ist Anna Maria Schwägelin, die 1775 in der Fürstabtei Kempten den Holzstoß bestieg. Und noch sieben Jahre später, 1782, fiel in der Schweiz, und zwar im Kanton Glarus, das letzte Opfer dieses scheußlichen Aberglaubens, der — seien wir ehrlich! — in manchem abgelegenen Dorfe noch heute fortlebt.

Aus mancherlei trüben Quellen war der blöde Wahn von der Hexerei geflossen. Allerlei altgermanisch heidnische Vorstellungen von der Macht übernatürlicher Wesen, die Menschen und Saaten schädigen konnten, wurden von der Kirche mit dem Teufelsglauben

*) Riezler: „Geschichte der Hexenprozesse in Bayern", S. 1. Daneben ist hauptsächlich benutzt: Hansen: „Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter." — Die Akten gehören dem Friedberger Geschichts- und Altertumsverein, in dessen Sitzung vom 19. März 1900 Herr Stadtra Falck aus ihnen berichtet hat. — Für das Volkskundliche sei auf Wuttke „Deutscher Volksaberglaube" verwiesen.

verbunden, der gegen Ende des Mittelalters immer fürchterlichere Formen annahm. Solange aber das altdeutsche Gerichtswesen gehandhabt wurde, konnte es nicht leicht zu ausgedehnten Verfolgungen kommen. Das deutsche Prozeßverfahren war gerade für die der Zauberei Angeklagten günstig. Es mußte ein Ankläger auftreten und die Beschuldigung erheben. Wo aber kein Ankläger, da kein Richter! So lautet der altdeutsche Rechtsatz. Kam es zur Klage und leugnete der Beschuldigte, so mußte ein Gottesurteil entscheiden. Es war in diesem Falle gewöhnlich die sogenannte Wasserprobe. Der Angeklagte wurde, an einem Seil befestigt, in ein Wasser geworfen. Ging er unter, was wohl regelmäßig eintrat, so galt er als unschuldig, wurde emporgezogen und freigesprochen, während der Ankläger bestraft wurde. Diese merkwürdige Wahrheitsprobe beruhte auf dem Volksglauben, daß das Wasser keinen Verbrecher bei sich behält.

So ist also nicht das Mittelalter — von vereinzelten Prozessen abgesehen — die Blütezeit, wenn man so sagen darf, der Hexenverfolgungen gewesen, wie oft angenommen wird. Diesen traurigen Ruhm haben vielmehr die nun folgenden Jahrhunderte der neueren Zeit. Das ausgehende Mittelalter hat aber den Hexenwahn ausgebildet, in ein System gebracht, ihm die kirchliche Weihe gegeben und dem Volke eingepredigt, daß Alt und Jung, Hoch und Niedrig, Gelehrte und Ungelehrte schließlich felsenfest daran glaubten. Als dann ein neues Recht eingeführt und zugleich ein dem altdeutschen Gericht fremdes und unerhört grausames Prozeßverfahren angewandt wurde, da waren alle Vorbedingungen zu jenen Massenverurteilungen und -Hinrichtungen gegeben. Und nunmehr wurden Jahrhunderte lang, Jahr für Jahr, gestützt auf die kirchliche Lehre aller christlichen Bekenntnisse in Deutschland und die jetzt von wahrer Teufelsangst befallene öffentliche Meinung, tausende und abertausende von Justizmorden verübt und zwar in allen rechtlichen Formen.

Drei Umstände waren es also, die diese Entwicklung zum Schlimmen und Unheilvollen herbeiführten. Zunächst und vor allem die Tätigkeit der mittelalterlichen Kirche. Der altdeutsche Volksglaube kannte und verfolgte zwar den schädigenden Zauber, wußte aber nichts von Teufelsbund und Teufelsbuhlschaft, von Hexenausfahrten durch die Luft und Hexenversammlungen. Alle diese Wahnvorstellungen, die sich allmählich und vereinzelt und zwar aus den Ketzerverfolgungen herausgebildet hatten, wurden gegen Ende des 15. Jahrhunderts von

Theologen, besonders aber von den berüchtigten päpstlichen Inquisitoren, den deutschen Dominikanern Institoris und Sprenger, deren Orden ja die Verfolgung jeder Ketzerei oblag, zusammengefaßt. Mit Feuereifer verbreiteten sie den neuen Aberwitz auf ihren ausgedehnten Reisen durch Predigt, Folter und Brand über einen großen Teil von Deutschland und verarbeiteten ihn mit erstaunlicher Spitzfindigkeit und diabolischer Tücke zu einem Lehrgebäude des Hexenglaubens und der Hexenverfolgung. Da die beiden Inquisitoren aber in ihren Prozessen gerade bei einzelnen kirchlichen Behörden auf Widerstand stießen, erwirkten sie 1484 von Papst Innocenz VIII. die nach ihren Anfangsworten bezeichnete Bulle „**Summis desiderantes affectibus**", worin der größte Teil des Hexenwahns als berechtigt anerkannt wird. Gestützt auf diesen päpstlichen Erlaß, konnten die beiden Dominikaner nunmehr daran gehen, die wissenschaftliche Welt, die kirchlichen und weltlichen Gewalten über das zu verfolgende Laster zu unterrichten. Aus den Erfahrungen ihrer Prozeßpraxis und mit dem ganzen Aufgebot ihrer gelehrten Kenntnisse verfaßten sie den 1487 erschienenen „**Malleus maleficarum**", den „Hammer der Hexen", eine systematische Darstellung der Hexerei, verbunden mit einer genau ausgearbeiteten praktischen Anleitung zum Hexenprozeß: ein Buch von ebenso „stupender wie stupider Gelehrsamkeit", das mit Hilfe der neuen Kunst des Buchdrucks in Tausenden von Exemplaren verbreitet wurde und Auflage über Auflage erlebte. Aus ihm schöpften die Hexenrichter ihre Weisheit, und in jedem Prozesse, bis in das 18. Jahrhundert hinein, — auch in dem unsrigen, — können wir die Spuren dieses fürchterlichen Buches feststellen. Gerade 1669 ist es noch einmal gedruckt worden. Es sei auch erwähnt, daß neulich eine mit ausgesuchter Sorgfalt ausgestattete moderne deutsche Uebersetzung erschienen ist.*) In denselben Jahren also, da Columbus eine neue Welt entdeckte und das klassische Altertum mit seiner Dichtung, seiner Kunst und Wissenschaft wiedergeboren zu werden schien, da wurde Europa mit den aberwitzigsten Wahnvorstellungen und Greueltaten durch dieses Buch erfüllt.

Sodann wurde in derselben Zeit das natürliche Rechtsgefühl des deutschen Volkes erschüttert durch die Einführung des römischen Rechts, das den Behörden eine ungeheure Macht verlieh und die

---

*) Der Hexenhammer von Jakob Sprenger und Heinrich Institoris. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt. Berlin, H. Barsdorf.

alten Anschauungen des Volkes über den Haufen warf. Die Rechtsprechung wurde nun ausgeübt von einem zwar grundgelehrten, aber in fremdem Formenkram erstarrten und gefühllosen Richterstand. Unter Berufung auf die unerbittlich grausamen Gesetzesparagraphen der peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V., die Carolina (1532), und selber ganz und gar erfüllt von dem Hexenglauben, hatte er den Willen und auch die Macht mit Feuer und Schwert gegen die vermeintlichen Unholdinnen vorzugehen.

Dazu kam schließlich, daß auch die Prozeßformen andere wurden, und das hing wieder mit der Tätigkeit der Inquisitoren zusammen. Da diese die Hexerei mit der Ketzerei zusammenwarfen, gegen die sie die Folter anwandten, wurden die Hexenprozesse genau wie die Ketzerprozesse geführt, d. h. mit der Folter, während die Gottesurteile mit ihren Proben von der Kirche verworfen wurden. Nicht ein privater, sondern ein amtlicher Ankläger erschien, er forderte zu Angebungen auf, sammelte die Anzeichen des vermuteten Verbrechens, unterwarf die Beschuldigten, wenn sie leugneten, der Tortur und geleitete die so Ueberführten auf den Scheiterhaufen. So wurde das altdeutsche Klageverfahren mit seinem Gottesurteil verdrängt durch den Inquisitionsprozeß mit der Folter, der nun auch von den weltlichen Gerichten übernommen wurde, nachdem durch die Reformation in Deutschland die Inquisition lahm gelegt war. Auch die Carolina bestimmte die Anwendung der Folter und setzte auf Zauberei den Feuertod.

Leider hat in allem dem der Sieg des Protestantismus in Deutschland keine, aber auch gar keine Besserung gebracht. Er konnte es zunächst auch gar nicht, da die Grundlage, der Glaube an die Persönlichkeit des Teufels, und der ganze Hexenwahn, wie er von der alten Kirche übernommen war, von den Reformatoren festgehalten wurde, und da man auch auf den Kanzeln der neuen Kirche weidlich verketzerte und verfluchte, vermaledeite und verteufelte. „Es gehört zu den traurigsten Zügen in der deutschen Entwicklung, daß der Protestantismus dieses Erbstück der römischen Kirche ohne Bedenken in vollem Umfang übernahm, . . . daß die christlichen Konfessionen, die sich sonst auf Leben und Tod bekämpften, auf diesem Gebiet der Dogmatik in schauerlicher Eintracht vereint, in den Hexenverfolgungen wetteiferten.“

Nach den von den Dominikanern um die Wende dis 15. Jahrhunderts angestellten massenhaften Hexenbränden erleben wir grade gegen Ende des nächsten Jahrhunderts, im Zeitalter der Gegen-

reformation, eine neue Verfolgungsepidemie, und zwar in evangelischen wie in katholischen Ländern. Wurde doch damals (1572) sogar eine deutsche Fürstin, die Herzogin Sidonie von Braunschweig-Kalenberg, des Teufelsbundes bezichtigt und mußte flüchten; und ein deutscher Fürstensohn, der spätere Herzog Max von Baiern, wohnte 1590 in Ingolstadt persönlich Folterungen von Hexen bei und berichtete darüber an seinen Vater. Die tollsten Orgien aber wurden damals im Erzbistum Trier veranstaltet, wo Kurfürst Johann von Schönberg, der seit 1581 regierte, innerhalb 6 Jahren aus wenigen Ortschaften 368 Personen verbrennen ließ.

Das 17. Jahrhundert erlebt dann eine dritte Hochflut von Massenverfolgungen. In diese fällt auch unser Prozeß. Es ist eine Wirkung der Greuel des 30jährigen Krieges, daß zugleich mit einer erschreckenden Sittenlosigkeit, Verrohung und allem möglichen Aberglauben, auch der Hexenwahn von neuem die Gemüter des deutschen Volkes ergriff und Prozeß auf Prozeß heraufbeschwor. So wurde in Salzburg von 1677—81 ein Riesenprozeß geführt, wobei mindestens 100 Menschen hingerichtet wurden, darunter ein 10jähriger Knabe und eine 80jährige Greisin. Einmal wurden 7 Bettelbuben zugleich verbrannt. Ist es doch grade eine Eigentümlichkeit dieser späteren Verfolgungen, daß ihnen besonders viele Kinder zum Opfer fielen! Wer einmal diese Hexenangst des nach 30 schauerlichen Kriegsjahren ganz verzweifelten, fast tierisch gewordenen Volkes kennen lernen will, das von dem Wahne gepackt, in wilder Wut, auch ohne Richter und Henker, mordete, der lese Wilhelm Raabes meisterliche Novelle: „Else von der Tanne."

So war auch die Gemütsverfassung der Bevölkerung, die Anschauung der geistlichen und weltlichen Behörden in der Stadt, wohin uns die alten vermoderten Akten des Jahres 1663 führen.

Auch die freie Reichsstadt Friedberg in der Wetterau, einige Stunden nördlich von Frankfurt a. M. gelegen, evangelischen Glaubens, war, wie die meisten der ehemals so stolzen Städte unseres Vaterlandes, nach dem 30jährigen Kriege ganz verarmt und heruntergekommen. Sie zählte nur noch etwa 2000 Einwohner, die neben ihrem Handwerk hauptsächlich Ackerbau trieben und sich in den schweren Zeitläuften kümmerlich durchs Leben schlugen. In aller Armut lebte aber noch ein gewisser Stolz in diesen kleinen Städten. Mit der Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit verband sich bei den wohlweisen und gestrengen Stadtvätern Friedbergs ein rührender Eifer, die jetzt fast wertlose, aber recht kost-

spielige Reichsfreiheit zu bewahren und sie vor allem gegen die Uebergriffe der benachbarten Reichsburg gleichen Namens zu sichern. Die Stadt besaß die hohe Gerichtsbarkeit über Leben und Tod: das peinliche Halsgericht. Es wurde von den Schöffen, d. h. den älteren Ratsherrn, an deren Spitze der ältere Bürgermeister stand, und dem Schultheißen gehandhabt.

Und damit nahm man es bitter ernst in der freien Stadt Friedberg, wie auch anderwärts im heiligen römischen Reiche deutscher Nation. Zwar galt auch hier der Satz: „Die Friedberger hängen keinen, sie haben ihn denn.“ Aber wenn sie einen wirklichen, oder auch nur vermeintlichen Malefikanten hatten, so hingen sie ihn gewiß, d. h. wenn er ihnen nicht wieder durchging.

Das war allerdings bei den armen Hexenweibern nicht zu befürchten, zumal wenn sie von dem Scharfrichter und Schinder, der lieber kurzweg „der Meister“ genannt werden wollte, und der auch das Foltern mitbesorgte, gehörig gedäumelt, an den Beinen zerquetscht und gestreckt worden waren. Eher mußte man Sorge tragen, daß sie sich nicht Leids antaten, was hin und wieder vorkam und für die größte Bosheit erachtet wurde.

Auch Friedberg hat schon vor 1663 seine Hexenprozesse gehabt und wacker diese Zauberinnen und Unholdinnen verbrannt. Wenn auch kein Hexenturm mehr daran erinnert, die Chroniken wissen doch noch einiges in ihrer erschrecklich summarischen Weise davon zu erzählen: So wurden 1574 am 28. Mai 2 Weiber, die Seipen Margarete und Kraften Kintz als Hexen an Stützeln verbrannt. 1595 brachte sich die Benderin im Rübenloch (einem Gefängnis) selbst um. Paul Schwarzen Frau wurde in einer Hütte verbrannt „als ihr verdienter Lohn.“ „1618 zu Christi Himmelfahrt“, heißt es, „hat sich die Hertzegin, eines Steindeckers Wittib, im Gefängnis erhängt, war eine Hexin, hat Mann und Weibspersonen, auch Vieh mit Gift getötet. . . . Ist auf der Erden hinausgeschleift und unter dem Galgen verbrannt worden.“

Aus den Kriegsjahren selber berichten die Chroniken nichts von neuen Hexenverfolgungen, es haben wohl auch keine stattgefunden. Man hatte eben keine Zeit dazu unter all den Bedrückungen durch Einquartierungen der fremden Kriegsvölker, den Belagerungen, Erstürmungen, Plünderungen. Wurde die Stadt doch hintereinander die Beute der Spanier, der Schweden, der Kaiserlichen, der Hessen!

„Gott lob, nun ist erschollen, das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen die Spies' und Schwerter und ihr Mord.“

So singt Paul Gerhardt in seinem Preislied auf den westfälischen Frieden. Der Mord der Schwerter ruhte nun allerdings eine Weile. Dafür aber erhob sich in dem armen gesunkenen Deutschland ein anderer Mord wieder, ein scheußlicherer, der der Foltern und der Hexenbrände.

Auch die Wetterau wurde von neuem von dem Hexenwahn ergriffen. Bekannt durch Glaubrechts Erzählung ist Lindheim, dessen Hexenturm jetzt noch gezeigt wird, wo 1650—3 und 1661—4 der Oberschultheiß Geiß gegen Männer und Weiber wütete. Im Amte Bingenheim, das nur aus wenigen Ortschaften bestand, fielen dem Amtmann Caspari innerhalb 6 Jahren, von 1653—9, sage und schreibe 56 Menschen zum Opfer, darunter auch einige Mägdlein, die, aus besonderer Gnade, weil sie noch Kinder und „in ihrer Kleinheit zur Uebeltat verleitet worden", nicht verbrannt, sondern mit dem Schwerte gerichtet und in Särgen — auch das war eine Gnade! — an der Kirchhofsmauer begraben wurden. Der barmherzige Richter!

Da konnte auch Friedberg, die Hauptstadt der Wetterau, nicht ganz zurückbleiben. War doch eben im Jahre 1658 bei einem Mordprozeß gar Erstaunliches an Zauberstücken an den Tag gekommen. So bekannte einer der Mordgesellen, der Flurschütz Niclas Rheinländer, „nachdem er gehörig gedäumelt, er könne gezaubern und habe vom kleinen Hänschen, dem Jäger zu Höchst, das Freischießen gelernt, dabei der h. Dreifaltigkeit abgeschworen und in des Teufels Namen 3 Schüsse getan: den einen gegen Gott, den zweiten gegen die Sonne, den dritten gegen den Mond." Er hätte auch dem Teufel zugetrunken, der dann erklärt hätte: „Nun bist du mein!" Der mörderische Freischütz wurde gerädert.

Die Stimmung war also jetzt auch in Friedberg für einen Hexenprozeß, wovon man so lange nichts mehr gehört hatte, wieder außerordentlich günstig. Es brauchte nur aus einem, vielleicht ganz harmlosen Vorfall gegen eine übel beleumundete alte Frau ein Stadtgeschwätz zu entstehen, und der Antrieb zu einer Untersuchung wegen Zauberei war gegeben. Die Folter sorgte dann für die nötigen Bekenntnisse, und ein neuer Scheiterhaufen konnte aufflammen; denn nichts, keine öffentliche Meinung, keine Behörde, geistlichen oder weltlichen Standes, war da, dies zu verhindern. Hat doch von dieser Zeit der edle Jesuit, Friedrich Graf von Spee, einer der ersten Bekämpfer der Hexenverfolgungen, das Wort gesprochen: „Das Volk denkt mehr an den Teufel als an Gott!"

Dieses neue Opfer des Hexenwahns in der freien Reichsstadt Friedberg ist eben die Barbara, von der unsere Akten handeln. Sie beginnen mit einem Heft Protokolle über die ersten Verhöre, aus denen wir die Vorgeschichte des Prozesses entnehmen müssen. Das erste (mit einigen Kürzungen und Uebersetzung der lateinischen Floskeln) lautet folgendermaßen:

„Geschehen im neuen Rathaus zu Fridberg, den 5. September 1663. Anwesend die Herren Bürgermeister und die 3 Schöffen Hartmann Vietor, Joh. Helwig May und Adam Heyderich. Schreiber Joh. Leininger (der Stadtschreiber). In der Untersuchungssache:

Weilen Hanß Kaspar, Simplicy Reinhardts, Bürgers und Schneiders alhier, junges Söhnlein von 3 Jahren, bey anderen Kindern uff offener Gassen gesaget, es könte Mäuserchen machen, und solches dessen Eltern der Obrigkeit auch mit bestürztem Gemüth und Trehnen geklaget, als hat man die Eltern und das Kind miteinander uffs neue Rathaus kommen lassen. Welche, im Beisein der Herren, das Kind examiniert, sagt: Die Barba, so sich bei ihnen im Haus uffhalte, hette ihm in dem Stall einen großen, schwarzen, stoltzen Mann gezeigt, welchen Aepfel vor die Augen gehalten, und hette die Barbara ihm Wasser uff den Kopf geschütt. Als man es aber gefraget, ob dann die Barb es auch Mäuserchen lernen machen und wie? hatt es zwar nicht herausgewolt, endlich aber gesagt, die Barb hette rundum einen Kreis, wie es dann mit den Fingerchen gezeiget, gemacht. Hatt auch bei Gegenüberstellung mit der Barb ihr ins Gesicht gesagt, als es gefragt worden, ob die Barb Wasser uffs geschüttet und wohin: „Uff den Kopf“, und das mit dem schwarzen stolzen Mann wiederhohlet. Wie man aber das Kind in ihrem Gegensein über die Mäuserchen, ob es dieselben machen könte, und wer es gelernt? gefragt, hat es nichts reden wollen, sondern endtlich gesaget, die Barb schwiege, und sie allezeit angesehen.“

Darauf wurde Martin Schönberger, der Hausbesitzer, vernommen: „Verschienen Donnerstag were er in sein Haus zu Simplicio Reinharden kommen, da hette obgedachtes Kindt mit den Kleyderchen uff der Wiegen gelegen, welches der Vatter außziehen und mitt ihm beten wollen. Da hette das Kindt gesagt: Dort bey dem Fenster sitzt ein Butzemann! und hette anfangs nicht beten wollen, worüber sie alle beyde sehr erschrocken. Endtlich aber hette es mitt dem Vatter gebett: und darüber eingeschlafen.

Weilen nun dieses Gespräch von der Barb also gangen, so hette er, Schönberger, gestrigen Tages derselben außgeboten (d. h.

die Wohnung gekündigt). Sie were aber dahinden in den stall gangen, welcher er nachgefolgt, und ein Geschwätz in dem Stall gehört, als wenn ihrer drey miteinander geredet. Wie er aber den Stall uffgethan, da were niemand mehr als sie, Barbara, in dem Stall gewesen."

Der Metzger Philipp Pimpert bezeugt, er habe ihr am zweiten Pfingsttag auf ihrer Stube ins Gesicht gesagt: „Wann sie in Wehrheim geblieben, so were sie längst verbrannt." Davon wollte Barbara aber nichts mehr wissen. „Und als ihr vorgehalten worden, ob sie dann nicht wüßte, daß sie längst im Geschrey gewesen, sagt sie: Wie ihr Bruder zu Wehrheim were verbrandt worden, da hetten die Leuthe gesagt: Sie, Barbara, müßte es auch können. Aber ihr Stiefbruder hette solches in Holland gelernt. Wie man ihr nun vorgehalten: Weilen ihr solches vorgerücket, warumb sie ihr Ehr nicht defendirt, hatt sie geantwortet: Was sie als eine arme Frau thun solte?"

Das Kind, das sich inzwischen wohl beruhigt hatte, wird nun nochmals befragt und sagt nun: „Die Verb het Mäuserger gemacht und weren auch große Mäuserger uff der Erde gelauffen."

Auch schon vor 30 Jahren soll Barbara, wie jetzt der Behörde angegeben worden war, einem Bäcker Hans Dieterich in der Burg ein Kind verzaubert haben. Darüber sagt die Mutter, jetzt Witwe Margarete Klotz, folgendes aus: „Wie sie Hans Dieterichen, ihren ersten Ehevogt, Bäcker in dem Schloß, zur Ehe gehabt, da hette einmahlß, ungefehr umb 1630 herumb, ermeldte Barbara, welche den Thurmann (Türmer) uff dem hindersten dicken Thurm in Ehe gehabt, Kindtbett gehabt, und weilen dermahlen bräuchlich im Schloß gewesen, daß die Kindbetterleuthe oder Gäste, jedwedder ein halb Viertel Weins verehrt, hette sie dergleichen gethan. Wie sie nun den Tag hernacher ihre Flaschen wieder uff dem Thurm gehohlt und ihrem Kindtmägdlein, welches kürzlich Michaelen, den gewesenen Kantzleyknecht in der Burg geheuradtet, uff das Kind, so dermahlß ein Jahr und fünff Wochen alt gewesen, Achtung zu geben befohlen, were ihr das Kindsmägdlein balt mit dem Kind uff den Thurm gefolget, und hette vermutlich dieselbe, als sie es auß der Wiegen uffgehoben, nicht gesegnet. Dann als es mitt dem Kind in die Thurmstube kommen, hette Barbara demselben uff die Achsel mit der Hand geschmissen und gesagt: Es juckt das Kind gewiß! Sie aber zur Antwort geben: Das Kind hat ja kein Grind an sich! — Den andern Tag hette das Kind unter solchem Arm ein groß Blas,

nachgehend uff der Hand und am gantzen Leib lauter Blasen, so gelb und blau gewesen, bekommen und were den dritten Tag daruff gestorben. Sie hette aber bey keiner Obrigkeit deswegen geklaget, sondern solches Gott befohlen.“

Nach diesem ersten Verhör mußte Barbara „bey Verlust Hab und Güter“ angeloben, aus der Stadt nicht zu entweichen und sich jederzeit auf Begehren wieder zur Vernehmung zu stellen.

Das arme Weib war, wie wir gelesen, von ihrem Hausherrn auf die Straße gesetzt worden und irrte mit ihren Habseligkeiten in der Stadt herum, ohne neue Unterkunft zu finden. Eine Frau, bei der sie anklopfte, sagte ihr geradezu, sie könne sie nicht aufnehmen, „denn sonsten die Leuthe sagen möchten, weil sie in einem solchen Geschreyhe käme: sie wäre auch der Leuthe“ (d. h. sie sei auch eine Hexe). Sie mußte also derweilen ihr Bett auf die Straße machen.

Am 7. September wurde Michael Hildebrand, der städtische Schweinehirt, ein Landsmann Barbaras, aus Anspach im Taunus, Amt Wehrheim, gebürtig, vernommen. „Sagt: ihr Vatter Stoffel Camberger hette ein böß Geschreyhe gehabt und einsmahlß sein (Zeugens) Altmutter etwas in ein Ohr sagen wollen, worüber sie das Gehör verlohren. . . . So hette man auch nicht viel Guts von der Inquisitin (der Beklagten) selbsten gesaget. Wie denn auch ihr Bruder wehre verbrandt worden.“

Inzwischen war den untersuchenden Herrn die Kunde von einem gar erstaunlichen Vorfall mit der Barbara zu Ohren gekommen, der sich am Walpurgi-Abend vor etwa 8 Jahren abgespielt haben sollte, als sie noch bei Hartmann Turn, dem Totengräber, wohnte. Darüber bezeugte in einem 3. Verhör am 8. September der 72-jährige Totengräber folgendes: „Vor ungefähr 8 Jahren hette er sie in sein Haus auffgenommen und ihr uff ein Jahr die Herberge versprochen. Weilen aber sein Sohn Hanß zu ihnen kommen und ihnen gesaget, die Frau habe ein böß Geschreyhe, worumb er sie uffnehme, und sie selbsten auch mitteinander den Walpurgi-Abendt von den Hexen geredet, daß sie des Nachts uff dem Hexentanz lustig sein würden, hette sie daruff gesaget: Er werde sie wohl hören niederliegen, welche Wort ihnen mißfallen, und hette er sie daruff vor der Zeit wieder auß dem Hauß geschafft.“ — Seine Frau aber, die krank war und zu Hause vernommen werden mußte, wußte die Aussage ihres Ehevogtes noch folgendermaßen zu ergänzen: „Ermeldte Barbara hette uff Walpurgi-Abendt, alß sie in weyland Herrn Peter Huten seel. Hauß reiben sollen (d. h. wohl Geschirr

putzen) und sie solches ungern gethan, hette sie Peter Huten Frau wieder gehen lassen. Wie sie nun wieder heim kommen und sie von den Hexen geredet, hette Inquisitin gesaget: Sie wolte ihre Schuhe butzen und schlafen gehen. Were auch daruff in ihr Kammer gangen und, ohnerachtet sie sonsten in Brauch gehabt, jederzeit bey nächtlicher Weil ein Licht zu brennen, hette sie doch desmahlß keines gehabt, sondern were gantz still in der Kammer gewesen. Deswegen sie über eine Zeit hernach vor ihr Kammer gingen und ihr geruffen. Sie hette ihr aber keine Antwort geben. Wie sie nun auch hieruff schlafen gehen wollen, da hette sie vor ihrem Fenster her einen schwarzen Rab fliegen sehen. Welches sie ihrem Manne angezeigt, der es ihr aber ausreden wollen, sagend, es were eine Eul gewesen; sie aber gesagt, es were schwarz gewesen. Des Morgens hernachen hette sie Inquisitin gefragt, wo sie gewesen, daß sie ihr nicht geantwortet, wie sie ihr zugerufen. Da hette sie gesagt: Sie hette geschlafen und es nicht gehört."

Mit diesen letzten Aussagen waren nun nach Ansicht der Untersuchungskommission die Verdachtsmomente gegen Barbara so gehäuft, daß man sie nicht länger auf freiem Fuße belassen zu können glaubte. Sie wurde daher nach Schluß des Verhörs verhaftet und aufs Rosengärtchen auf der Mainzer Pforte ins Gefängnis gesetzt. Damit sie sich nichts antue, wurden ihr Messer, Schlüssel, Gürtel und anderes abgenommen.

Mittlerweile war auch Antwort von Wehrheim eingetroffen, wo man angefragt hatte, ob nicht bei den dortigen Hexenprozessen auch auf Barbara ausgesagt worden sei, „wie dieses Orts die gemeine Sage gehe." Die Protokolle dieser Prozesse von 1633/4 und 1651 enthielten aber gar nichts gegen sie selber — sie hatte ja auch damals die Heimat schon verlassen — nur seien ihre Eltern des Lasters bezichtigt und ihr Bruder am 12. Dezember 1651 hingerichtet worden.

Um nun ganz sicher zu gehen, wurden, wie üblich, die Protokolle der bisherigen Voruntersuchung an die Juristische Fakultät der Universität Gießen überschickt, die am 14. September antwortete, daß nunmehr „mit dem peinlichen Inquisitional-Prozeß . . . wohl verfahren werden könne." Vorher sollte noch genauer der Diffamation ihres Ursprungs", d. h. ob sie nicht durch die Prozesse ihres Vaters und Bruders belastet sei, und überhaupt ihrem Leben und Wandel nachgespürt werden. Auch sollte in ihrer „Fahrnüß nach einigen der Zauberey verdächtigen Sachen fleißig nachgesuchet

werden." Alles soll sorgfältig ad acta gebracht werden. „Sodann möchte und könnte zur peinlichen Frage geschritten werden."

Nach diesem Gutachten der hochgelahrten und weisen Herren zu Gießen wurde denn nun auch verfahren.

Die Witwe Klotz, dieselbe, die der Barbara die Verhexung ihres Kindes vorwarf, wußte außerdem noch von einem anderen Zauberstück zu erzählen, das allerdings auch schon 30 Jahre zurücklag. Darüber wurde sie dann am 18. September abermals vernommen: „Wie der Herr Ober-Amtmann Roßenbach seel. vor dießem mitt seiner ersten Eheliebsten, auch seel., im Schloß gewohnet, da hette die Adeliche Frau ein Verdacht uff Inquisitin bekommen, alß sei ihr eine Schweitzer Kuh verzaubert und die Milch genommen, derowegen solche Adeliche einsmahlß in der Küchen mitt Ihrer Köchin gewesen und in einem eisern Topf Milch über dem Feuer gehabt, die adeliche Frau mit einer Sichel und die Köchin mitt einem Messer in solche Milch gehackt und gestochen. Worzu sie und ihr erster Hauswirth seel., einen Krug zu hohlen, kommen. Da hette die Adeliche Frau gesagt: Sie wolten der Hex ein Zeichen anhenken, daß sie gewiß daran denken solte. Sie und ihr Haußwirth hetten zugesehen und gelacht. Wie sie aber mitt dem Krug herauß gewesen, hetten sie das Thor zugemacht, da were die Inquisitin, wie sie nachgehendts von der Adelichen Frauen gehöret, anfangs vor das Thor, und als sie dardurch, weilen es verriegelt, nicht ankommen, vor das Küchenfenster kommen und hette Feuer begehrt; hette ihr keines geben und nachgehends offentlich gesagt, sie hette ihr den Flecken im Aug angehengt. Were allezeit, so lang, als sie in der Burg, in einem bösen Geschwäze gewesen, dann gesagt worden: sie und ihr Mann weren Hexerey halber von Wehrheim hinweg gezogen."

Bei der Gelegenheit gab auch der Gerichtsknecht Görg Diemer folgendes zu Protokoll: „Vor dreyen Tagen, alß er ihr das Essen bracht, hette ihr Kind, so gleichwohl vor etlich und zwantzig Jahren gestorben, und die Nacht zu ihr ins Gefängniß kommen, ihr nackend uff dem Schloß gelegen und sie getröstet." Nur gab der Biedermann nicht an, daß es ein Traum gewesen, den ihm die einfältige Frau erzählt hatte. Er ließ vielmehr das Gericht auf dem Glauben, er habe das mit eigenen Augen gesehen.

Die Juristenfakultät hatte einen genaueren Bericht über ihre verdächtige Herkunft aus einer Hexenfamilie als notwendig bezeichnet. Der traf nun am 26. September aus Wehrheim ein. Hier hatten

auf Ersuchen von Friedberg aus die beiden Amtskeller zwei bejahrte und angesehene Männer aus Anspach, dem Geburtsort der Barbara, vernommen. Diese hatten aber über die Angeklagte selber nichts Nachteiliges aussagen können. Sie sei etwa vor 34 oder 35 Jahren mit ihrem ersten Mann aus dem Dorf weggezogen und nur bisweilen zur Kirchweih heimgekommen. „Als der erste Prozeß im Amt geführt worden, were sie bereits außer Lands gewesen.“ An ihren Bruder Bast (= Sebastian), der verbrannt worden war, erinnerte sich der eine Zeuge noch, er sei aber ihr Stiefbruder gewesen; desgleichen wußte er auch von ihrem Vater Stoffel (= Christoph) Camberger noch mancherlei zu erzählen: „Er sei gar schlecht gewesen, weil die Leut ihn davor gehalten, daß er sich zur Katzen machen und auf den Dächern laufen könne.“ Er habe sich in der Wetterau mit Dachmacherei ernährt und sei nach Bockenhausen im Amt Idstein gezogen.

Auch ihre Habseligkeiten wurden nun durchsucht, ob sich nicht etwas Teufelsmäßiges darunter fände. Die 27 Reichstaler Bargeld, auf die man natürlich sofort Beschlag legte, kamen zur Deckung der bisher entstandenen Kosten sehr gelegen. Zwei Dukaten erhielten davon gleich die Gießener Herren Juristen für ihr treffliches Gutachten. Wichtiger noch war aber ein anderer Fund, wegen dessen die Beklagte am 28. September nochmals vernommen wurde: „Barbara auß dem Gefängniß herußgebracht und mitt dem under ihren Mobilien gefundenen kleinen Döpflein, worein ein wenig gelber Salben gewesen, confrontirt. Sagt, es were Brandsalbe, und Herr Joh. Philips Gößwein, Apotheker in Gießen, hette solche under sie, Herrn Joh. Gößweins seel. Wittib und Joh. Hermann außgetheilt. Und berufte sich vielmahlß uff Gott, der wüßte, daß sie fromb were. Und als ihr etliche indicia vorgehalten worden, hatt sie daruff mitt diesen Worten herausgefahren: Sie wolte sich balt erhenken und wolte, daß sie hexen könte! Endtlich aber bath sie umb Verzeihung und sagte: Hette sie was geredt, so were sie zornig gewesen. Sie wolte sich an ihre fünf Hauptstück des Christlichen Cathechismi halten, und begehrte nicht zaubern lernen.“

Damit war die Voruntersuchung abgeschlossen. Für die untersuchenden Herren war nun kein Bedenken mehr vorhanden, daß das bisher gewonnene Material zur Erhebung der Anklage vollauf genüge. Das Protokoll schließt: „Hierauff ist beschlossen worden, daß man die Inquisitin wieder in ihr Gefängniß führen und inzwischen Fiscalem et Defensorem bestellen sollte.“ Der Fiskal hatte die

Aufgabe unseres Staatsanwalts, der Defensor die des Verteidigers.

Der 1. Akt der Tragödie war aus, der eigentliche Prozeß konnte beginnen.

So viel Erstaunliches und für uns Menschen des 20. Jahrhunderts Unbegreifliches die Akten bisher auch ergeben haben, es ist in dem Ganzen kein Zug, der über das Gewöhnliche bei diesen Prozessen hinausginge. Ja man kann sagen — und das gilt auch für den ganzen weiteren Verlauf —, wir haben hier den Typus des Hexenprozesses vor uns. Er bietet dem Kenner dieser Dinge nichts neues, umso lehrreicher ist er gerade deshalb für alle, denen dies Gebiet der Kulturgeschichte fremd ist. Auch die Volkskunde, der man sich heute mit liebevollem Eifer widmet, schöpft aus solchen Akten mannigfache Aufklärung. Die ganze Welt des alten und noch heute teilweise vorhandenen, aber ängstlich verborgenen Aberglaubens steigt hier frei und offen herauf. Sollte es sich nicht verlohnen, sie einmal festzuhalten, zu bannen?

Barbara Camberger, aus Anspach im Taunus gebürtig, mochte etwa 60 Jahre alt sein. Sie hatte früh ihre Mutter verloren und eine Weile ihrem Vater die Haushaltung geführt, bis sie Nikolaus Hoffmann, der Türmer auf dem heute Adolfs-Turm genannten hinteren „dicken Turme“ in der Burg Friedberg, heiratete. Um 1630 hat sie die Heimat verlassen. Nach dem Tode ihres ersten Mannes führte sie Heinrich Wendel aus Nauheim, Bürger in der Stadt Friedberg, heim. Auch er starb bald. Kinder hatte die Witwe Wendel auch nicht durch die schweren Zeiten — es sind die letzten Jahre des 30jährigen Krieges — durchgebracht. Sie lebte allein und ohne Angehörige in der Stadt bei armen Bürgersleuten in einer gezinsten Stube, ging auf Tagelohn und half auch in reichen Häusern in der Küche aus: So bei dem Ratsherrn Peter Hut, und 7 Jahre wohnte und diente sie bei der Witwe des Apothekers Gößwein. Sie war fleißig und sparsam, darin konnte ihr niemand etwas nachsagen. Sie besuchte auch, nach Aussage aller Zeugen, die sie kannten, regelmäßig den Gottesdienst und ging auch häufig zum Tisch des Herrn. Kurz, sie hätte ein bürgerlich ehrbares Leben bis an ihr seliges Ende führen können, wenn eben nicht der böse Leumund, das Geschreie, wie es in den Akten heißt, gewesen wäre. Das aber war die Grundlage des Prozesses, die Ursache ihres schmählichen Todes.

Woher kam das böse Geschrei? Nun, sie brachte es eben aus

der Heimat mit. Sie war an sich schon des Lasters der Zauberei verdächtig durch Abstammung aus einer Hexenfamilie.

Der Hexenhammer besagt: „Der Richter muß Acht haben auf die Familie und die Nachkommen einer verbrannten oder gefangenen Hexe, weil diese meistens auch der Hexerei ergeben sind.“ So hat es sich auch dem Volksglauben eingeprägt: Die Zauberei vererbt sich; das Kind empfängt sie schon als Gabe mit der Muttermilch Ja, es gibt ganze Familien im Rufe der erblichen Hexerei. Das ist mit ein Erklärungsgrund für die Massenhinrichtungen. Die Richter ruhten häufig nicht eher, bis die ganze Familie, die einmal ein Opfer gestellt hatte, vertilgt war.

Der Vater der Barbara war zwar 1633 dem Scheiterhaufen entgangen, obschon auf ihn bekannt worden war. Er war in eine andere Gegend fortgezogen. Der Bruder aber wurde 18 Jahre später in einen Prozeß verwickelt und mußte den Feuertod sterben, nicht ohne sich vorher das Geständnis erpressen zu lassen, seine Großmutter sei schon eine Hexe gewesen. Es ist nun erklärlich, weshalb Barbara gleich aussagt, ihr Bruder habe die Zauberei auswärts, in Holland, gelernt. Sie wollte den Verdacht um ihrer selber willen von der Familie ablenken. Als ihr dann doch der Prozeß gemacht wird, da jammert sie beweglich über ihren „bösen Vater“; ihm hat ja auch sie ihren schlechten Leumund und ihre Verurteilung in letzter Linie zu verdanken. Was man ihm sonst nachsagte, war, er könne sich in eine Katze verwandeln und auf den Dächern laufen, — für einen Dachdecker keine üble Kunst. Hier haben wir es mit dem uralten, fast bei allen Völkern verbreiteten Glauben zu tun, daß Menschen Tiergestalt annehmen können und darin Unheil anrichten. Am bekanntesten ist der Werwolf, der Menschenwolf. In diesem Worte bedeutet der heute unverständliche erste Teil so viel wie „Mann“, ebenso wie in „Wergeld“. Die Verwandlung in Katzen, Tiere der Freia, war aber, wie der Hexenhammer betont und in vielen Prozessen festgestellt wurde, eine besondere Liebhaberei der Hexen. Im Jahre 1901 wurde in einer Zeitung geklagt, daß dieser Glaube immer noch in dem Dorfe Wölfersheim bei Friedberg verbreitet sei. Obschon das Unglück über ihren Bruder erst lange nach ihrem Wegzug von Anspach hereingebrochen war, wurde doch auch über sie selber in der neuen Heimat genug geklatscht; bald wußte man auch in Friedberg, das ja nur wenige Wegstunden von Anspach entfernt ist, alles, was von ihrer Familie gesagt wurde. Der Schweinehirt, ihr Landsmann, wird schon dafür gesorgt haben.

Daß der Klatsch, diese Pest der kleinen (und auch der großen) Städte, bei diesen Prozessen eine Hauptrolle gespielt hat, ist ganz zweifellos. Irgend ein unerklärlicher Vorfall, eine Krankheit oder ein rasches Sterben bei Menschen und Vieh, auch langes Siechtum, und gleich heißt es: „Das kann nicht mit rechten Dingen zugegangen sein!“ Was aber heute nur noch in einem Hinterwäldlerdorf leise gemunkelt wird, das erscholl damals laut auf allen Gassen: „Das hat eine Hexe getan! Wo ist sie?“ Vornehm und gering, es war kein Unterschied! Die adlige Frau von Rosenbach in der Burg hatte eine Schweizerkuh. Die gab eines Tages weniger Milch als gewöhnlich. Sie ist verhext! Das steht fest, mag nun die Hexe ihr einige Schwanzhaare ausgerissen und unter das Futter gemischt oder eine Kröte unter der Schwelle vergraben haben, wie noch heutiges Tages auf dem Lande geglaubt wird; der Milchzauber gehört ja zum ältesten Bestand der Hexerei. Was tut nun die edle Dame? Wie es die Bauernweiber noch heute in der Wetterau machen: „Wenn Vieh behext ist, so stellt man eine Pfanne über das Feuer und hackt mit der Grassichel hinein; die erste Person, die dann kommt, ist die Hexe.“ Nach dieser Bauernregel verfährt nun Frau von Rosenbach: Sie kocht die Milch ein und sticht, gemeinsam mit ihrer Magd, mit Sichel und Messer hinein. Das muß nun die Unholdin am eignen Leibe spüren. Und richtig, gleich stellt sie sich auch selber ein. Es ist Barbara; sie bittet um einen Gegenstand, was sie — auch nach heutiger Vorstellung — besonders verdächtig macht. Sie fühlt sich auch tatsächlich „getroffen“. „Von den Stichen in die verzauberte Milch hat sie ihren Flecken im Auge davon getragen. Am roten Auge erkennt man ja die Hexe“, so konnte die adlige Frau bei anderen Weibern rühmen. — Auch die Verhexung von Ziegen spielt im weiteren Verlaufe des Prozesses eine große Rolle.

Ein Kind ist, kurz nachdem es von der Barbara berührt worden war, an den Blattern gestorben. Im Odenwald spricht man noch heute über kleine Kinder folgenden Segen gegen Hexen:

„Ich lege dich in Gottes Macht, in Gottes Kraft, in Christi Blut,
„Daß dir kein Mensch nichts Böses tut.

Das Kindermädchen hatte es wohl, wie die Mutter später vermutete, ungesegnet aus der Wiege gehoben, da mußte der Zauber um so wirksamer haften. Zwar fiel der plötzliche Tod des Kindes gerade in die Pestjahre vor 30 Jahren; daran erinnerte sich aber

jetzt niemand mehr. Daß die Mutter davon schwieg, ist begreiflich: sie wollte die Hexe ja brennen sehen. Aber auch der Herr Verteidiger, der der Angeklagten gestellt wurde, hat später kein Wort darüber verloren. Die Barbara hatte zwar keine Zauberformel gesprochen, sondern nur gesagt: „Es muß das Kind jucken!“ Allein nach dem Hexenhammer ist schon Grund zum „höchsten Verdacht“, wenn z. B. eine Frau zur andern gesagt hat: „Du wirst bald sehen, was dir geschieht!“

Das Volk dachte nicht nur mehr an den Teufel als an Gott, es redete auch mit wonnigem Gruseln und mit Vorliebe von Hexen und Hexereien. Wie viel ist davon nicht in unserer Umgangssprache hängen geblieben! Ein stechender rheumatischer Schmerz ist „ein Hexenschuß“. Will etwas nicht gehen: „Es ist ganz verhext, eine verteufelte Geschichte!“ „Sie hat's ihm angetan“, sagen wir auch heute noch, wenn auch in freundlicherem Sinne. Kann man nicht von der Stelle: „Man ist wie gebannt, im Bannkreis einer Person.“ Wenn es toll zugeht, ist es „ein wahrer Hexensabbat!“ Du mußt dir es gefallen lassen, Beschwerde hilft nichts: „Verklag' die Hex' beim Teufel!“ „Mal' den Teufel nicht an die Wand, sonst kommt er!“ Sprich lieber seinen Namen gar nicht aus, nenn ihn „Gottseibeiuns, den Bösen.“ Und was dergleichen Worte und Redensarten mehr sind.

Am Walpurgi-Abend sitzen der Totengräber und seine Eheliebste beisammen, und da unterhalten sie sich natürlich von den Hexenfahrten und -festen, die ja heute Nacht stattfinden.

Walpurgi, die Nacht vor dem 1. Mai, das altgermanische Frühlingsfest der Heidenzeit, wo die Gottheiten der erwachenden Natur bei Opfern auf Waldeshöhen verehrt wurden! Das Christentum leugnete zwar nicht die alten Götter, es bezeichnete sie aber als Teufel und Unholdinnen und verlegte auf die nächtliche Feier des Frühlings den Hexensabbat, wo alle Zaubermächte losgebunden sind, wo die Hexen zu Tanz, Schmaus und fleischlicher Wollust mit Satan zusammenkommen. Niemand hat sie je unterwegs gesehen. Sie müssen also durch die Lüfte fahren; auf einem Besen — er war einst der Freia geweiht — oder auf dem Tiere des alten Gewittergottes Donar, dem Bock, der jetzt ein wahres Teufelsvieh geworden war. Auch fliegen sie als Raben: Wodan hatte ja zwei dieser Vögel bei sich. In ihre Gestalt verwandeln sich auch verdammte Seelen gern, wie die im „wütenden Heere“ des wilden Jägers, dem Wodansheere.

In der Hexenküche und der Walpurgisnacht im 1. Teile des Faust hat Goethe den ganzen Zauber beschworen:

„Wo sind denn eure beiden Raben?" fragt die Hexe den Mephisto, den sie nicht gleich erkannt hat. — Bei der Fahrt nach dem Blocksberg ruft er Faust zu:

„Verlangst du nicht nach einem Besenstiel?
„Ich wünsche mir den allerderbsten Bock.

Er preist ihm die Freuden, die sie erwarten:

„Man tanzt, man schwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt!"

Auch die Wetterau hat ihren Blocksberg. Im Frauenwald bei Nauheim und auf der Ockstätter Heide ist Barbara gewesen, wie sie später auf der Folter bekennt.

Wir sehen nun, warum der Totengräber die arme Frau, die bei ihnen in Miete wohnt, ausforscht, weshalb sie so früh von der Arbeit heimkomme; wie seine würdige Gattin ihr nachschleicht und durchs Schlüsselloch sieht: „Läßt sie wie gewöhnlich ihr Licht brennen?" Nein! „Legt sie sich zum Schlafe nieder?" — Es ist alles still. Höchst verdächtig! — Und als gar ein Vogel am Fenster vorbeifliegt, da mag der Mann noch so oft sagen: „Es wird eine Eule gewesen sein," für sie steht es fest: „Er ist schwarz, es ist ein Rabe gewesen; nichts anderes!" Kein Zweifel mehr: „Die Berb ist auf den Hexentanzplatz geflogen!" Und gleich wird ihr die Wohnung aufgesagt. „Man könnte selber in ein böses Geschrei kommen; man will mit solchem Hexenpack nichts zu tun haben." Natürlich hat die gute Totengräbersfrau ihre Wahrnehmungen in der Walpurgisnacht nicht für sich behalten. Am nächsten Morgen wird es schon die halbe Stadt gewußt haben, wo die Wendelin die letzte Nacht gewesen ist.

„Die Salbe gibt den Hexen Mut," singt der Chor der Hexen in Goethes Walpurgisnacht. Zum Fliegen müssen die Glieder gehörig mit Hexensalbe eingerieben werden. Die stammt vom leibhaftigen Gottseibeiuns selber und dient auch zu jeder anderen Uebeltat. Als daher das Töpfchen mit gelber Salbe unter den Habseligkeiten der Barbara gefunden wurde, da war die Besitzerin schon so gut wie gerichtet.

Immer mehr war das böse Geschrei, der Stadtklatsch, um das arme Weib angeschwollen. Es brauchte nur ein Anlaß zu kommen und Anzeige gemacht werden, und es lag Stoff genug zu einem Prozeß vor. Wurden doch die Behörden häufig geradezu durch den

Klatsch und das Drängen der Bevölkerung zum Einschreiten genötigt! So hatten 1597 in einem Amte der Wetterau die Untertanen ihre Regierung „zu unterschiedlichen Mahlen supplicirt, daß die von den jüngst verbrannten Hexinnen angegebenen und sonst verleumbdten Unholdinnen Gott dem Allmächtigen zu Ehren und gemeiner Wohlfahrt zum Besten ausgerott werden mögen."

Die Anzeige gegen die Witwe Barbara Wendel erfolgte durch einen geängstigten Vater. Kinder in den Satansbund durch die Teufelstaufe aufzunehmen und sie zu Untaten anzulernen, galt als Hauptaufgabe der Hexen. Sie mußten doch Nachwuchs heranziehen, damit die Hexerei nicht aussterbe. Die Kinder machten eine förmliche Lehrzeit durch, und zwar lernten sie zuerst Mäuse machen. So geringes Vieh hervorzuzaubern, wurde wohl für eine Kleinigkeit geachtet. Das ist noch vor einigen Jahrzehnten als lebendiger Volksaberglaube festgestellt worden. „Lauf hin und komm wieder zu mir!" ist die Zauberformel fürs Mäusemachen. In Kölner Prozessen von 1629 und 1638 gestanden Kinder, sie brauchten bloß Rosinenkraut zu reiben und es auf die Erde zu werfen und zu rufen: „Jock, Jock!", dann wären die Mäuse fertig. In dem Puppenspiel von Dr. Faust will Mephisto das Kasperle diese Kunst lehren. Ist er doch der Gebieter alles Ungeziefers:

„Der Herr der Rattten und der Mäuse,
„Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse,

wie er sich selber in Goethes Faust nennt. In einer Unmasse von Prozessen kamen derartige Anschuldigungen vor, besonders in Baiern, wo noch 1715—19 in Freising und Wasserburg Schulkinder, die Mäuse gemacht haben sollen, verbrannt wurden. Auch in der Nähe von Friedberg war, kurz vor unserem Prozeß, in Bingenheim dasselbe Zauberstück mehrfach ein Anklagepunkt gewesen. In den späteren Verhandlungen gegen Mitschuldige der Barbara werden auch Zeugenaussagen über Wandläuse (Wanzen) in einem bestimmten Hause mit Sorgfalt protokolliert. Daß Prozesse gegen Kinder immer häufiger wurden, ist schon bemerkt worden. 1629 war in Köln gar ein besonderes Buch darüber erschienen: „Neuer Traktat von verführter Kinder Zauberei." .

Kein Wunder, daß dem biederen Schneidermeister Reinhard, mit dem Vornamen Simplicius, angst und bange wurde, wie das Gespräch sich verbreitete, sein 3-jähriges Söhnchen Hans Caspar habe auf der Gasse zu anderen Kindern gesagt, es könne Mäuserchen machen. Wahrscheinlich war der Kleine schon von dummen Weibern,

gewiß auch von der Barbara selber, die bei ihnen im Hause wohnte, mit Schwätzereien vom Teufel und von Hexenstücken gefüttert worden. Nach Aussage der Zeugen ist das Kind oft genug mit dem Butzemann geschreckt und auch von der Wendelin selber, wie sie im Verhör erklärte, mit allerlei Schnickschnack fürchten gemacht worden. Vielleicht ist es dann einmal auf der Straße von Spielkameraden gefragt worden: „Kannst du nicht Mäusercher machen? Bei euch wohnt ja eine Hexe!“ Es brauchte nur „Ja!“ zu sagen und in kindlicher Naivität damit wichtig zu tun, und die Buben erzählten dann zu Hause, was sie von dem Kinde des Schneiders, bei dem ja die Hexe wohnte, gehört hatten. Als nun der Knabe eines Abends nicht beten wollte und den Butzemann am Fenster sitzen sah, da kannte der zu Tod erschreckte Vater kein Halten mehr. Er lief zunächst zum Pfarrer, wie wir aus seiner Zeugenaussage erfahren. Der fand den Fall auch höchst bedenklich. Sie gingen beide mit dem Kinde zum älteren Herrn Bürgermeister, der sofort eine Untersuchungskommission einsetzte. Alles, was der Junge aussagte, ist natürlich von den Kameraden, den Eltern, den Nachbarn, dem Pfarrer, den Gerichtsherren aus dem Kinde heraus- oder vielmehr in es hineingefragt worden. Damit beginnen die Akten unseres Prozesses.

Und was geschieht? All das neidische und gehässige Geschwätz der Klatschweiber, die stammelnden Worte eines 3jährigen Kindes, jeder unsinnige Wahn wird von den hochweisen Ratsherren mit größtem Eifer zu Protokoll genommen. Glaubten sie ja doch selber, gerade so wie ihre Mitbürger, in aller Unbefangenheit an die Wirklichkeit der Hexerei. Jeder neue Prozeß schien den Wahn immer mehr zu erhärten, und dem zur Hinrichtung herbeigeströmten Volke wurden jedesmal die Geständnisse der Hexen, auf die sie in den Tod gingen, in allen ihren Punkten vorgelesen. Man braucht sich also über die große Sachkenntnis, die das Publikum über Hexentaten hatte, nicht zu wundern. Die Regierungen sorgten dafür, daß alles das ins Volk kam. So erklären sich auch die vielfach übereinstimmenden Aussagen der Verurteilten.

Und die gelehrten Herren Juristen an den Universitäten? Noch im Jahre 1621 hatte, gerade in Gießen, ein Professor in einem Gutachten über einen Hexenprozeß zu äußern gewagt, es seien alles nur Illusionen. Jetzt, im Jahre 1663, war ein so erleuchteter Geist in der dortigen Fakultät nicht mehr vorhanden. Die Herren ließen sich die Akten schicken, sie studierten sie, sie empfahlen einige

weitere Verhöre, sie forderten die Beobachtung einiger Formalitäten, und dann war auch ihrer Weisheit letzter Schluß: die Anwendung der „peinlichen Frage“, die Folter. Das Gutachten aber ward mit dem ersparten Gelde des armen Weibes bezahlt.

Und der Verteidiger, der der unglücklichen Person gestellt wurde? Es war ein Advokat, der dabei nicht viel zu verdienen hatte. In den Grundanschauungen mit aller Welt einig, nahm er, wie sie alle, die Geständnisse der Gefolterten als Wahrheit an, machte sachliche Einwendungen gar nicht und glaubte seine Pflicht erfüllt zu haben, wenn er zu guterletzt im Namen seiner Klientin um „ein gnädiges Urteil“ bat.

Noch ist kein Lichtblick, keine Spur einer nahenden besseren Zeit zu bemerken!

Am 5. Oktober wurde Barbara wieder aufs Rathaus geführt. Der eigentliche Prozeß begann. Gewiß war die ganze Stadt auf den Beinen, um die „Rattenmacherin“, wie man sie hieß, zu sehen. Ihres Schicksals schon gewiß, wankte die Unglückliche dahin, verfolgt von den Schimpfworten der bösen Weiber und dem Geschrei der Gassenbuben, die ihr das „Hex, Hex!“ in die Ohren gellen ließen.

Es handelte sich eigentlich nur noch um Formalitäten, wenn sich die Sache auch noch geraume Zeit hinauszog. Diese Formalitäten sind aber gerade das Charakteristische, denn unter ihnen wurden damals Jahr für Jahr Tausende von Menschenleben abgetan.

Feierlich beginnt das neue Protokoll mit einer Anrufung Christi in lateinischer Sprache. Es geschah ja alles zu seiner und Gottes Ehre: „Im Namen unseres Herrn Jesu Christi, des höchsten Richters! Amen.“ „Geschehen under dem alten Rathauß alhie zu Friedbergk, den 5. Oktobris 1663. Die Herrn Schöffen saßen uf der weißen Bank an der gewöhnlichen Gerichtsstätt vor den Fenstern hero und Herr Schultheiß Johannes Beccius in der Mitte, welcher alß er ein weiß Stäblein in der Hand und das Peinliche Halßgericht im Nahmen Ihrer Kayserl. Majestät, unseres allergnädigsten Herrn geheget, fing Fiscalis, Herr Engelbrecht Weyland an, alß folgt . .“

Der Amtsankläger übergab also „im Nahmen Herrn Burggraffen, Bürgermeister und gemeinen Raths den ehrenfesten, fürsichtigen hochgelährten und wohlweißen Herrn“ seine peinliche Klageschrift, „nicht in Gestalt und Form eines herrlichen libelli, sondern allein schlechter und summarischer, doch wahrhaffter Erzehlungsweiß

ergangener Geschichte", wie er selber demutvoll bemerkt. Sie enthält 46 Punkte, die er sich „bedinget darzuthun und zu erweisen." Er hat aus den Akten der Voruntersuchung alles zusammengelesen, was die Beklagte nur irgend belasten konnte: Das böse Geschrei, die Verbrennung des Bruders, er bezichtigt auch die Altmutter, den Vater der Hexerei. Es sei aus dem Naturrecht bekannt, daß die Kinder gemeiniglich ihren Eltern nacharten und mehr zum Bösen als zum Guten geneigt sind. Dann kommt die Verzauberung der Kuh, die Verhexung des Kindes der Witwe Klotz, das Ereignis in der Walpurgisnacht, die Teufelstaufe des kleinen Reinhard und das Mäuserchermachen. Er vergißt schließlich auch nicht, ihr vorzuwerfen, daß sie ihr eigenes verstorbenes Kind zu sich ins Gefängnis zitiert hätte.

„So bittet demnach Fiscalis, Ihr Herren Richter und Schöffen wollet in Recht erkennen, erklären und aussprechen, daß Peinl. Beklagte Barbara der Zauberey und anderer Uebelthaten hochverdächtig und deßwegen, zu Außbringung und Erkundigung der Wahrheit, zu strenger, harter und peinlicher Frag zu verdammen seye, auch nach Befindung sententiiren, daß P. B. wider die heilige göttliche Schrifft, geist- und weltliche Rechten gröblich mißhandelt und deßwegen andern zum abscheulichen Exempel, ihrer selbsten aber zu wolverdienter Strafe an Leib und Leben als eine Hexin und Zauberin zu strafen seye."

Darauf tritt der Verteidiger, Herr Erasmi, auf, ebenfalls mit einem Pack von artikulierten Fragen, die sich auf allerlei Einzelheiten beziehen, und die dazu dienen sollen, die Inquisitin „alß ein arm unverständig Weibsperson" zu entlasten.

Barbara wird nun auf alle diese Fragen vernommen. Sie sagt, „sie wehr nicht lang bey ihrem Vater gewesen, wehr balt hinauskommen, und könte ein böser Vater auch ein gut Kind ziehen." Was ihr vorgeworfen wird, leugnet sie. Es sei alles nicht wahr, es seien lauter Lügen. Reinhards Kind hätte sie einmal im Beisein der Mutter und des Schneidergesellen fürchten gemacht, indem sie die Röcke über den Kopf gestürzt und sich Nußschalen vor die Augen gehalten. Das Kind könne gar nicht Mäuschen machen. „Die Eltern hetten das Kind vorgenommen und ihm Dreck geben und hetten gesagt, es solle Mäuserchen machen. Es hette aber Kuchen daraus gemacht. Der Nachbar hette dem Jungen sogar ein Geldstück versprochen. (Davon hatten die guten Eltern allerdings nichts verraten.)

Die Vernehmung der Barbara war also ergebnislos gewesen. Das Gericht beschloß daher, die Zeugen zu verhören.

Während dieser Sitzung hatte sich aber ein Zwischenfall ereignet: Barbara war in Ohnmacht gefallen. Das wurde nun mit geradezu diabolischer Verruchtheit ausgedeutet. Ein besonderer Bericht darüber liegt bei den Akten:

„Relation.

„Was sich . . . vor gehegtem peinlichen Halßgericht begeben und offentlich zugetragen, also daß es mit Verwunderung und Bestürtzung Herrn Schultheißen und Schöffen, ja des gantzen Umbstands anzusehen gewesen:

Nach ihrer erstatteten mündlichen Antwort uf die übergebenen Artikel ist sie anfangs roth, balt daruf aber wieder bleich im Gesicht worden und hat mit ihrem rechten Daumen in ihrer linken Hand angefangen zu grübeln, daruf beede Arm, welche ihr etwas schwartz worden, von sich und den Oberleib etwas hinder sich gestrecket, zugleich auch ihr Angesicht dergestalt verstellet und die Augen im Kopf verwendet, alß ob sie gantz entzücket wehre, wie solches mit Verwunderung anzusehen gewesen. Alß sie nun eine Zeit lang also geseßen, hat sie mit den Füßen und Armen begunt zu zittern und daruff mit heiserer Stimme zu reden angefangen, sagend: „Meutergen! O Vatter! O bößer Vatter! O nicht rechter Vatter!“ Und als man ihr hierüber zugeruffen, was ihr sey, ob sie irgend ein Anliegen hette und solches offenbaren wolte, sie auch etlich mal geschüttelt und gerüttelt, hatt sie daruff kein Antwort geben, sondern noch eine ziembliche Zeit also mit verstarrtem Angesicht und offenem Mund uff dem Stuhl sitzen blieben.

. . . . Wie sie nun hieruff ein wenig wieder zu ihr selbst kommen, hat sie ihr vorig Gesicht allgemach wieder bekommen . . . . Und alß sie hieruff gefragt worden, ob sie denn wüßt, daß ihr Vatter böß gewesen, antwortet sie: Die Herren sagten's ja! Und fiel daruff von dem Stuhl uff ihr Knie nieder und hub ihre Hände auf gen Himmel, alß ob sie beten wolte. Sagte aber nichts mehr alß „O Jesusgen, daß mir so Unrecht geschieht!“

Nach gehaltenem Gericht ist sie über vorige Verstellung und Ungeberdung zur Rede gesetzet worden, hat es aber nur mit dem entschuldigen wollen, daß, weilen sie noch nichts gessen hette, so wehre ihr übel worden.“

Der Herr Fiskal aber nahm als neuen Punkt in sein Anklage-

register auf, sie hätte vor Augen des Gerichts mit dem Teufel Buhlschaft getrieben!

Am 10. Oktober wurden die Zeugen vernommen, nachdem „die Mannsbilder mit Ufreckung ihrer beeden vorder Finger in der rechten Hand, die Weibsbilder aber mit Uflegung ihrer rechten Hand uf die linke Brust" vereidigt worden waren. Auch dabei kam nichts neues heraus. Die Zeugen bestätigten im allgemeinen und einzelnen ihre früheren Aussagen, die sie schon in der Voruntersuchung gemacht hatten. Der Vater des kleinen Mäusemachers erklärte, er wolle die Hexe „selbsten helfen arkebusieren, wann er Herr über sie wehre!" Er hätte ihr nie getraut, „weilen sie so schmeichlerisch mit seinem Kind umbgangen." Alle bekennen, daß die Barbara seit langem im Geschrei sei; einige geben auch zu, daß sie ihr feind seien. Die Frömmigkeit der Beklagten konnten auch diese Zeugen nicht in Abrede stellen. Aber auch das weiß der Amtsankläger nach altem Rezept rund zu machen. Er bemerkt in seiner Probationsschrift vom 13. Oktober: „Ob auch wohl Defensor fürgibt und von theils Zeugen nicht negiret worden, daß die Inquisitin fleißig zur Kirchen und dem h. Abendmahl gangen und umb deßwegen für fromm zu halten sey, solhes folget dahero gar nicht. Denn gemeiniglich die fürnembsten Hexen solches zu thun pflegen, damit sie für fromm und gottesförchtig möchten angesehen werden. Wie Herrn Defensori und anderen ehrlichen Leuten ein dergleichen Exempel selbsten wol bewust und bekandt ist, daß vor kurzen verschienenen Jahren eine Weibspersohn zu Melbach, Bill Elß genannt, vom Pfarrer und der gantzen Gemeinde daselbsten das Zeugniß gehabt, daß sie fleißiger als andere Leut zur Kirchen und h. Abendmahl kommen auch fein beten können, und doch dabey ein Ertzhex und Zauberin gewesen, auch deßwegen hingericht und justificirt worden. Dann auch der Satan selbsten sich in einen Engel des Lichts verstellen kann."

Nach mehrmaligem bedeutungslosem Schriftenwechsel zwischen Ankläger und Verteidiger und nachdem ein angesehener Jurist der Nachbarschaft, Dr. Causenius von Laubach, befragt worden war, erteilte die Gießener Fakultät folgenden Bescheid: „Würde und wolte Peinl. Beklagtin, auff vorgehendes nochmahliges umbständliches Erinnern, fleißiges nachdrück- und bewegliches Zusprechen auch Bedrohen der Marter, der bezüchtigten Uebelthat und Lasters der Zauberey in Güte nichts gestand thun, so möchte sie mit der Schärfe ziemblicher Weise angegriffen und befraget werden. Und ergehet alsdann, was Recht ist, von Rechtswegen."

Es machte die Richter in ihrer Voreingenommenheit auch nicht im mindesten stutzig, daß der Apotheker Ambrosius Conrad Leschhorn die vermeintliche Hexensalbe der Barbara „als eine rechte natürliche erkannt hatte.“ Man ließ diesen einen Punkt fallen, es blieb ja noch genug übrig. Auch der Verteidiger erklärte nun, am 24. Oktober, „daß er nichts ferneres zu beweisen wüste.“ Wenn das hohe Gericht mit seiner Weisheit zu Ende war, mußte die Folter heran: so war es Brauch „in der guten alten Zeit“. Auch die alte Barbara Wendel, die Hexe, die Rattenmacherin von Friedberg, war jetzt „technisch reif für die Folter“.

„Jemanden auf die Folter spannen“ — wir wissen heutzutage kaum mehr, was das besagen will! Eher erhält einen Begriff davon, wer in einem Museum, vielleicht auf der Burg von Nürnberg, die dort aufbewahrten Instrumente der Tortur genau betrachtet und sich ihre Verwendung ausdenkt. Noch werden mancher Orten, auf dem Speicher eines alten Rathauses oder in der Rumpelkammer eines Schlosses solche Werkzeuge der Justiz früherer Zeiten gezeigt.

Die übliche Form der Folterung hatte 5 Grade. Zuerst wurde der Angeklagte seelisch erschüttert. Der „Meister“ mußte vor seinen Augen die Instrumente herbeibringen, sie gebrauchsfertig machen und ihm die Prozeduren ausführlich beschreiben. Das nannte man „die Territion“, die Einschüchterung. Doch konnten diese Präliminarien auch weggelassen werden.

Nach der Seele kam der Leib daran! Was die menschliche Phantasie von Grausamkeiten und Peinigungen ersinnen konnte, wurde in raffiniert erdachter Steigerung an den Körpern der Unglücklichen ausgeübt, im Namen des Rechts. Mit dieser Henker-Routine verband sich eine noch empörendere Heuchelei. Getreulich folgte man hierbei, auch noch im 17. Jahrhundert, den Bräuchen der Ketzerinquisitoren und den Anweisungen der Verfasser des Hexenhammers. „Die Kirche dürstet nicht nach Blut!“ Nach diesem alten Grundsatze suchten sie in ihrer Barmherzigkeit bei der Folterung jedes Blutvergießen zu vermeiden, desgleichen brachten sie auch ihre Opfer lieber durch Feuer ums Leben.

Bei der Tortur durften also „nur“ die Glieder durch Daumenschrauben und spanische Stiefel oder Beinkrebse langsam zerquetscht, die Gelenke durch eine Zugvorrichtung aus den Fugen gezerrt, Keile zwischen Nägel und Fleisch eingetrieben und die beiden Achselhöhlen mit Pechfackeln abwechselnd versengt werden. Dabei floß ja kein Blut. Das waren die vier Grade der eigentlichen

Folterung. Rutenhiebe wurden nicht besonders gezählt, sie waren ins Belieben des Richters gestellt. Die frommen Männer in geistlichen wie weltlichen Gerichten entschuldigten diese Grausamkeiten damit, daß ja der Teufel in den Leibern der Hexen stecke und sie stärke und gefühllos mache. Man kämpfe also mehr mit Satanas als mit den Gefolterten.

Die Tortur war, was aus dem Wesen der Anklage einleuchtet, für den Hexenprozeß eine Notwendigkeit. Da naturgemäß für die Verbrechen der Hexerei keine Zeugen und kein Tatbestand vorhanden waren, mußte ein Geständnis aus den Angeklagten erpreßt werden, in des Worts wahrer Bedeutung; denn ohne Geständnis keine Verurteilung! Das ganze Prozeßverfahren zielte also darauf, nicht etwa die Wahrheit zu ermitteln, sondern ein Schuldbekenntnis zu erzwingen. Hatte aber ein Angeklagter einmal die Folterkammer betreten, so kam er regelmäßig als geständiger Verbrecher heraus, wenn er nicht in der Folter blieb. Hielt er auch einen oder mehrere Grade aus, so ließ der Richter doch weiter foltern, nur um sich nicht sagen zu müssen, er habe einen Unschuldigen martern lassen. Es war zwar verboten, eine Tortur zu „wiederholen", aber „fortzufahren" war nirgends untersagt. So mußte, wenn man es nicht mit einer außergewöhnlich starken Natur zu tun hatte, jede Folterung mit einem Geständnis, jeder Prozeß mit einer Verurteilung enden.

„Ihr frommen Weiber," rief zu Garmisch in Baiern 1590 eine Verurteilte von der Richtstätte den Umstehenden zu, „flieht über alle Berge, denn wer dem Züchtiger in die Hände fällt und an die strenge Marter kommt, die muß sterben!"

Die Macht des mit solchen Beweismitteln ausgestatteten Richters war also grenzenlos. Und er war sich dessen auch bewußt. Rühmte sich doch auch einmal einer, wie Spee erzählt, daß er mit seiner Folter jeden, der in seine Hände fiel, und wenn es der Papst wäre, zum Hexenmeister stempeln würde!

„Laßt alle Hoffnung fahren, die ihr hier eintretet!"

Nachdem Barbara bereits 7 Wochen in dem Gefängnis gesessen hatte, kam endlich am 26. Oktober ihr Tag heran. Schon lange mag sie vor diesen Stunden gezittert haben, denn sie wußte ihr Schicksal ja schon voraus. Ein schwaches, durch die lange Haft in dem düsteren Loch mürbe gemachtes altes Weib, konnte sie dem Meister nicht mehr viel Arbeit machen.

Kehren wir zu unseren Protokollen zurück:

„Geschehen Montag vor gehegtem peinlichem hohen Halßgericht den 26. Oktobris 1663 . . . Fiscalis bath uf wohlertheilten Bescheids würkliche Vollziehung und Execution. Defensor mußte geschehen lassen, was mit Recht erkant war. Alß das Urthell publicirt und geöffnet worden, haben die Diener die Inquisitin heruff in das Ruhestüblein gebracht. (Es werden die Mitglieder des Gerichtshofes aufgezählt: der Vertreter des Burggrafen, der Schultheiß, die beiden Bürgermeister und 4 Schöffen). Und ist ihr vielfältig beweglich zugesprochen und sie treulich verwarnt worden, sie solte Gott und der Obrigkeit die Ehr geben und ihres Leibes schonen. Weilen sie aber in Güte nichts bekennen wollen, so hat Meister Niklaus Burger, Scharpfrichter, zuvördest . . . angelobt, alles, was er von der Inquisitin hören möchte, bis in die Grube verschwiegen zu halten, und daruff uff Befehl die Tortur vorgenommen, wie folgt:

Erstlich hat er ihr ein Seil umb den Leib und sie an die Wand gebunden, zum andern hat er ihr die Hände zusammen gebunden und ein Daumen-Eisen an beide Daumen angelegt und selbiges etliche mal zugeschraubt, auch solches gar wieder abgeschlagen. Hat aber in der Marter jederzeit gerufen: „O Gott, o lieber Vater, o Jesuschen! Ich kann nicht gezaubern! O du liebes Jesuschen, erbarm dich doch mein! Ich kann nicht gezaubern!“ Nach der Marter hat sie gar nicht bekennen wollen. Derowegen Meister Niklaus die Daumen-Eisen wieder angeschraubt und ihr die Augen verbunden; hat aber in der Marter jederzeit gerufen: „O du liebes Jesuschen, erbarm dich mein! O du barmherziger Vater, erbarm dich mein! O du bist doch mein Vater!“ Nach abgenommenen Daumen-Eisen hat sie abermal nichts bekennen wollen, daß also der Meister die Daumen-Eisen zum dritten Mal angelegt und etwas härter als vorhin geschraubt, hat aber vielfältig geschrieen: „O ihr falschen Ankläger, Gott wird euch strafen, daß ihr mich so falschlich angeklagt! O du frommer Vater! O du liebes Jesuschen, erbarm dich doch mein! Soll ich sagen, ich könnte zaubern und kann's doch nicht!“ . . . „Soll ich mich denn selbst an den Galgen bringen!“ Und als der Meister das Eisen härter zugeschraubt, hat sie gesagt, er sollte es uff tun, so wolte sie es sagen.

Wie es nun uffgewesen, sagt sie: „Wie soll ich nun sagen?“ Und sagt daruff, es wehre nun 10 Jahr, alß sie verführt worden und wehre uff dem Schloßthurm geschehen. Ihr Mann wehre dabey gewesen und wehre nun 25 Jahre, daß ihr Mann gestorben. Ihr Mann hette sie solches gelernt. — Hat aber wieder daruff so

halt gesagt, sie müste was sagen, daß sie davon käme; welches sie, alß die Daumen-Eisen wieder an- und ziemblich zugeschraubt worden, wiederhohlet und vielmahls gesagt: „O du Vater, aller frommen Christen Vater, erbarm dich mein!“ Und weilen ihr hieruff die Daumen-Eisen abgethan worden, hat sie vielmahls gesagt: „Ach, du liebes Jesulein, erbarm dich doch mein!“

Der erste Grad der körperlichen peinlichen Frage hatte die Richter nicht befriedigt. Barbara hatte zwar gestehen wollen, aber sich sofort in offenbare Lügen verwickelt, wie die Zeitangaben beweisen. Zugleich ersieht man aus diesen wenigen Aeußerungen schon, daß die Gefangene nicht erzählte, wie es im Protokoll steht, sondern nach allen Einzelheiten ausgefragt wurde: „Wann bist du verführt worden? — Wo ist es geschehen? — Wer ist dabei gewesen? — Wer hat dich das Zaubern gelehrt?“ — Da ihr Mann aber bereits seit 25 Jahren tot war, konnte er sie nicht vor 10 Jahren zur Zauberei verführt haben. Sie hatte sich also gleich auf Widersprüchen ertappen lassen und mußte daher nach einer kurzen Pause dem zweiten Grad der Folterung unterworfen werden. „Unglückliche, warum hast du nicht gleich beim ersten Schritt über die Kerkerschwelle dich schuldig bekannt!“ ruft Spee in seinem 1631 erschienenen Buche gegen die Hexenverfolgungen aus. Er wußte aus seinen Erfahrungen als Beichtvater, daß sie alle schuldlos waren, und konnte ihnen doch nur den einen Rat geben, sich sofort schuldig zu bekennen, um sich die Qualen der Tortur zu ersparen.

Es muß, um die nun folgenden Geständnisse richtig beurteilen zu können, Nachdruck darauf gelegt werden, daß ihr Inhalt, wie wir schon gesehen haben und auch sonst wissen, durch die Fragen des Richters bestimmt ist. Und zwar wurde gewöhnlich ein zu solchen Zwecken zusammengestelltes, meist sogar gedrucktes Frageformular, „ein Hexen-Interrogatorium“, benutzt, deren Verwendung von den Behörden ein für alle Mal angeordnet war. Was Barbara also fernerhin aussagt, ist nichts anderes als eine Folge von Antworten auf ein Schema von Fragen, woraus dann der Protokollführer ein zusammenhängendes Bekenntnis gemacht hat. Die Antworten sind also suggeriert. Das ist ein weiterer Grund, warum bei allen diesen Prozessen so auffallend gleichmäßige Aussagen gemacht werden. Man hat daraus noch neuerdings schließen wollen, es müsse doch etwas Wahres — wenn auch nur in der Einbildung der Hexen — daran sein. Das ist aber nachweisbar ein Trugschluß. Die Gleichmäßigkeit der Geständnisse ist vielmehr

auf die überall benutzte Frage-Schablone zurückzuführen. Im übrigen war den Beschuldigten ja auch im Voraus bekannt, was man von ihnen hören wollte. Das sagten sie natürlich, um nur rascher von der Folterbank loszukommen. So erklärte einmal eine Angeschuldigte, als sie ihre früheren Bekenntnisse widerrief, sie hätte eben gewußt, daß man den Hexen gewöhnlich solche Dinge zur Last lege; deshalb hätte sie in ihrer Angst auch Aehnliches bekannt.

Aber die vielen Namen von Mitschuldigen, die können doch nicht im Schema gestanden haben! Nun, die Gemarterten mußten eben auch Namen von Genossen und Genossinnen angeben, sonst kamen sie wieder auf die Folter. Daß sie dabei auch ihrer persönlichen Rachsucht zu fröhnen suchten, ist begreiflich.

Und alle die abgeschmackten Einzelheiten, erweckten sie keinen Zweifel? — Bei diesen Juristen, studierten wie nicht studierten, nicht den geringsten. Derselbe Nikolaus Arnold, der als zweiter Bürgermeister allen diesen Verhören beiwohnte, hat uns eine noch erhaltene Chronik hinterlassen, in der er zum Jahre 1667 umständlich und mit rührendem Ernste erzählt, wie sich in dem Rathause ein alter Mann habe sehen lassen, dem eine Hexe eine lebendige Schlange in das linke Bein gezaubert habe. Der also Verhexte besaß auch eine obrigkeitliche Bescheinigung darüber. Wer das in einem seitenlangen Berichte niederschrieb, der glaubte auch alles, was ein altes Weib in ihren Folterqualen zusammenphantasierte.

„Ueber eine gute halb Viertelstunde hat ihr Meister Nikolaus an den rechten Fuß den Beinkrebs angelegt; hat sie vielmals gerufen, er solte abthue, sie wolte alles sagen. „Sie wehre ein Hex und in ihrer Heimath gelernt. Eine Frau, Lentzens Hansen Margreth, in Anspach hette sie zaubern gelernt, und wehren mehr Weiber dabei gewesen (folgen mehrere Namen). Lentzens Hansen Margereth hette sie in ihrem Haus zu Anspach in Teuffels Namen heißen niederliegen, und hette dem Teuffel, so in Gestalt eines schwarzen Mannes gewesen, zusagen müssen, und hette sie der Teuffel getaufft mit Wasser und hette ihr uff die Achsel mit einer Nadel ein Zeichen gemacht". — Hat sich aber keines funden."

Sie hatte also wieder gelogen, denn der Meister fand bei der körperlichen Besichtigung jenes Mal nicht. Auch das hatte der Hexenhammer anbefohlen, den Körper der Unholdinnen genau zu untersuchen, ob sich nicht ein Hexenmal finde, eine Stelle, wo der Böse die Seinen mit einem Griff seiner Klauen oder sonstwie bezeichnet habe. So konnte natürlich jede Narbe als Teufelsstigma gelten.

„Und als hierüber der Beinkrebs härter zugeschraubt, hat sie schrecklich geschrieen. Und als man gefragt, wie sie zu solcher Zauberey kommen, hat sie in der Marter gesagt, sie hette gesagt: „Ich sage Gott ab und dem Teuffel zu“. Hieruff hat der Meister den Krebs uffgethan, und als sie die Umbstände nicht erzehlen wollen, selbigen fortgerückt und wieder zugeschraubt . . . Und als sie nicht sagen wollen, wie sie zaubern gelernt, hat ihr der Meister auch den andern Beinkrebs angelegt. Darauf sie vielmals in der Marter gerufen, sie wehre ja des Teuffels. Sie hette eine Kuh verzaubert. Ihr Buhl (= ihr teuflischer Liebhaber) hette Hänsgen geheißen und sie Jöschelgen genant. Hierbey waren die Beinkrebs wieder etwas uffgemacht. Hieruff haben die Herren Examinatoren einen Abtritt genommen (sie werden sich wohl etwas gestärkt haben), und nach genommenem Abtritt sie in Güte ferner examinirt.“

Barbara bekennt nun mit allen Einzelheiten, wie es bei ihrer Taufe, den Hexensabbaten und ihren Zaubereien zugegangen sei. Sie sei einmal in ihrer Jugend in das Haus des Lentzen Hans spinnen gegangen, dessen Sohn sie lieb gehabt; da wäre der Teufel gekommen und hätte ihr einen Reichsthaler gegeben. Wie sie den später aus dem Sack herausgezogen hätte, wäre es ein Blatt gewesen; (die alte Geschichte von dem Teufelsgeschenk, die sich in vielen Hexenprozessen und Volkssagen findet.) — Dann hätte sie der Teufel getauft mit den Worten: „Ich taufe dich in Teufels Namen, und du sollst mir folgen!“ Die Hausfrau sei ihre Patin gewesen („ihr Götchen“) und habe ihr den Namen „Markloff“ gegeben. — (Es ist der auch in der Wetterau übliche Volksname des Eichelhähers, der als Teufelsvogel gilt.) — Sie hätte auch Gott absagen müssen. „Wollte aber von keinen Formalien wissen.“ Dann hätten sie Hochzeit gehalten, hätten Wein gehabt, aber beim Zutrinken einander nicht gesegnet. Sie nennt auch ihre Brautführer und muß angeben, wer der Koch und der Spielmann gewesen sei. Der Pfeifer hätte sie und den Teufel zusammen gegeben. Als Morgengabe hätte ihr der Teufel eine schwarze Büchse mit Gift geschenkt, womit sie Kühe und Schweine vergiftet hätte. Sie wäre auch öfters auf den Hexentanz ausgefahren uud zwar auf die Heide bei Ockstadt und in das Frauenwäldchen hinter Nauheim. Sie wehre uff einem Bock, so Hörner gehabt und schwarz gewesen, bei der Nacht umb 12 Uhr uff den Tantz geritten“. Die alte Hutin vor dem Mainzer Tor, die Witwe Hut, hätte ihr Hexensalbe gegeben und sei mit ihr aus ihrem Schornstein herausgeritten und zwar auf einem Besen. Diese wäre

überhaupt ihre Obristin und Königin und zöge mit einer Fahne auf. Sie nennt auf Befragen weiterhin eine Menge Friedberger Bürger — unter anderm „den dicken Schlosser aus der Usergasse“ — und Frauen und Ockstädter Bauern und Mädchen, die bei den Tänzen gewesen.

Schließlich kann sie nicht weiter, sie bricht wieder ohnmächtig zusammen. Bis sie wieder zu sich kommt, ziehen sich die Herren in die Ratsstube zurück. Darauf beginnt das Verhör von neuem, das von nun an als ein „freiwilliges“ bezeichnet wird. Sie wird nun auch auf die Artikel des Anklägers vernommen, die sie jetzt alle als wahr zugibt. Sie hätte Reinhards Knaben wirklich taufen wollen, und zwar auf den Namen „Gackelchen“, die alte Hutin und der Teufel seien dabei gewesen. Sie hätten es aber nicht vollführen können, denn es seien gute Leute dazugekommen. Und so bekennt sie alles, was man nur haben will: die Verhexung des Kindes der Witwe Klotz, die Unzucht mit dem Satanas, der unsichtbar geblieben sei, vor den Schöffen usw.

„Und als man P. Bekl. endlich gefragt, ob die Hexenleuthe nicht auch ihre eigenen Teuffelspfaffen hätten, weilen der Teuffel dem höchsten Gott sonst alles mit der Taufe und Copulation nachahmete? hat sie daruff zwar wankelmütig und zweifelhaftig geantwortet: Sie dächte, Herr Hartmann Victor, einer von den Herren Examinatores, so zugegen, wehre ihr Pfaff. Welcher sich aber sogleich verantwortet, zu ihr sagende: „Das lügst du als ein Erzhex, und wirst dieses an deinem letzten End noch verantworten müssen!“

Das Verhör der Gefolterten hatte also mit einer für die Herren Richter recht peinlichen Szene abgeschlossen. Die Hexe hatte es gewagt, einen der Herren selber als Teufelspfaffen anzugeben. Nicht genug damit! Als man sie einige Tage später, am 31. Oktober, ihr ganzes Bekenntnis, diesmal ohne Folterung als „freiwilliges“ wiederholen ließ (genau nach Anweisung des Hexenhammers), da sagte sie, auch Herr Johann Helwig May, ebenfalls einer ihrer Richter, sei auch auf den Hexentänzen dabeigewesen. Die alte Hutin, die sie als Hauptхexe angegeben hatte, war aber gleichfalls eine hochangesehene Frau, die Witwe eines Ratsherrn und Bürgermeisters der Stadt. Und mustert man die übrigen Namen genau durch, so kommen noch Mitglieder von weiteren drei Ratsfamilien darunter vor, die alle mitschuldig sein sollten.

Es war ein verzweifelter Plan, den die Angeklagte in ihren

Todesängsten gefaßt hatte. Sie wollte offenbar den halben Stadtrat, ja die Richter selbst in ihren Prozeß verwickeln. Sie hoffte, dann würde die ganze Sache niedergeschlagen werden und sie selbst freikommen. — Das arme Weib hat sich arg verrechnet. Die hochweisen, ehrenfesten und fürsichtigen Herren hatten ein einfaches Mittel, der Sache ein Ende zu machen.

Die Hexe war ja in allen Formen überführt, d. h. bei der peinlichen Frage und in „freiwilligen“ Bekenntnissen geständig gewesen. Und schließlich hatte sich auch das unumgänglich notwendige Teufelszeichen an ihrem Leibe noch gefunden; will sagen, sie hatte sich nicht noch mal untersuchen lassen, sondern es selber gezeigt: „Der Teuffel hette zu ihr gesagt, als sie verführt worden: „Da zeichne ich dich, daß du mein bist“. Und zeigte das Stigma vorn under dem linken Arm, worin Meister Nikolaus eine ziembliche Sticknadel, so über Glieds lang, bis an den Kopf gestecket. Hat aber nichts empfunden, auch kein Blut geben. Als er aber ein wenig davon die Nadel angesetzt, hat sie gleich gezuckt“. Das mußte so sein: denn genau so, buchstäblich so stand es im Hexenhammer geschrieben. Sie war also auch gezeichnet, vom Satanas selber zur Hexe gestempelt. Was brauchte man mehr?

Es verschlug den Herren bei dem jetzigen Stand der Dinge auch gar nichts, daß den Leuten aus dem Heimatdorfe der Barbara, die man in Wehrheim hatte vernehmen lassen, gar nichts von den angeblich dort verübten Zaubereien bekannt war. Einer sagte ganz bieder und ehrlich: „Er wüßte von keiner Verzauberung einiges Viehs, weder Kühe, Ochs oder Schweins. Stürbe zu Zeiten wohl Viehe, wüßte aber niemand, obs verzaubert worden oder natürlich gestorben. Sie würde sichs wohl nicht gerühmt haben, wenn sies schon gethan“. — Tut nichts, sagten sich die wohlweisen Herrn in Friedberg, die Hexe wird verbrannt!

Aber die vielen Mitschuldigen, auf die Barbara bekannt hatte, was sollte mit denen geschehen? Es war ja die Eigentümlichkeit dieser Hexenverfolgungen, daß jeder einmal eingeleitete Prozeß immer neue gebären mußte. Regelmäßig wurde so lange in die armen Weiber mit der Folter gedrungen, bis sie weitere Teilnehmer an den satanischen Sabbaten nannten. Darum war gerade die Ausbildung der Lehre von den Hexenversammlungen so grauenhaft verhängnisvoll geworden. In manchen Gegenden waren bei einem einzigen Prozeß auf Grund dieses Wahnes halbe Dörfer ausgetilgt worden.

„Die Zunge eines gefolterten Weibes vermochte Hunderten Tod und Scheiterhaufen zu bringen."

Sollte das jetzt in Friedberg auch so geschehen? Vor der Frage stand der Stadtrat nun. Da war es denn wirklich ein glücklicher Umstand, daß Barbara auch vornehme Ratsfamilien, ja zwei ihrer Richter genannt hatte. Sich selber konnte sie damit nicht herausreißen, wie sie wohl erhofft hatte; aber die anderen waren gerettet, da der Rat natürlich bei so bewandten Sachen eine ausgedehnte Untersuchung nicht zuließ. In Baiern erzählte man sich einen ähnlichen Fall. „Der Graf von Oettingen hat sich stark vorgenommen, dergleichen zauberische Personen in seinem Gebiet ganz und gar auszurotten; hat es auch etliche Jahre getrieben — bis auf seine Frau Gemahlin bekannt wurde!"

Daß die beiden Herren aus dem Richterkollegium sofort aus dem Spiel gelassen wurden, war selbstverständlich. Von ihnen ist in den Akten keine Rede mehr. Die Frau Stadtrat Hut, die doch so schwer belastet war? Tatsächlich ergaben die nächsten Verhöre, wobei eine ganze Reihe von Zeugen gegen sie aussagte, Bedenkliches genug: Eines Morgens nach Walpurgi waren Vogelnester und allerlei Unrat auf dem Herd in ihrer Küche gefunden worden, was natürlich auf nächtliche Fahrten durch den Kamin schließen ließ. Ein Geißlein war an einer Speise, die von ihr stammte, eingegangen. Sie hatte sich mit der Barbara Vertraulichkeiten erlaubt, die den anderen Mädchen aufgefallen waren. Genug Verdachtsgründe, die jedes arme Weib aus den niederen Klassen auf die Folterbank geliefert hätten. Die Sache wurde für den Stadtrat immer peinlicher. Was tun?

Am 23. November ließ der ältere Bürgermeister sämtliche Herren, Schöffen wie gemeine Ratspersonen zu einer außerordentlichen Sitzung laden. Er eröffnete: „Es wehre notori, daß durch sonderbahre Schickung Gottes des Allerhöchsten man uff die Spur des abscheulichen Lasters der Hexerei sofern kommen, daß nicht allein die inhaftirte arme Sünderin Barbara sich dieses Lasters theilhaftig zu sein bekandt, sondern auch verschiedene Zauberthaten, so nicht nur von ihr, sondern auch anderen denuncirten Persohnen begangen sein sollen, angezeigt. So wolte man von den Herrn sampt und sonders vernehmen, was ihre Meinung sey, ob man das Werk eyfrig prosequiren und verfolgen solle". Da gaben die Ratsherrn, einer nach dem andern, mit festen und ernsten Worten ihre Ansicht dahin ab: „Man solte nur in Gottes Namen fortfahren, denn Gott sey im Spiel."

Also soll es nun der Witwe eines der ihren an den Kragen gehen? — Weit gefehlt! Wie der Beschluß gemeint war, ersieht man schon äußerlich an den Protokollen. Das ganze Blatt über die Vernehmung der Hutschen Witwe ist herausgeschnitten. Sämtliche übrigen Stellen, die auf sie gehen, sind nachträglich eingeklammert; und es findet sich die Bemerkung dabei, sie seien auch bei der Aktenversendung an die Fakultät weggelassen worden. Schließlich heißt es: „Die Confrontation der Barbara mit Herrn Peter Huten sel. Wittib ist gewisser Ursachen halber eingestellt worden.“ Eine besondere Verfügung darüber steht nicht in den Akten.

Und doch, ein Opfer mußte der Barbara noch folgen. Die schwer verdächtige Frau aus der Ratssippschaft wurde verschont. Damit sich die Herren aber mit ihrem unter so viel frommen Sprüchen gefaßten Beschlusse nicht lächerlich machten, griffen sie dafür aus der ganzen Schar der von der armen Sünderin angegebenen Genossinnen ein anderes Weib ihres Schlages heraus, der noch schnell mit ihr der Prozeß gemacht werden sollte. Es war die Richter Else, wie sie gerufen wurde. Sie schrieb sich — wenn sie überhaupt schreiben konnte, was billig zu bezweifeln ist — Knorr und war die Witfrau des Scharfrichters selig. Ihre Spezialität sollte das Verhexen von Geißen und die Erzeugung von Wanzen sein, wovon erstaunliche Dinge in den Protokollen vermeldet werden. Die Hauptsache war wieder: das böse Geschrei. Eine „vilis persona“, ein schlechtes Weib, wird sie in den Akten genannt. Auch war ihr Wandel nachweislich nicht ganz ohne Fehler. Im Jahre 1623, als die Spanier in Friedberg lagen, hat sie sich sehr entgegenkommend gezeigt, wie ein Chronist berichtet: „Auf dato den 4. Junj haben meine Herrn Richter-Elsen auf die Pfordten lassen setzen, wegen daß sie zwei Weibspersohnen über Nacht geherbergt hat. Die selben die ganze Nacht ein Gelauff und Hurerey getrieben. Hat sie ein Tag und Nacht gesessen.“ Solche Personen griff man bei einem Hexenbrande gern heraus, um sie bei der Gelegenheit mit los zu werden.

Jetzt wurde bei den Verhören von den Herren als besonders verdächtig wahrgenommen, daß sie keine Tränen vergießen konnte, soviel sie auch preßte: „Sie hat keine Trähne fallen lassen, sondern das Maul und die Zähne etlich mal zusammen gebissen, auch solches nicht uff thun können oder mögen.“ Hexen haben keine Tränen, war die allgemeine Anschauung.

Am 25. November wurde auch sie festgenommen und aufs „Rosengärtchen", das ihr ja nicht unbekannt war, gesetzt, während die Barbara nun das „Rübenloch bezog, ein weniger luftiges, dafür aber um so sichereres Haftlokal, von dessen Beschaffenheit man sich nach dem Namen ein Bild machen kann. Wie die beiden Weiber nun einander gegenübergestellt wurden und eine die andere als Erzhexe beschimpfte, wäre ergötzlich zu lesen, wenn es nicht gar so traurig wäre. Die Else war aber, im Gegensatz zu der Barbara, eine halsstarrige und hartschlägige Person, die es dem Meister nicht so leicht machte. Sie mußte „etliche Mal mit dem Daumstock und den spanischen Stiefeln wohl angezogen werden. Hat aber nichts bekannt." Der Bettelvogt, der sie bewachte, hatte auch viel Beschwernisse mit ihr. Einmal kam er ganz entsetzt zu den Herren aufs Rathaus gelaufen mit der Kunde, sie setze sich nachts im Bett aufrecht und rufe: „Komm Teufel, komm!" und winke dabei mit der Hand zu sich. Sie wurde darauf an Händen und Füßen geschlossen. Eines Morgens, etwa 14 Tage nach der Hinrichtung der Barbara, fand er sie tot in ihrer Zelle. Der Teufel, den sie gerufen, hatte sie geholt, ehe die Herren mit ihr fertig waren. Sie wurde auf der Schindkaute begraben.

Die Richter Else hatte also in ihrer Böswilligkeit den Herren nicht den Gefallen getan, sich mit der Barbara zusammen verbrennen zu lassen, um der Stadt weitere Kosten zu ersparen.

Die waren aber durch die vielen Schreibereien, die teueren Rechtsgutachten und die Gebührnisse der Advokaten und des Meisters stark angewachsen. Man hatte gedacht, „der Sache bis zum heil. Christfest abgeholfen zu haben." Es wurde aber Neujahr und Mitte Januar 1664 über den vielen Weitläufigkeiten mit der verstockten Else, und die Barbara saß immer noch unverbrannt im Rübenloch. Sie war längst zu sterben bereit und hatte mit Gott und der Welt abgerechnet. Sogar ein Testament hat sie gemacht, worin sie Kirche und Pfarrer bedenkt und ihren Hausrat und ihr Bett dem Gerichtsbüttel vermacht, der doch so schlecht gegen sie ausgesagt hatte.

Schließlich dauerte es den Richtern aber doch zu lange. Den Urteilsentwurf von der Fakultät hatte man ja längst in Händen. Die Gießener Herren hatten sich selbst für die arme Sünderin verwandt und vorgeschlagen, ihr zur Verkürzung der Schmerzen entweder vorher das Haupt abzuschlagen und nachher mit dem Körper zu verbrennen, oder ihr vor der Verbrennung einen Beutel mit Pulver, „wie auch sonsten wohl bräuchlich", anzulegen. Desgleichen

hatte der Verteidiger in einer „Demütigen und flehentlichen Bittschrift umb ein gnädiges Urtheil“ gebeten, in Anbetracht ihrer Geständnisse und Reue Milde walten zu lassen.

Am 20. Januar 1664 wurde abgeschlossen: „Weilen die Unkosten mit der Peinl. Bekl. viel zu hoch hinan gelauffen und die Stadt solche nicht länger ertragen können, haben die Herrn Bürgermeister, Schultheiß und Seniores (= Schöffen) sich mit einander verglichen, daß die eingeholte Endurthell Freytags den 29. bey gehegtem hohen Peinl. Halßgericht solte publicirt und die Execution vollzogen werden.“

Am 27. wurde ihr dieser Beschluß im Beisein des Pfarrers angesagt. „Sie möchte ihren schweren Fall und abscheuliche Sünden bereuen, beweinen, dem höchsten Gott mit bußfertigen Trenen abbitten und sich zu einem seeligen Stündlein schicken und bereiten. Woruff sie ahnfangs stillgeschwiegen, nachgehends uff Zusprechen des Herrn Pfarrers den Herrn zurücksagen lassen, sie wünsche ihnen Glück, Heyl und Segen und thäte sich bedanken. Sie hätte hieruff längst Verlangen getragen.“

Der 29. Januar im Jahre des Heils 1664 kam heran. Das letzte hohe Peinliche Halsgericht wurde über sie gehegt und gehalten. Zum letztenmal las der Fiskal seine Anklage-Artikel vor, und die Beklagte beantwortete sie samt und sonders mit Ja. Nun wird ihr das Urteil eröffnet: „In peinlichen Sachen Fiscalis Herrn Burggrafen, Bürgermeister und gemeinen Raths dieser des h. Reichs Stadt Friedberg ex officio Amts-Anklägers an einem, entgegen Barbaram Cambergerin, weyl. Heinrich Wendels nachgelassener Wittib, Peinl. Bekl. am andern Theil; wird von uns Schöffen dieses des H. Reichs Peinl. hohem Halsgerichts auf eingeholten Rath der Rechtsgelährten hiermit zu Recht erkandt, daß ermeldete P. B. Barbara, Heinrich Wendels Wittib, nach deme sie bey ihrem gethanen Bekandtnus itzo vor gehegtem Gericht abermahl verharret, wegen ihrer mit dem leydigen Teuffel gemachten Verbündtniß und gehaltener unmenschlicher Gemeinschaft, auch begangener und bekandter Zauberey, ihr zu wohlverdienter Straf und anderen zum abscheulichen Exempel, mit dem Feuer vom Leben zum Tod, jedoch daß sie zuvorderst strangulirt und ihr ein Pulversack an den Halß gehengt werde, hinzurichten und zu strafen sey. Alß sie dann hiermit darzu also erkandt und verdammt wird.

V. R. W. (Von Rechts wegen).

Hieruff ist die Urthell offentlich abgelesen und publicirt worden. Daruff ist der Stab vom Herrn Stadtschultheißen gebrochen, ihr vor die Füße geworffen und sie dem Nachrichter, das abgelesene Urthell an ihr zu exequiren, überliefert worden.

Woruff P. B. uff die Knie gefallen, sich gegen die Schöffen des Urthels bedankt und ihnen Glück und Segen gewünschet." —

Hier enden unsere alten Akten. Das übrige war Sache des Meisters Niklaus und seiner Gesellen. Daß alles geschehen ist, wie es das Urteil aussprach, lesen wir in Arnolds Chronik. Wie sie sich in den letzten Stunden gezeigt hat, wird sie auch in den Tod gegangen sein: ruhig und gefaßt, ergeben in ihr Schicksal und vom himmlischen Richter einen anderen Spruch erwartend.

Der furchtbare Wahn hatte ein neues Opfer verschlungen, ein neues zu den vielen, vielen!

Der Holzstoß aber, auf dem am 29. Januar 1664 die arme Witwe Barbara Wendel verbrannt worden, war der letzte, den der Hexenglaube in der alten Reichsstadt der Wetterau entzündet hatte.

Die klassische englische Bildnismalerei.

Von

Albert Dresdner.

Wenn nach einem Worte des Novalis jeder Engländer eine Insel ist, so kann man auch bei der englischen Kunst mit Fug von einem insularen Charakter sprechen. Obgleich sie sich mit den Tendenzen und Leistungen der festländischen europäischen Kunst oft und nahe berührt, so hat sie doch an ihrer Entwicklung nie völlig teilgenommen, sondern in Zielen und Interessen, in Stärken und Schwächen stets eine entschiedene Abgeschlossenheit behauptet. Ja, es bezeugt sich diese Abgeschlossenheit auch äußerlich und räumlich darin, daß die Werke keiner andern Kunst so kompakt im Lande ihrer Entstehung vereinigt geblieben sind, wie die der englischen Schule. Man kann auf dem Kontinente die japanische Kunst allenfalls leichter studieren, als die Englands; selbst die größten europäischen Sammlungen verfügen nicht über mehr, als einzelne Beispiele des britischen Kunstschaffens. Unter diesen Umständen mußte der deutsche Kunstfreund die schöne, von der Berliner Akademie der Künste veranstaltete Ausstellung älterer englischer Kunst, deren Anregung ein Verdienst des Grafen Seckendorff ist, dankbar als einen seltenen Glücksfall schätzen. Wenn die britische Landschaftsmalerei auf der Ausstellung nur spärlich und unvollkommen vertreten war, so bot die treffliche und ungewöhnlich reiche Auswahl von charakteristischen und zum Teil vorzüglichen Werken der klassischen Porträtistenschule Englands eine höchst günstige Gelegenheit, sich von der geschichtlichen Stellung und Leistung dieser Schule, sowie von den Persönlichkeiten ihrer bedeutendsten Künstler eine zuverlässige Anschauung zu bilden. Daß diese Gelegenheit nicht unbenutzt bleibe, ist um so wünschenswerter, als das Verständnis der klassischen englischen Bildnismalerei für die richtige Erkenntnis der Entwicklung der ganzen modernen Kunst von Belang ist. Weist doch auch der

erstaunliche, fast unvergleichliche Erfolg, den die Ausstellung hatte, darauf hin, daß diese Engländer uns noch etwas mehr und etwas anderes sind, als bloß historische Erscheinungen.

I.

In den Jahren 1760—1764 wohnten einander auf Leicesterfields, dem heutigen Leicester Square, in London die beiden bedeutendsten und gefeiertsten Künstler gegenüber, die England damals besaß: Hogarth und Reynolds. Nach der Natur der Dinge müssen sie miteinander gelegentlich in Berührung getreten sein, aber über Beziehungen rein äußerlicher Art ist es zwischen ihnen nie hinausgekommen. Sie waren nach ihren Persönlichkeiten, ihrer Lebensführung, ihren Anschauungen und ihrer Kunst zu verschieden, um ein Verhältnis zueinander zu finden. Ja, wenn man ihr Schaffen vergleichend betrachtet, so möchte man fast an der Tatsache zweifeln, daß sie beide Kinder desselben Volkes und (wenngleich zwei verschiedenen Generationen entstammend) derselben Zeit gewesen seien. Hier die Welt Hogarths: bürgerlich und selbst plebejisch, kräftig-derb bis zur Roheit, voll von energischer, oft dramatischer Bewegung: eine Welt, so erfüllt von Eitelkeiten und Torheiten, von Lastern und Verfehlungen aller Art, von Trunk- und Spielsucht, Ehebruch und Liederlichkeit, daß uns selbst der Humor des Künstlers nicht mit ihr versöhnen kann. Dort aber die durchaus vornehme, wohlanständige und gemessene Welt des Reynolds, an Würde und an Anmut reich, eine Kulturwelt von sicherem Gleichmaße, die hoch über den Sphären Hogarthschen Lebens schwebt und nichts von alledem kennt oder kennen will, was so recht eigentlich den Gehalt des Daseins der Menschen Hogarths ausmacht. Keine Brücke scheint von dieser Welt zu jener zu führen; und doch zeigt eine tiefere historische Betrachtung, daß diese beiden antipodischen Künstler im Grunde genommen demselben Ziele zugestrebt haben — freilich von entgegengesetzten Seiten, mit grundsätzlich verschiedenen Methoden und schließlich auch mit ungleichem Erfolge.

Seit dem Ausgange des 17. Jahrhunderts hatte der französische Geist, endgültig und in feinster Form verkörpert in der Rokokokultur, sich eine beinahe unumschränkte Herrschaft über Europa erobert. Das Denken, die Literatur, die Kunst, schließlich aber alle Lebensformen selbst, bis in die kleinsten hinein, trugen den Stempel des Rokokos. Auf dem Kontinente kam seine Herrschaft geradezu einem Banne gleich, und es hat langer und schwerer Kämpfe bedurft, ehe

es den kontinentalen Völkern — Deutschland vor allem — gelang, sich von den Fesseln dieser durch ihre vollkommene Durchbildung und innere Einheitlichkeit überaus mächtigen Romanenkultur zu befreien. Der erste Held dieses Freiheitskampfes des germanischen gegen den romanischen Geist war unser Johann Sebastian Bach, der aus der Tiefe seines religiösen und protestantischen Empfindens heraus den sittlich-religiösen Nihilismus des Rokokogeistes überwand; später führten Rousseau und Winckelmann das Werk fort. Alles, was bei uns in Philosophie, Dichtung, Kunst und Leben wahrhaft modern ist, verdankt diesem Gegensatze und Kampfe seine Existenz. In England lag die Sache etwas anders. Auch über den Kanal war freilich der französische Geist gedrungen, auch auf die britische Kultur hatte er seinen Einfluß ausgedehnt. Aber während er die Kultur der kontinentalen Völker gleichsam infiltriert und in der Wolle gefärbt hatte, so blieb er bei dem Inselvolke doch nur ein Firnis, eine Schale, unter der ein urwüchsiges, kraftvolles nationales Leben sich als unangetasteter Kern erhielt und regte. So konnte es geschehen, daß England, wie Hettner gezeigt hat, mit am zeitigsten in die Bewegung gegen das Rokoko eintrat und schon seit den Tagen des Daniel Defoe den Ruf nach Ursprünglichkeit, nach Rückkehr zur Natur erhob, den dann Rousseau aufgenommen hat. Ganz richtig hat Hettner auch Hogarth in diese Bewegung eingeordnet. Indem Hogarth statt jenes eleganten Theaters eines müßigen Gesellschaftsspieles, das den einzigen Schauplatz der internationalen Rokokokultur bildete, das einheimische Leben in seiner ganzen Kraft und Derbheit darstellte, indem er zum Helden seiner Kunst die mittleren und unteren Gesellschaftsklassen machte, die im Rokoko zur Rolle von Statisten verurteilt waren, indem er der ästhetischen Fiktion das wirkliche Leben und einem bis zur Künstlichkeit durchgebildeten und verfeinerten Stile einen unerschrockenen Naturalismus entgegensetzte, stellte er sich bewußt und entschieden in Opposition zum französischen Geiste. Er brachte für seine Aufgabe nicht gemeine Fähigkeiten mit: eine seltene Schärfe und Selbständigkeit der Beobachtung, eine solide zeichnerische Schulung und eine höchst achtungswerte Unbefangenheit und Frische auch in der malerischen Auffassung. Und dennoch bleibt in seinem Werke eine Zwiespältigkeit, die er nicht zu überwinden vermocht hat. Denn er war selbst vom Rokoko keineswegs unberührt geblieben: die Gestalten und die Gesichtszüge seiner Menschen, die Formen, in denen sich ihr Leben bewegt, vermögen seinen Einfluß nicht zu verleugnen. Man darf ihn in dieser Hinsicht Bach

vergleichen, in dessen Werken gleichfalls Geist und Form des Rokokos oft genug vernehmbar werden. Allein während der deutsche Tonmeister aus urschöpferischer Gewalt heraus das fremde Element siegreich überwand und es durch ein neues Ideal ersetzte, war Hogarth gerade die höchste, die entscheidende Gabe und Gnade des Künstlers versagt: die Fähigkeit der Bildung eines neuen positiven Ideals. Es ist derselbe Mangel, der einen ihm verwandten großen englischen Geist des 19. Jahrhunderts kennzeichnet: Dickens, gleich Hogarth ein Beobachter von außerordentlicher Treffsicherheit, durchaus originell, unerschöpflich in der Erfindung, prägnant in der Charakteristik, reich an echtem Humore — aber unfähig, die Fülle der Erscheinungen und Gestalten zu verdichten zu einem ihm eigentümlichen, allen verständlichen Edelbilde des Menschen, in dem er die ihm am fruchtbarsten und vornehmsten erscheinenden Züge und Fähigkeiten des englischen Menschen typisch zusammengefaßt hätte. Daran ist auch Hogarth gescheitert. Denn sein Humor ist eher zersetzender, satirischer Natur; und was er uns etwa an vorbildlichem Menschentume vorführt, das ist der brave Bürgersmann, der es durch Fleiß und Wohlverhalten zum reichen Mann und selbst zum Lord Mayor bringt — also eine durchaus philiströse, platt moralistische Vorstellung, wie sie dem ganzen moralisierenden Zuge seines Schaffens entspricht. Er überzeugt uns wohl davon, daß im englischen Volkstume eine mächtige, noch unverbrauchte Kraft lag; allein diese Kraft äußert sich noch als Barbarei, insofern sie, undiszipliniert und unorganisiert, sich in Leidenschaften und Ausschweifungen verliert und sich nicht in den Dienst schöpferischer Kulturaufgaben stellt. So behält Hogarths Werk trotz des Reichtums menschlicher Verhältnisse und Beziehungen, den es offenbart, für uns einen fremdartigen, einen sehr insularen Charakter; und Goethe hat diesem Gefühle treffenden Ausdruck gegeben, indem er Hogarths Schilderungen und Gestalten, neben den „einfachen reinen Zustand“ des Deutschen gehalten, als exzentrische Fratzen bezeichnete.

Die Aufgabe nun, an der Hogarth erlag, hat Reynolds von der entgegengesetzten Seite her ergriffen — und gelöst. Er und die, die sich ihm anschlossen und nachfolgten, haben das Rokoko, den französischen Geist für England überwunden; nicht, indem sie ihn in trotziger Opposition ignorierten und auszuschalten versuchten, wie Hogarth, sondern indem sie ihn mit dem eigentlich nationalen Wesen verschmolzen und eine glückliche Synthese beider in einem Ideale des englischen Menschen schufen.

Reynolds hat, so viel ersichtlich ist, von der gleichzeitigen glänzenden Rokokokunst in Frankreich wenig gehalten, und in seinen theoretischen Auseinandersetzungen spielt sie kaum eine Rolle. Dennoch durchdringen Geist und Stil des Rokokos sein ganzes Schaffen. Auf der Ausstellung befand sich die Skizze einer weiblichen Halbfigur (Nr. 48), die so ganz den Charakter des französischen Rokokos trägt, daß man die Arbeit, wären Auffassung und Pinselführung leichter, ich möchte fast sagen: exzentrischer, wohl als französisch ansprechen könnte. Die „Robinetta" und die „Schlange im Grase" der National Gallery sind nicht viel anderes, als Rokoko-Idyllen im Schäferstile. Doch es erübrigt sich, die Aufzählung einzelner Werke zu verlängern, da doch offensichtlich Reynolds' ganze Auffassung des Menschen sich eng an die des Rokokos anschließt. Denn auch er und mit ihm die klassische englische Porträtistenschule überhaupt betrachten den Menschen und stellen ihn vor allem als Weltmann dar. Sie alle löschen die Züge des Leidens und der Enttäuschung aus den Gesichtern aus und geben ihnen gern ein verbindliches und anmutiges Lächeln. Sie alle legen Wert auf gute Haltung und gute Manieren und erheben auch den bescheideneren Bürgersmann in eine vornehme Sphäre. Hat sich auch, wie sich bald zeigen wird, der Typus wesentlich verändert, so halten sie doch überhaupt am Typus fest und ordnen ihm die Individualität ein. Am naivsten und unmittelbarsten spricht sich der Rokoko-Charakter in Gainsboroughs Schaffen aus, und hier ist er auch wiederholt bemerkt worden (vgl. z. B. die Biographie des Lord Sutherland Gower S. 4). Seine Gestalten haben durchaus die ästhetische Eleganz und Feinheit, die sorglos-vornehme Existenz des Rokokos; seine „Musidora" ist ein englischer Watteau, und auch als Landschafter begann er mit der Schilderung heiterer, friedlicher, goldiger Szenerien, die die Bühne eines idyllischen Schäferlebens bilden.

Es ist dieser innige Zusammenhang der englischen Porträtmalerei mit dem Geiste und der Kunst der Rokokos meines Wissens bisher nirgends gebührend betont worden, und doch bildet seine Erkenntnis die Voraussetzung, um die Grenzen der englischen Kunst und um ihre eigentlich neue Leistung zuverlässig festzustellen. Diese neue Leistung besteht nämlich in einer inneren Umgestaltung und Nationalisierung des Rokokotypus, die, so vorsichtig sie auch vorgenommen wurde, dennoch tief genug ging, um einer Befreiung gleichkommen, und die insofern für die ganze fernere Entwickelung der europäischen Kunstgeschichte von Bedeutung wurde, als hier

überhaupt zum ersten Male dem Rokoko ein positives neues Ideal entgegengestellt wurde.

Ganz allgemein kann man diese Umgestaltung als eine Rückkehr zur Natur, zum Individuellen und Charakteristischen bezeichnen. Hierin treffen sich die beiden Antipoden Hogarth und Reynolds; nur bedeutete freilich „Natur" für jeden der beiden etwas anderes. Hogarth suchte das Individuelle und Charakteristische in seinen höchstgesteigerten, ja in seinen hypertrophischen Formen: im Grotesken und Barocken; und mit der Vorliebe eines Spötters holte er die schwachen Seiten und die komischen Züge an den Menschen heraus. So war es unvermeidlich, daß seine Gestalten die Grenze der Karikatur streiften und oft sie überschritten. Reynolds aber war ein viel zu echter und viel zu weiser Künstler, um so leichten Herzens das kostbarste Erbe der künstlerischen Arbeit von Jahrhunderten preiszugeben: den Typus, den menschlichen Typus, der für die Menschendarstellung in der Kunst etwa das bedeutet, was die grammatischen Grundformen für die Sprache oder (worauf Kunowski hingewiesen hat) die Begriffe für das Denken. Nun war aber der Typus, den die Ueberlieferung Reynolds bot, völlig verkünstelt und erstarrt. Die Männer und Frauen des Rokokos waren nur noch Porzellanfiguren, Puppen eines Marionettentheaters, hohle ästhetische Formen ohne Lebenskraft und ohne Gehalt. Demgegenüber griff der Engländer resolut auf sein heimisches Volkstum zurück; aber es waren dessen vornehmste, bedeutendste und fruchtbarste Elemente, an die er sich hielt und durch die er den Typus verjüngte. Bei Reynolds und seinen Genossen und Nachfolgern erscheinen zuerst in der bildenden Kunst Europas wieder Individualitäten — Menschen, deren Züge nicht nach der Konvention einer Gesellschaftsform geprägt sind und einander ähnlich sehen, wie ein Abguß dem andern, sondern die die Merkmale persönlichen Lebens tragen. An die Stelle der morbiden Eleganz und des verlogenen Schäfertums der Rokokomenschen tritt ein neuer Schlag von durchaus gesunden, rüstigen, vollblütigen und zuweilen apoplektischen Freilufts- und Sportsmenschen, die sich gern im Reit- oder Jagdkleide mit ihren Flinten, Bogen oder Lieblingshunden zeigen. Sie haben nicht mehr — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — die liebenswürdig-elegante Wurstigkeit, die für den Kavalier des Rokokos de rigueur war, nicht mehr die Affektation, als ob ihnen, ein geistreiches Bonmot etwa, eine Amour und einen gelegentlichen Degenstichwechsel mit einem Nebenbuhler ausgenommen, alles gleich-

giltig sei, sondern sie zeigen Selbstbewußtsein, persönliche Würde und Willen. Ueberdies ist ihr ganzer Habitus sittlich reinlicher. Schon der Abbé Galiani hat den Franzosen zugerufen: „Ihr seid nichts mehr, wenn ihr nicht mehr die Lehrmeister der Laster seid!" Ihre Kunst kannte und anerkannte sittliche Normen und Grenzen überhaupt nicht; sie war nicht sowohl unmoralisch, als amoralisch, und ihre Menschen gaben, auch ohne geradezu lasterhaft zu sein, deutlich genug zu erkennen, daß sie nichts für unerlaubt hielten außer dem Langweiligen und dem Geschmacklosen. Auch hierin erweist sich das englische Porträt als natürlicher, gesünder. Seine Charaktere sind weniger kompliziert, als die des Rokokos, ja man kann sie im Vergleiche zu jenen gern manchmal primitiv nennen; allein sie besitzen Offenheit, Redlichkeit, Zuverlässigkeit — es sind überhaupt wieder sittliche Charaktere. Mit einem Worte: die ganze Lebenssphäre ist eine andere geworden. Mit Recht machte das Bildnis, das Reynolds nach seiner Niederlassung in London von seinem Gönner, dem Admirale Keppel, malte, Sensation; denn es war allerdings etwas Neues, was daran in Erscheinung trat. Der trug die Uniform nicht zum Spaße oder aus Mode, sondern er war wirklich, was er schien: ein unternehmender Seemann — oder doch jedenfalls Einer, der zum Befehlen, zu kühnen Wagnissen und schnellen Entschlüssen geboren war, ein tätiger Mensch, der in der Tätigkeit sein Leben und seine Befriedigung suchte. Und diese Auffassung des Menschen als tätigen Menschen bleibt im englischen Bildnisse seit Reynolds vorherrschend, obgleich seine Vertreter nur ausnahmsweise — und dann nicht immer mit Glück — soweit gegangen sind, den bürgerlichen Beruf des Einzelnen bestimmter zu charakterisieren. Der Kunst des 19. Jahrhunderts, und zwar zuerst der deutschen Bürgerkunst, ist diese fernere Determinierung vorbehalten gewesen.

Es ist diese Individualisierung des Typus in den englischen Männerbildnissen stärker und konsequenter durchgeführt, als in den Frauenporträts. Der Ruhm der englischen Schule beruht ja so recht eigentlich auf ihrer Darstellung der Frau; und zwar insofern mit Recht, als in ihr zuerst jene Form der Frau sichtbar wird, die bei aller Einseitigkeit sich doch als das künstlerisch vollkommenste moderne Frauenideal erwiesen hat. Dennoch sehe ich die wahre Stärke und Leistung der klassischen englischen Porträtisten vielmehr im Männerbildnisse, das eine größere Freiheit und individuelle Durchbildung aufweist. Es würde einer eigenen Untersuchung bedürfen,

zu zeigen, daß sich die Ideen und Formen des Rokokos überhaupt in der Auffassung der europäischen Frau und in ihrem Leben bis tief ins 19. Jahrhundert hinein weit hartnäckiger erhalten haben, als beim Manne. Das ist ja auch insofern ganz natürlich, als die Rokokokultur so recht eine Frauenkultur war — eine Kultur, deren Mittelpunkt die Frau bildete und die alles auf die Frau bezog. Genug, die Darstellung der Frau hat bei den Engländern weit strenger den Rokokocharakter bewahrt, als die des Mannes; es ist ja bezeichnend, daß gerade der größte Frauenmaler der Schule, daß Gainsborough dem Rokoko am meisten verhaftet geblieben ist. Allein auch hier macht sich der Wandel doch deutlich fühlbar. Wenn das französische Rokoko im Grunde überhaupt nur Frauen gemalt hat — denn auch die Männer tragen bei ihm fast alle weibliche oder gar weibische Züge —, so erscheinen bei den Engländern die Frauen den Männern näher gerückt durch den Hauch von Frische und Natürlichkeit, der durch ihre gepuderte Eleganz und den ästhetischen Müßiggang hindurchbricht. Auch sie lieben das Leben im Freien und die körperlichen Uebungen: Reynolds' Lady Hamilton (von 1779) zeigt sich zu Pferde neben ihrem Gatten, und von Hoppners im Parke spazierender Lady Julia Manners (Nr. 86 der Ausstellung) geht ein köstlicher Duft würziger Frische aus. Schließlich ist zu erinnern, daß Raeburn zuerst wieder die charaktervollere Schönheit gereifter älterer Frauen zu ihrem Rechte gebracht hat. Vor allem aber ist es ein Zug, der auch zur Individualisierung der Frau im englischen Porträt entscheidend beigetragen hat — und das ist der den Männer- und Frauenporträts gemeinsame Zug der Hervorhebung des Nationalen. Nichts zeugt beredter von der außerordentlichen Macht, die das französische Rokoko in Europa ausgeübt hat, als die Tatsache, daß es die nationalen Unterschiede nahezu vollkommen auszulöschen und durch die Rokoko- d. h. die französische Schablone zu ersetzen vermocht hat. Die Menschen eines französischen Malers oder Goyas (in seiner Rokokoperiode) oder Johann Friedrich August Tischbeins sehen sich erstaunlich ähnlich: alle sind oder wollen sein Frauen und Männer von Welt **à la française**. Da war es denn kunst- und kulturgeschichtlich eine Tat, daß die Engländer mit der Selbstverständlichkeit eines stolzen und seiner selbst gewissen Volkstums ihren Menschen die Merkmale ihrer Nationalität und Rasse gaben. Dies echte und unverkennbare Engländertum, das wie ein Grundton durch alle Bildnisse der Schule hindurchgeht, ist aber nicht etwa nur die Summe der von den englischen Künstlern neu

eingeführten, bisher charakterisierten Eigentümlichkeiten, sondern es besteht auch in den körperlichen Formen und Merkmalen, die lange nationale Erlebnisse und Schicksale an den Zügen der Volksgenossen herausgemeißelt hatten. Wenn dieser englische Menschentypus bis dahin noch nicht zur Erscheinung gebracht worden war, so mag sich dies daraus erklären, daß die Künstler, die bis dahin auf englischem Boden geschaffen hatten, fast durchweg Ausländer gewesen waren oder unter ausländischem Einflusse gestanden hatten: Holbein, van Dyck, Sir Peter Lely, Sir Gottfried Kneller. Auch kann man vielleicht annehmen, daß das Engländertum sich geistig und körperlich erst im Laufe des 18. Jahrhunderts endgültig konstituiert habe. Wenn aber Hogarth, der den nationalen Typus doch jedenfalls schon vor Augen gehabt haben muß, ihn, so viel ich sehen kann, nirgends klar und konsequent zum Ausdrucke gebracht hat, so beweist das, daß seine Entdeckung und Verkörperung als freie geniale Tat des Reynolds und der ganzen englischen Porträtistenschule zu schätzen ist.

Dieser englische Mensch nun, der so in die Welt der Sichtbarkeit eingeführt wird, war — das muß mit allem Nachdrucke hervorgehoben werden — in dem Zeitpunkte seiner Erschaffung durch die Künstler eine künstlerische Abstraktion. Es ist nicht glaublich, daß die Zeitgenossen des Reynolds und Gainsborough, Männer und Frauen, in der Wirklichkeit des Lebens den Bildern geglichen hätten, die diese Künstler von ihnen hinterlassen haben. Eine Engländerin, die das Bildnis einer ihr bekannten Dame von der Hand Sir Joshuas sah, bestätigte ihre Schönheit, bemerkte aber zugleich, die Dargestellte habe Tennis zu spielen und Beefsteak zu essen gepflegt (vgl. Skipton, Hoppner, S. 17). Und nicht nur das Tennisspielen und Beefsteakessen hat Reynolds und die gesamte englische Schule fast durchgängig ignoriert, sondern überhaupt all' die Derbheit, Ausschweifung, Exzentrizität und den Mangel an Selbstbeherrschung an ihren Landsleuten, kurz: alle jene Züge, deren Hervorhebung Hogarths eigentliche Stärke und Freude bildete. Darf man den Briefen Sir Horace Walpoles trauen, so hatten die Engländer in den Tagen Georgs III. und Georgs IV. noch erheblich mehr Hogarth- als Reynolds-Stil. Allein gerade darin liegt die durchaus schöpferische Leistung der klassischen englischen Bildnismalerei, daß sie sich über Hogarths rohen Empirismus und Naturalismus zu idealbildender Kraft erhob. Daß sie durch die äußeren Formen der Desorganisation und Wüstheit des englischen Lebens hindurchdrang zu dem Kerne wahrhaft großer, edler und fruchtbarer Eigenschaften, der sich

im englischen Volke barg. Daß sie alle jene unerfreulichen Erscheinungen erkannte als die zügellosen Aeußerungen einer mächtigen inneren Kraft, die sich nur noch nicht selbst erkannt und noch keine würdigen Aufgaben gefunden hatte. Und daß sie endlich den Mut, die Konsequenz und die Klarheit hatte, das von ihr erschaute innere Ideal des Engländertums, dem offensichtlichen Widerspruche der gemeinen Realität zum Trotze, als die wirkliche, die geistige Realität zu behaupten und ihm als solcher Gestalt und Leben zu verleihen. Es wäre irrig, zu behaupten, daß die englische Kunst dies Ideal „gemacht" habe. In der Macht der Kunst liegt es nicht, die Kräfte und Ideen zu erzeugen, aus denen sich ein neues Volks- und Kulturideal konstituiert. Das ist vielmehr die Aufgabe des politischen, des sozialen, des religiösen Lebens, der Philosophie und der Dichtung, und auch in England hatten diese Faktoren in langer gemeinsamer und sich wechselseitig innig beeinflussender Wirksamkeit bis etwa gegen 1750 alle die einzelnen Züge herausgearbeitet, die dann den Idealtypus des englischen Menschen charakterisierten. Allein diese Züge waren disjecta membra, unverschmolzen, unorganisiert und daher zunächst in dem Grade unwirksam, daß sie die englische Volkskraft nicht vor unfruchtbarer Vergeudung und Selbstzerstörung zu wahren vermochten. Hier trat nun die bildende Kunst in ihre Mission ein und vollendete, was noch zu vollenden war, indem sie die disjecta membra aller in England erweckten und bereitgestellten echten Kulturideen und Kulturpotenzen zusammenfaßte, organisierte — zu einem einheitlichen, aus eigener Kraft lebendigen Bilde schuf. Nur ein Element ist in diesem Bilde neu hinzugetreten, und das ist, um mich eines Vergleiches aus der Technik der Malerei zu bedienen, das Bindemittel, durch das alle Charakterzüge des nationalen Genius zum Ganzen verschmolzen wurden. Es war eine wahrhafte Kulturtat Reynolds' — denn ihm muß sie doch nach der Lage der Dinge durchaus zugeschrieben werden —, daß er die Notwendigkeit der Aufnahme kontinentaler d. h. romanischer Form- und Kulturelemente zur Vollendung des englischen Menschenideals erkannte. Es scheint, daß das Engländertum erst durch die Befruchtung mit dem romanischen Geiste die ihm tief eingeborene Barbarei überwinden und kulturfähig werden kann. Dreimal ist eine Befruchtung dieser Art erfolgt: zuerst, als das Normannentum sich in England festsetzte; dann durch das Eindringen der Renaissance, deren Frucht auf englischem Boden Shakespeare war; zuletzt in der Einführung des Rokokos in das moderne englische Kulturideal durch

die Malerei. Wir müssen doch im Sinne Goethes sagen, daß der englische Mensch, wie er bei Hogarth erscheint, uns kaum verständlich und fast unleidlich ist. Indem ihn nun aber die Kunst mit einem Tropfen Rokoko-Oeles salbte, wurde er bestimmter in die europäische Kultur eingeordnet, wurde er uns näher gerückt, gewann er endlich eine vornehme Liebenswürdigkeit und weltmännische Anmut, durch die manche Härten seines Wesens in erwünschter Weise gemildert werden. So bildet diese feine Form die Voraussetzung für den weitreichenden und überaus bedeutsamen Einfluß, den die englische Kultur während des 19. Jahrhunderts auf ganz Europa in den verschiedensten Gebieten hat ausüben können. Denn einmal sichtbar gemacht und aufgestellt, wirkte das Edelbild des modernen Engländers durchaus in der Weise, wie Goethe im „Winckelmann" entwickelt hat: „Das hervorgebrachte Kunstwerk erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Tatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Zukünftige begriffen ist." Also erkannte auch die englische Nation in dem durch die Kunst gebildeten Ideale die fruchtbarsten und höchsten Möglichkeiten ihres Wesens und stellte sich die Verwirklichung dieses Ideals im Leben zur Aufgabe. Nachdem die gewaltige Kraftanspannung der napoleonischen Kriege und der schweren inneren Kämpfe im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts den Engländern Gelegenheit gegeben hatte, gleichsam ihren Ueberschuß an Säften auszuarbeiten, tritt im englischen Leben als festgeprägte Erscheinung, als der Auszug und die Quintessenz des nationalen Charakters und der nationalen Leistungsfähigkeit der Typus des modernen englischen Gentlemans in die Erscheinung — die Verwirklichung des englischen Kunstideals.

Auch in technischer Beziehung hat Reynolds zielbewußt darnach gestrebt, die englische Kunst in engere Fühlung mit der des Kontinents zu setzen. Freilich darf man nicht vergessen, daß die künstlerische Tradition im Lande selbst lebendig geblieben, daß der goldene Eimer der Ueberlieferung seit den Tagen van Dycks von einem Geschlechte dem andern zugereicht worden war. Mit Stolz hat sich Reynolds selbst einen Großenkelschüler des vlämischen Meisters genannt. Wenn er also daran ging, die Kunst van Dycks zu ihrer Quelle selbst zurückzuverfolgen und daher auf die italienische Renaissance zurückgriff, so verfuhr er nicht, wie einer, der sich die Sprache eines ihm fremden Stammes künstlich zu eigen macht, sondern er vertiefte dadurch die einheimische Tradition auf eine na-

türliche Weise und erweiterte und verstärkte ihre Grundlage. Ihm vermittelte der jüngere Gandy, genannt Gandy von Exeter, die Kunst Rembrandts; aber erst in Italien fand er, was er brauchte — fand es in der Kunst der Venezianer, die er mit bewunderswerter Einsicht in sich aufgenommen und verarbeitet hat. Eine große Zahl seiner meisterhaftesten Schöpfungen — ich nenne nur den Architekten Chambers und die berühmte Herzogin von Devonshire mit ihrem Töchterchen, die auf der Ausstellung zu sehen waren — loben laut Tizian als ihren Lehrer und Meister. Wenn man die Kunst Reynolds' und der von ihm beeinflußten englischen Porträtisten darum eine Epigonenkunst genannt hat, so beruht dies doch auf einer irrtümlichen Auffassung des Wesens des Epigonentums in der Kunst. Denn dies liegt darin, daß sich die Künstler einer Zeit in die Gewalt eines fremden Geistes begeben oder daß sie eklektisch die Erzeugnisse und Leistungen verschiedener Epochen äußerlich miteinander verbinden zu können meinen. Keineswegs trifft dies auf die Engländer zu; vielmehr haben sie aus dem eigenen Geiste einer selbständigen, in sich gefestigten und durchaus lebensfähigen nationalen Kultur heraus geschaffen und aus ihm Neues geleistet. Selbständiger Gehalt aber bereitet sich auch eine selbständige Technik: und kein Einsichtiger wird verkennen, daß die englische Kunst auch technisch in dem vermehrten Reichtume der Palette und in der sie kennzeichnenden Verbindung von Leichtigkeit und Festigkeit der Pinselführung ihre eigentümlichen Züge besitzt. Reynolds hat sein Verfahren durch den Satz gerechtfertigt, daß der einzige Weg zum Studium der Natur die Schule der alten Künstler sei; und dieser Satz ist so gewiß richtig, wie der, daß der einzige Weg zu strengem und organischem Denken durch die Sprache geht. Indem Reynolds diesen Grundsatz aufstellte und durchführte, wurde er zum Erzieher der ganzen Schule; und eines solchen Erziehers bedurfte sie um so mehr, als sie nicht gar reich an bedeutenden Talenten war und diese Talente überdies in ihrer Mehrzahl nicht sehr originell oder mannigfaltig waren.

Ich versuche nunmehr, die hauptsächlichen Künstler der Schule kurz zu charakterisieren.

II.

In mancher Beziehung erinnert Reynolds an Raffael. Wie Raffael ist auch er stets ein Mann der goldenen Mittelstraße gewesen, mehr ausgezeichnet durch Besonnenheit, als durch Kraft,

mehr durch die weise Fähigkeit zu lernen, als durch Ursprünglichkeit. Wie Raffael hat auch er sich immer dankbar zu seinen Meistern bekannt. Wie jenem, so sind auch ihm Glück und Erfolg von Anfang an durch sein ganzes Leben treu geblieben. Fast von dem Tage an, da der noch nicht dreißigjährige Künstler sich 1752 endgültig in London niederließ, behauptete er die Stellnng des ersten Malers seines Landes. Aber während Raffael in der Blüte seiner Jahre dahingerafft wurde, konnte Reynolds ein langes Leben zu Ende leben und in gleichmäßiger und beharrlicher Arbeit das ungeheure Werk von etwa 2000 Gemälden vollenden. Wenn sich ein erstaunlich großer Prozentsatz von guten und von hervorragenden Arbeiten unter dieser Riesenzahl findet, so ist dies auf den Umstand zurückzuführen, daß Reynolds jeder Aufgabe den gleichen Ernst, die gleiche, nie ermüdende Gewissenhaftigkeit widmete. Ihm machte es keinen Unterschied, wer ihm saß; man wird dem Bildnisse einer Herzogin von seiner Hand keine größere Sorgfalt der Arbeit anmerken, als dem Porträt einer begehrten Beauté, wie Nelly O'Brien oder Kitty Fisher. Am 13. Juli 1789 wurde es ihm, während er an dem Porträt einer jungen Dame arbeitete, mit einem Male dunkel vor dem linken Auge. „Jedes Ding nimmt ein Ende, ich habe das meinige erreicht", — so sprach er ruhig, legte den Pinsel nieder und hat ihn nie wieder ernstlich aufgenommen (vgl. Armstrongs Biographie, S. 192 der deutschen Ausgabe). In diesen Worten hat man, wie mir scheint, den ganzen Reynolds. Er verlor nie die Herrschaft über sich; er war sich immer gleich, von Stimmungen unabhängig; er kommandierte die Malerei. So viel aus seinem Leben und seinen Schöpfungen erkennbar wird, haben Leidenschaften ihn nie aufgewühlt. Frauenliebe hat keine tiefere Spur in seinem Leben hinterlassen, und all die schönen Frauen, die ihm gesessen haben, scheint er mit keiner anderen Empfindung, als der unbeirrbarer Sachlichkeit, betrachtet zu haben. Er zog den Umgang mit Männern dem mit Frauen vor, und so ziemlich alles, was durch Geburt, Stellung oder Geist im damaligen England hervorragte, gehörte zu seinem engeren oder weiteren Umgang. Alle verkehrten gern mit dem höchst gastfreundlichen, geistvollen und jovialen Präsidenten der Akademie, aber eine tiefinnerliche Freundschaft hat ihn mit keinem, auch mit Johnson nicht, verbunden. Er gab sich nie hin. Man hat darum ihn und seine Kunst kühl genannt, aber es wird schwer, diese Bezeichnung auf einen Mann anzuwenden, der in zahllosen Bildnissen so viel echte Liebenswürdigkeit

und so viel männliche Würde an den Tag legt, der eine so hohe Verehrung des wahrhaft Bedeutenden bezeugt, wie es das berühmte Porträt der Sarah Siddons bekundet, der nicht müde wurde, die Unschuld und Natürlichkeit des Kindes, vom Säuglingsalter an, mit reinem und wahrem Sinne zu schildern, der schließlich so viel Feuer und Kraft in seiner Farbe verrät. Ich möchte ihn eher eine objektive Natur nennen, von einem Schlage, von dem die Kunstgeschichte in Tizian einen zweiten klassischen Vertreter aufweist. Tizian wie Reynolds — sie kannten beide die dämonische Leidenschaft nicht, mit der sich Rembrandt, der Seelensucher, in die Erscheinungen hineinwühlte, um sie sich ganz zu amalgamieren und sie nicht anders von sich zu geben, als in der Form eines persönlichen Bekenntnisses. Ebensowenig besaßen sie den strengen und hartnäckigen Forschergeist Dürers, der die Objekte mit dem Glauben und dem Feuer eines Alchemisten zerlegte und analysierte, um ihr geheimes Formgesetz zu ergründen. Von ihnen beiden kann man vielmehr eher sagen, daß sie als höchst aufmerksame und innerlich gelassene Beobachter die Erscheinungen umschritten; und wenn ihnen ihr innerster Kern unzugänglich blieb, das letzte Geheimnis der Seele sich ihnen nicht erschloß, so haben sie doch bei ihrem Verfahren eine Fülle edelster Schönheit entdeckt, deren Reiz in ihrer gesunden sinnlichen Klarheit, in ihrem ganz in sich geschlossenen, sich selbst erklärenden und sich selbst genügenden Sein zu beruhen scheint. Es war Wahlverwandtschaft, was Reynolds zu dem Meister von Venedig hinzog.

Und doch hat er Tizians und der ganzen venezianischen Schule in seinen „Discourses“ immer nur mit einer gewissen Reserve gedacht und nie ein Hehl daraus gemacht, daß seine vollste Liebe und Verehrung nicht ihr, sondern der römischen Schule Michelangelos und Raffaels gehöre. Es war ein Zwiespalt in ihm, hervorgerufen durch den Gegensatz von Können und Wollen, von Natur und Ideal. Die Natur hatte ihn als Koloristen geschaffen, wie denn überhaupt die englischen Künstler an koloristischer Begabung durchweg einen hohen Rang behaupten; allein um so lebhafter drängte es ihn über seine Grenze hinaus nach der sicheren Beherrschung der Form, die er bei den Römern fand. Er war ein geborener Porträtist, aber sein mit tiefer Ehrfurcht und inniger Liebe gehegtes Ideal war das freie Schaffen der Phantasie, das an den Erscheinungen der Sinnenwelt den ganzen Umkreis des Innenlebens offenbart. Führte Wahlverwandtschaft ihn zu Tizian, so war es die Sehnsucht, die ihn

zu Michelangelo zog. Auf dem Gebiete seiner angeborenen Begabung war sein Instinkt untrüglich, und wir bewundern die Sicherheit, mit der er sich eine vorzügliche Methode des Studiums der venezianischen Gemälde bildete (Armstrong S. 32) und mit der er später die Ergebnisse dieses Studiums selbständig zu verarbeiten wußte. Aber im Reiche der Form und der Phantasie traute er seinem Instinkte nicht und ließ sich durch Modeanschauungen irre machen: so schämte er sich beinahe, daß ihm Raffael, der Heilige des orthodoxen Klassizismus, an Größe und Originalität hinter Michelangelo zurückzustehen schien (ebenda S. 26). Zeit seines Lebens hat er in diesem Punkte zwischen seinem eigenen Urteile und dem der Mode geschwankt; aber zuletzt hat er sich doch entschlossen zu Michelangelo bekannt, mit dessen Namen er die letzte seiner akademischen Reden schloß und dessen Büste er auf seinem Selbstbildnisse als Präsident der Akademie anbrachte. Sein eigenes Schaffen zeigt freilich, daß ihm der ungeheure Geist des Florentiners versagt war. Wo er in seinen Porträts klassizistische Motive verwendet, ist er nicht immer glücklich; und in seinen eigenen Versuchen freier Phantasieschöpfungen ist er über einen Akademismus im Sinne der Bolognesen kaum hinausgekommen. Man hat ihm diese seine Zwiespältigkeit oft zum Vorwurfe gemacht: und es ist wahr: sie bezeichnet die Grenze seiner Schaffenskraft und sie hat ihn zuweilen in der unbefangenen Betätigung seiner natürlichen Gaben gehemmt. Allein mich dünkt, daß der Nachteil auf dieser Seite reichlich aufgewogen wird durch den Vorteil, den gerade diese besondere Mischung seiner Eigenschaften für ihn als Schulgründer bedeutete. Denn indem er die Grenzen seiner natürlichen Begabung zu überwinden strebte, eroberte er sich Elemente der Form und der Auffassung, die ihm und den Engländern überhaupt von Hause aus fern lagen und von denen die ganze englische Schule dann reichlich profitiert, ja zum guten Teile geradezu gelebt hat. Indem er die ihm verschlossene Sphäre der Kunst als die weitere und höhere anerkannte, hielt er seine Kritik wach und erwarb sich jene selten umfassende Einsicht in das Wesen der künstlerischen Darstellungsmittel, von der nicht allein seine heut sehr zu Unrecht unterschätzten **Discourses**, sondern auch sein eigenes Schaffen vollgültiges Zeugnis ablegt. Ein Werk, wie das Reiterbildnis des Marqueß von Granby (Ausstellung Nr. 22) — und es ist nur eines von vielen — zeigt ein Verständnis der Probleme der Raumbildung und des Farbenaufbaus, eine methodische Sicherheit in ihrer Behandlung, eine Fähigkeit, Schwierigkeiten der gegebenen Aufgabe in Vorteile

und Schönheiten zu verwandeln, endlich überhaupt eine künstlerische Weisheit und Besonnenheit, die auf der höchsten Stufe stehen. Grade, daß diese Fähigkeiten gutenteils erworbene waren, machte sie für die Schule besonders wertvoll: sie hatten darum die Eigenschaft der Lehrbarkeit in hohem Grade. Die ganze englische Schule neigte von Natur zu einer nüchternen Wirklichkeitskunst oder zum Aesthetizismus; wenn sie vor beiden Gefahren lange behütet worden ist, so dankt sie das Reynolds, der die englische Kunst mit genialem Griffe mitten in das Leben hineinstellte, ihre Tradition mit der Solidität eines vorsichtigen Arbeitsmannes verankerte und ihr einen Zug vornehmer Idealität einimpfte, der ihr ungemein zustatten gekommen ist.

Wenn die Natur, so sagt ein Italiener der Renaissance, spendet, spendet sie mit vollen Händen. So hat sie auch neben Reynolds in Gainsborough eine Persönlichkeit gestellt, die die glücklichste Ergänzung zu ihm bildete, insofern sie viele von den Eigenschaften besaß, die jenem abgingen. Gainsborough war weder gebildet noch ein methodischer Geist, wie Reynolds, noch verfügte er über die untrügliche und gleichmäßige Sicherheit und Zuverlässigkeit der Arbeit, die Reynolds auszeichnete. Er arbeitete sprunghaft und ungleich; und unter den beiläufig 300 Arbeiten, auf die man sein Werk berechnet, befindet sich eine erhebliche Anzahl von solchen, die ohne Belang sind. Wie er es mit gewöhnlichen Porträtaufgaben hielt, hat Armstrong (S. 42) drastisch beschrieben: „Er setzte seinen Kopf ganz einfach in die Mitte einer 30 × 25 Leinwand, zog ihm rasch einen Rock an, steckte ihm den Hut unter den linken Arm, faßte das Ganze mit einem Streifen von Umbra und Schwarz ein und streckte die Hand aus, um das Honorar in Empfang zu nehmen.“ Bei Aufgaben, die eine strenge Schulung voraussetzten, wie große Reiterbildnisse, erwies er sich leicht als unsicher. Er bedurfte durchaus der Inspiration, der Laune, der Stimmung: aber in solchen von der Muse geweihten Stunden entwickelte er eine Fülle origineller und bezaubernder Fähigkeiten, die einer entschieden genialen natürlichen Begabung entquollen. Neben dem männlichen Reynolds steht er als die weibliche Natur. Seinen Männerbildnissen mangelt es oft empfindlich an Kraft und an energischer Individualisierung; aber er war es, der die siegreiche Schönheit der englischen Frau in die Schule hineintrug. Ein großer Frauenliebling und Frauenliebhaber, betrachtete er seine weiblichen Modelle mit der Verliebtheit eines Schönheitsschwärmers; für ihn war die Frau überhaupt und schlecht-

hin schön: selbst den bürgerlichen und ältlichen Zügen der guten Königin Charlotte gab er etwas von dem ihm eigentümlichen schmelzenden Reize, aber das Bildnis der schönen Mrs. Sheridan ward unter seinen Händen zu einem süßen Gesange von Frauenschönheit. Seine Frauen bleiben Mädchen, auch wenn sie schon längst Mütter sind, und eben dies Mädchenhafte macht den unwiderstehlichen Reiz seines berühmten „Blue boy“ aus. Die Basis seines Könnens ist schmaler, als bei Reynolds; er steckte, wie bereits hervorgehoben wurde, viel tiefer im Rokoko, und nächstdem hat ihn van Dyck entscheidend beeinflußt. Allein aus diesem verhältnismäßig bescheidenen Kapitale hat er erstaunlich viel zu machen gewußt, weil er ein ursprünglicher, höchst origineller Kolorist war und sich ganz seiner Natur überließ. Was ihm an methodischer Schulung abgeht, ersetzt er an genialem Instinkte. Der „Blue boy“ ist ein so kühnes Stück Arbeit, als man nur finden kann: irrte er nur um Haaresbreite nach links oder rechts ab, so war die ganze Harmonie verloren. Er ist die naive Natur, ein ingénu, dessen Offenherzigkeit und Liebenswürdigkeit mit seinen Schwächen schnell versöhnt. Er steht der Natur um einen Schritt näher, als Reynolds; so konnte er auch den Anfang zur selbständigen Erfassung der englischen Landschaft machen. Und doch hatte Reynolds, wenigstens was die Menschen betrifft, den größeren Wirklichkeitssinn, den gediegeneren Gehalt: seine Gestalten sind blutvoller — die Gainsboroughs sind nicht allzu mannigfaltige Variationen eines einzigen Themas, holde Bilder eines und desselben, in seiner rassigen Grazie allerdings kaum übertroffenen Frauenideals. In ihm kündigt sich bereits die Hinneigung der englischen Kunst zum Aesthetizismus, zu einem des gesunden inneren Gehaltes ermangelnden Formalismus an, in den dies seiner Natur nach nüchterne und durchaus der Wirklichkeit zugewandte Volk leicht verfällt, wenn es nach idealer Form strebt. In der späteren Entwicklung des englischen Bildnisses im 19. Jahrhundert und in der Präraffaelitenschule tritt dieser Zug immer stärker und gefährlicher hervor. Es ist nicht möglich, von Gainsborough nicht bezaubert zu sein; aber wenn er von der modernen Kunstgeschichtsschreibung im Vergleiche zu Reynolds meist mit besonderer Vorliebe behandelt, ja zuweilen fast gegen ihn ausgespielt wird, so stützt sich ihr Urteil nicht immer auf seine besten Eigenschaften. Sie sieht in ihm den moderneren Künstler von den beiden, weil er seine Modelle doch noch mehr als malerische Erscheinungen, wie als Menschen angeschaut und behandelt habe; allein damit ist auch die

Schwäche seines Schaffens, der Mangel an Blut, Leben, Mannigfaltigkeit bezeichnet. Vor allem aber wirkt bei der modernen Vorliebe für Gainsborough die heut allgemeine Geringschätzung methodischer Schulung in der Kunst, der schon von Goethe bekämpfte Aberglaube mit, als könne und solle der Künstler seine Persönlichkeit isolieren und allein aus ihrer Tiefe schöpfen. Dabei übersieht man nicht nur, wie tief und vielfach auch Gainsborough der Tradition verpflichtet war, ja daß er sich weit enger an die Ueberlieferung seiner Zeit, an das Rokoko klammerte, als Reynolds, sondern auch, um wieviel weitreichender und fruchtbarer sich Reynolds' Wirksamkeit für die Bildung und Entwicklung der Schule erwiesen hat. Hätte sie nur Gainsborough gehabt, — es ist kaum zweifelhaft, daß sie schon in der nächsten Generation der Manier anheimgefallen wäre; allein neben Reynolds gestellt befruchtete er sie wirksam mit seiner koloristischen Originalität, seinem Schmelz, seiner Leichtigkeit, seiner liebenswürdigen Grazie. Raeburn ausgenommen hat keiner der englischen Porträtisten noch einen wirklichen Schritt über diese beiden hinaus getan.

Allerdings wird zuweilen Romney als der Dritte im Kreise der Begründer der Schule bezeichnet. Als er nach seiner italienischen Reise auf der Höhe seines Schaffens stand, soll London zeitweise sich in eine Romney- und eine Reynoldspartei geteilt haben (Paston, Romney S. 71.); und auch die Vertreter der heute modernen Anschauungen wollen Romney wieder in bestimmter Beziehung in die erste Reihe der englischen Porträtisten gestellt sehen. „Wir Heutigen — so wird gesagt (Osborn, Reynolds, S. 85) — sind nicht mehr im Zweifel darüber, daß Romney mit seinem breiten, freien Vortrag und der Frische und Delikatesse seines Kolorits als Maler — sofern Malerei im Grunde und vor allem die Kunst des farbigen Ausdrucks ist — den Vergleich mit Reynolds ruhig aufnehmen kann.“ Es ist wahr, daß Romney's Kolorit durch Pikanterie und Flottheit besticht: aber diese Eigenschaften können unmöglich für die Flachheit seines Schaffens hinlänglich entschädigen. Flach ist sein Kolorit, das der Mannigfaltigkeit, der feineren Belebung und der Kraft entbehrt; flach und unsicher ist seine Formengebung, flach und unsicher ist seine Auffassung. Er war eine sensible schüchterne Natur, der es an Selbstvertrauen fehlte; seine Bildung war sehr unvollkommen, gern ließ er sich von seinen poetischen und gelehrten Freunden „Bilderideen“ geben. Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit lagen in seiner Persönlichkeit, aber auch eine

Weichlichkeit, die ihn leicht zu Sentimentalität und Süßlichkeit verführte. Seine Männerbildnisse sind marklos. Bei dem Versuche einer Komposition in größerem Stile, wie z. B. dem Porträt des jungen Tempest neben seinem Pferde (Nr. 50 der Ausstellung), wird er leer. Seine Kinderporträts sind parfümiert. Ueberall fehlt ihm in empfindlichem Maße die Gabe individueller Charakteristik, das Verständnis für den physischen und geistigen Knochenbau des Menschen. Am vorteilhaftesten zeigt er sich in seinen Frauenporträts, wo er auch am meisten Mannigfaltigkeit entwickelt. Hier ist es ihm, vor allem in seinen zahlreichen Darstellungen der bekannten Emma Hamilton, gelungen, seine Vorstellung von Frauenschönheit zu einem ihm eigentümlichen Typus zu verdichten. Dieser Typus ist stärker erotisch gefärbt, als dies sonst beim englischen Frauenbildnisse der Fall ist; er zeigt eine schmachtende Sinnlichkeit, die am reizendsten da wirkt, wo sie, wie bei der bekannten „Parson's daughter“ der National Gallery, sich mit einer gewissen Kammerkätzchen-Pikanterie durchdringt. Allein dieser Typus erstarrte ihm doch leicht zum Schema; er wiederholte sich. Romney darf man am meisten unter den englischen Porträtisten das bedenkliche Kompliment machen, daß seine Kunst „nett“ sei, und die Eigenschaft der Nettigkeit hat immer Freunde gefunden. Das Feinste, was sich in seinem Schaffen ausspricht, ist meines Bedünkens eine gewisse, zuweilen bemerkbare schüchterne und verlegene Anmut, die menschlich gewinnt, die aber im Kampfe mit der Erscheinung leicht erlahmte und zur Schwächlichkeit wurde. Insofern sein Einfluß in der Schule weiter wirkte, wird man ihn doch wohl in erster Linie für die Süßlichkeit verantwortlich machen müssen, die in der weiteren Entwicklung des englischen Porträts in verstärktem Maße hervorgetreten ist.

Mit John Hoppner erschien bereits eine jüngere Generation auf dem Plane. Hoppner war keine entschiedene Persönlichkeit, sondern er übernahm die nun schon gefestigte Schultradition und setzte sie in verdienstlichen Leistungen fort. Auch ihm fehlte es an ausgesprochener männlicher Kraft; aber er vermochte doch von dem offenbar ein gutes Glas Portwein und einen derben Witz liebenden Herzog von York in seiner tiefroten Uniform ein frisches Bild zu geben, dessen sich Reynolds nicht hätte zu schämen brauchen (Nr. 18). Aufgaben, die eine freiere Disposition des Raumes verlangten, war er besser gewachsen, als Romney. Ist es ihm nicht gelungen, einen für ihn charakteristischen Typus von Mann oder Frau herauszu-

bilden, so zeigt er doch im einzelnen vielfach originelle Züge, und er ist Romney an Natürlichkeit überlegen. Seine berühmte Gruppe der Kinder Godsal bei sinkender Sonne (Nr. 44) ist nicht allein ungewöhnlich glücklich in der Erfindung und in der Ausführung reich an Schönheiten, sondern erwärmt vor allem durch die innige Teilnahme des Menschen am Leben der Natur. So zeigt auch seine Lady Julia Manners natürliche Frische, und das Familienbildnis Raymond Symonds (Nr. 19) überrascht durch Züge feiner Empfindung. Hoppner, der wahrscheinlich ein natürlicher Sohn Georgs III. war, verlor die Gunst des Hofes, als er sich an den Prinzen von Wales anschloß, und in seinen Platz rückte nun der noch nicht zwanzigjährige Lawrence ein, der eben nach London übergesiedelt war und im Sturme den Erfolg an sich fesselte. Es begann ein Kopf an Kopf-Rennen zwischen Hoppner und Lawrence, bei dem Hoppner doch allmählich zurückblieb. Der Verdruß hierüber nagte an ihm und hat wohl zu seinem verhältnismäßig frühen Tode beigetragen. Noch heute ist es nicht immer leicht, den Streit der beiden Nebenbuhler um den Vorrang auszumachen. Lawrence war ein frühreifes, überaus leichtes und skrupelloses Talent. Nie hat Hoppner eine so außerordentliche Leistung geschaffen, wie das jetzt Herrn Pierpont Morgan gehörige Bildnis der Eliza Farren. Das ist eine Vision höchstgesteigerter weiblicher Grazie und vollkommener, gleichsam zur Natur gewordener Eleganz. Die Figur ist mit erstaunlicher Sicherheit in den Raum gestellt, aufs glücklichste leicht bewegt und das Kolorit mit bewundernswertem Geschmacke auf die Figur abgestimmt und in zarten und eleganten Variationen durchgeführt. Das Ganze hat die Wahrheit und Lebendigkeit einer momentanen Inspiration. Allein diese entzückende Vision ist rein ästhetischer Art; man darf weder Tiefe der Charakteristik noch der Empfindung darin suchen. In Wahrheit war Lawrence eine kalte Natur. Er hat viele und gute Porträts gemalt; allein seine große technische Gewandtheit ging mehr und mehr in gemütlose Fingerfertigkeit über, und besonders nachdem er seit den Tagen des Wiener Kongresses zu einem der Modemaler des vornehmen Europa geworden war, arbeitete er fabrikmäßig. Was ihm einmal in dem Farren-Bildnisse gelungen war, ist ihm meines Wissens nie wieder gelungen; vielmehr verfiel er später, wenn er „poetisch“ werden wollte, in eine oft geradezu unerträgliche Süßlichkeit. Besonders seine Kinderbildnisse, wie der Master Lambton (Sammlung des Lords Durham) oder die kleine Gräfin Julia Jersey

(Nr. 82) gehören geradezu in die Klasse dessen, was der Ateliersjargon als „Kitsch“ bezeichnet, und verdienten die Stirnseite einer modernen Londoner „Christmas Number“ zu zieren. Mit ihm beginnt die Schule bereits einem frostigen Akademismus anheimzufallen, den dann sein Nachfolger auf dem Präsidentenstuhle der Akademie, Martin Archer Shee, fortgesetzt hat.

Neben diesen Künstlern aber behauptet ein Schotte, Henry Raeburn, eine selbständige Stellung. An Kraft und Ernst tritt er neben Reynolds; an Originalität steht er höchstens den beiden Begründern der Schule nach. Niemand außer ihnen hat so bestimmt und mannigfaltig charakterisiert, wie er — und es bleibt noch zweifelhaft, ob man Gainsborough ihm in diesem Punkte gleichstellen darf. Im Gegensatze zu den Engländern, die ihren Bildnissen durchweg ein aristokratisches Gepräge gaben, tragen Raeburns beste Arbeiten einen ausgesprochen bürgerlichen Zug. So persönlichen Ausdruck des Lebens und Leidens, wie ihn das Bildnis des James Wardrop aufweist (Sammlung der Mrs. Sherley), ein so gutmütig-charakteristisches Großvatergesicht, wie das des John Tait (im Besitze der Mrs. Pitman) findet man in der ganzen englischen Bildniskunst nicht mehr. Seine Vorliebe für alte Männer und Frauen entspringt seiner Neigung für das Charakteristische. Es vereinigt sich mit ihr ein Element echt menschlicher Teilnahme und Gefühlswärme, das man bei den englischen Bildnissen oft schmerzlich vermißt. Die ganze Ausstellung wies kein zweites Bildnis von so viel herzlicher Menschlichkeit auf, wie das, auf dem Raeburn seine Frau geschildert hat. Sie war erheblich älter und bereits Witwe, als sie den damals noch nicht sehr anerkannten Maler heiratete; aber trotzdem ist ihre Ehe ungetrübt glücklich gewesen. Raeburn hat wohl die Tradition der englischen Schule übernommen, aber er hat ihre Rokoko-Elemente in vieler Hinsicht freier und vollkommener überwunden, als seine Kunstgenossen im Süden. Ein wohltuender Hauch von Herbheit und Frische geht durch sein Werk; und schließlich bricht in einigen höchst originellen Porträts, wie vor allem dem berühmten Macnab der Mrs. Baillie Hamilton und auch in dem Obersten Alastair Macdonell, den die schottische Nationalgalerie besitzt, überraschend und machtvoll ein Geist hochländischer Romantik durch, der Raeburn in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Schaffen des 15 Jahre jüngeren Walter Scott setzt. So wird man ihn nach der Originalität seiner Leistung unmittelbar hinter die beiden Väter der klassischen englischen Bildnismalerei zu stellen haben.

III.

Ueberblickt man die Gruppe der englischen Porträtisten im ganzen, so überzeugt man sich davon, daß die Grenzen ihrer Kunst eng genug gezogen waren. Wenige Bilder von Reynolds und Raeburn ausgenommen, fehlt es ihr an innerer dramatischer Bewegung; und durchweg fehlt es an eigentlicher Leidenschaft. Auch dabei mag noch das Erbe des Rokokos mitgewirkt haben, das im Leben wie in der Kunst wahre Leidenschaft als mauvais genre verpönte; aber dem kam doch jedenfalls der Nationalcharakter der Engländer entgegen, die, nachdem sie sich erst einmal zu sich gefunden hatten, die vollkommene äußere Selbstbeherrschung geradezu zu einem Gebote der guten Sitte erhoben haben. In ihrem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben verdanken die Engländer dieser Eigenschaft eine weise und vornehme Milderung der Gegensätze, die oft wohltätig gewirkt hat — aber die Kunst hat eher Nachteil davon gehabt. Denn ihr ist vielmehr an der vollen Entfaltung der Gegensätze, an der Entfesselung der Leidenschaften gelegen, um sie dann in Freiheit von innen heraus zu überwinden. Hat nun die englische Kunst, wie dargelegt wurde, wohl die Fähigkeit besessen, die in der englischen Kultur sich bestreitenden Gegenkräfte zu einem nationalen Typus zusammenzufassen, so unternahm sie es doch nicht, zu wagen, was Rembrandt in einer nicht unähnlichen Situation gewagt hat: unter Dransetzung des nationalen Typus die Gegensätze in der Seele des Individuums selbst zu entwickeln und sie zum Bilde eines volleren, tieferen, reineren Menschentums zu läutern. Durch das nationale Moment hat sich die englische Kunst befreit, aber am Nationalen ist sie auch hängen geblieben. Ihr fehlte der gewaltige Drang nach höchster Selbstbefreiung, der Drang der Michelangelo und Beethoven, der faustische Geist, das Dämonische und Mystische. So hielt sie sich in einer Sphäre der mittleren Temperaturen; sie verzichtete auf die erschütternden Wirkungen, auf die Ahnungen, die Entschleierung letzter Tiefen, die Unendlichkeitsperspektiven. Es war ihre Stärke, daß sie durchweg rational war; es war die Schattenseite dieses Vorzugs, daß sie dem Rationalistischen nicht entrann. Bei dem Bestreben, der Darstellung des Menschen im Bildnisse eine höhere Idealität zu sichern, verfiel sie leicht in Sentimentalität oder Süßlichkeit. Auch hat es an Versuchen nicht gefehlt, über das Porträt hinauszugelangen. Reynolds hat in seinen akademischen Reden immer wieder auf die natürlichen Grenzen des Porträts hingewiesen, und Romney hat sogar in seinen

späteren Jahren einen wahren Ueberdruß am Porträtmalen geäußert. Allein in ihren positiven Leistungen auf dem Gebiete freier Erfindung ist Reynolds unoriginell, Romney aber meist dilettantisch geblieben. Und als später die Präraffaeliten es unternahmen, England eine Kunst von höchstem idealen Gehalte und freier Ausdrucksfähigkeit zu geben, da ward diese Kunst eine Treibhausblüte, eine künstliche, blutlose, lebensfremde Bildung.

So ist es klar, daß das Schicksal an diesem Punkte dem Genius des englischen Volkes in der bildenden Kunst sein „Bis hierher und nicht weiter!“ zuruft und ihm die Gabe frei aus dem Innern heraus schaffender Kraft versagt. Bezeichnend ist, daß dies Volk, dessen Stärke in der aufmerksamen Beobachtung und dem gesunden Verständnisse der Wirklichkeit liegt, außer dem Porträt nur noch in der Landschaft Eigenes und Bedeutendes geleistet hat. Und dabei war die englische Landschaft im Grunde auch nur Porträt! Es ist ganz treffend von Constable gesagt worden (vgl. Lord Windsors Biographie S. 165), sein Ziel sei immer gewesen, eine bestimmte Szenerie an einem bestimmten Tage und zu bestimmter Stunde wiederzugeben — also die Landschaft als Porträt. Dies war etwas so Neues in der Landschaftsmalerei, daß die ersten Constables, die nach Paris kamen, dort geradezu revolutionierend wirkten und den Anstoß zur Entwickelung der ganzen modernen europäischen Landschaftsmalerei gaben. In der Beschränkung auf Porträt und Landschaft kann man die englische Kunst am ehesten der holländischen vergleichen, wiewohl diese freilich auch im Sittenstücke, im Tierbilde und im Stillleben Hervorragendes geleistet hat. Vor allem aber hat sie in Rembrandt einen Genius erzeugt, der sie mit dämonischer Gewalt aus den Schranken der Nationalität und Endlichkeit ins Zeitlose hinaushob. Obschon ich mir der Gefährlichkeit des Vergleiches wohl bewußt bin, wage ich dennoch, Turner — mutatis mutandis — als den Rembrandt der englischen Kunst zu bezeichnen. Denn kein Engländer hat so rein aus der lebendigen künstlerischen Idee heraus geschaffen, keiner mit solcher Energie die Beherrschung des Stoffes durch den Geist angestrebt, wie er. Auch er ist vom romanischen Geiste, von Claude Lorrain, ausgegangen, allein er hat ihn völlig überwunden durch die Einführung jenes durchaus nordischen, höchst innerlichen und subjektiven Naturgefühls, das den Gehalt jeder Landschaftskunst bilden wird, die eine wahrhaft moderne sein will. Er hat in Wirklichkeit eine neue Natur geschaffen. Und doch macht sich gerade bei ihm die Begrenzung des englischen Geistes in der Kunst

peinlich fühlbar. Denn in der freien Erfindung und Raumgestaltung ist Turner immer unsicher geblieben und schließlich einer gewissen Gewaltsamkeit und Formlosigkeit anheimgefallen, die den heftigsten Widerspruch hervorgerufen hat. So bestätigt die englische Landschaftskunst das Urteil, zu dem die englische Bildnismalerei führt.

Wenn aber die englische Porträtkunst trotz dieser natürlichen Beschränkung, wenn sie, obwohl sie kein eigentliches Urgenie und nur zwei oder drei Talente höchster Klasse aufweisen kann, dennoch so Vorzügliches und Dauerhaftes geschaffen hat, so war das nicht nur eine künstlerische, sondern auch eine sittliche Leistung; und ich meine, daß gerade dieser Eindruck viel zu dem außerordentlichen Erfolge beigetragen hat. Denn unser Publikum, gewöhnt an die Desorganisation, an den zur Grimasse ausgearteten schrankenlosen Subjektivismus der modernen Kunst, dies Publikum, seit einem Menschenalter systematisch dazu erzogen, in zuchtloser Willkür echte künstlerische Individualität zu erblicken, wurde hier inne, daß Kunst nicht bloß die mechanische Summe einer gewissen Anzahl von Künstlerpersönlichkeiten, sondern daß sie ein eigener, in sich lebendiger Gesamtorganismus ist, erkannte, daß die methodische Disziplinierung der künstlerischen Kräfte, die freie Selbstbeschränkung des Einzelnen im Dienste des Ganzen den schaffenden Künstler nicht hemmt, sondern fördert, indem sie das große Talent zu höchster Fruchtbarkeit steigert, das schwächere aber zu ungeahnter Leistungsfähigkeit entwickelt. Doch noch ein zweiter Umstand wird zu der tiefen Wirkung der Ausstellung beigetragen haben. Es ist in der modernsten Kunstlehre ein orthodoxer Satz geworden, daß die Kunst eine Bildung für sich, isoliert von allen anderen menschlichen Lebensbetätigungen sei, daß ihre Bestrebungen gleichsam eine innere Angelegenheit der Künstler bildeten, daß der Wert ihrer Leistungen von anderen Maßstäben abhänge, als alle sonstigen Schöpfungen und Taten des Menschen. „L'art pour l'art!" Und nun erscheint eine Kunst, die in jedem Zuge nicht bloß ihre Herkunft aus dem Leben, sondern vor allem auch die unmittelbarste Wirkung darauf bezeugt. Wir sehen den modernen, gegenwärtigen Engländer, Mann und Frau, und erkennen in ihm — abgesehen davon, daß Aeußerlichkeiten der Sitte und Tracht sich seither geändert haben und daß der Typus des Engländers sich im Laufe eines Jahrhunderts schärfer determiniert hat — denselben Menschen, den Reynolds und Gainsborough dem Volke als Idealbild gesetzt haben. Wir halten die modernsten englischen Bildnisse von Duleß, Shannon oder Sargent neben die alten und sehen die innigste Ge-

meinschaft in Geist und Technik, Auffassung und Charakter. So sind denn Reynolds und Gainsborough nicht tot, sondern sie leben und wirken fort — und eine Ahnung dämmert auf, daß die Kunst nicht ein ästhetisches Spiel, sondern eine lebengestaltende, kulturbildende Kraft sei, eine Erkenntnis, daß diese Kraft in unserem Leben zu seinem großen Schaden unwirksam ist. Das ist die Lehre, die die Engländer des 18. Jahrhunderts den lebenden Deutschen zu erteilen haben. Ich bin glücklich, diese Zeilen in einem Augenblicke zu schreiben, da die Ausstellung der Werke eines Künstlers ihre Wanderung durch Deutschland antritt, in dessen Schaffen sich seit dem Hingange Böcklins zu ersten Male wieder der Wille und die Kraft der Kunst zur Gestaltung des Lebens wirksam zeigt. Es ist Fritz Erler, von dem ich rede.

Die Schiffbarmachung des Mississippi.

Von

Dr. Ernst Schultze.

Unter den mannigfachen Problemen, die die Vereinigten Staaten zu lösen haben und die an Zahl und Bedeutung mit merkwürdiger Schnelligkeit zunehmen, nimmt eine der ersten Stellen die Schiffbarmachung des Mississippi ein. Dieser gewaltige Strom bewässert mit seinen 4209 km Länge (der Rhein ist 1225 km lang) und seinen 54 schiffbaren Nebenflüssen etwa 3 275 000 Quadratkilometer, d. h. ein Drittel des riesigen Gesamtgebietes der Vereinigten Staaten, das doch an Flächen-Inhalt der Landfläche ganz Europas fast gleichkommt. Zählt man die Nebenflüsse hinzu, so ergeben sich sogar etwa 24 000 km Stromläufe. Und dennoch ist der Mississippi heute in einem Zustande, der seine Benutzung als Schiffahrtsweg weit weniger gestattet, als dies vor 50 oder vor 100 Jahren der Fall war. Sein Gefälle und das seiner meisten Nebenflüsse ist nur sehr gering. Liegt doch das Land an den Quellen des Ohio nur etwa 230 Meter über dem Meeresspiegel, obwohl der Ohio und dann der Mississippi eine Strecke von 2000 englischen Meilen (über 3000 km) zu durchlaufen haben, bevor sie das Meer erreichen. Die Städte Minneapolis und St. Paul am Mississippi (in Minnesota) liegen 2200 englische Meilen vom Meere entfernt und doch nur 240 Meter über dem Meeresspiegel. Gerade dieses geringe Gefälle scheint daher zur Benutzung als Schiffahrtsstraße ganz besonders herauszufordern. Und die gewaltige Landfläche, die er durchfließt — nach Alexander von Humboldts Ausspruch „das größte Tal der Welt“ —, bildet durch seine geographische Gestaltung und durch die politische Organisation seiner Bewohner so sehr ein einheitliches Wirtschaftsgebiet, daß man den Mississippi wohl als das natürliche Rückgrat der ganzen Vereinigten Staaten betrachten kann.

Gewiß wäre es für die wirtschaftliche Erschließung des Landes zunächst erwünschter gewesen, wenn diese größte Wasserstraße Nordamerikas nicht von Norden nach Süden, sondern von Westen nach Osten verliefe. Denn die Besiedelung des Landes war in ostwestlicher Richtung erfolgt. An dem Küstenstreifen des Atlantischen Ozeans breiteten sich die ersten Städte der weißen Ansiedler aus, hier blühten ihre ersten Farmen, und in dem Raum zwischen Alleghanies und Mississippi kämpfte noch vor 100 Jahren der rote Mann mit Erbitterung gegen den weißen Eindringling, während damals südwestlich vom Mississippi Weiße überhaupt noch kaum zu finden waren; nur im äußersten Süden, in Louisiana, hatten die Weißen ebenfalls festen Fuß gefaßt. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts aber drang die weiße Rasse dann unaufhaltsam von Osten nach Westen vorwärts.

In der ersten Zeit wurde es ihr außerordentlich schwer, die geeigneten Verkehrswege zur Verbindung der neuen Siedelungen im Westen mit dem Osten zu schaffen. Der Bau von Landstraßen war teuer und zeitraubend, und Arbeitskräfte für solche Dinge waren kaum zu haben — ganz abgesehen davon, daß die Regierung der Vereinigten Staaten sich damals fast beständig in Geldnöten befand. Die Flüsse aber, die von den Alleghanies herunterkamen, erstreckten sich zu wenig ins Land hinein, um sie als Wasserstraßen auf weitere Entfernungen hin benutzen zu können. Nur der Hudson machte eine Ausnahme, und schon frühzeitig unternahm es der Staat New-York, an diesen Fluß, dessen natürliche Ausweitung bei seiner Mündung ins Meer bekanntlich den Hafen von New-York bildet, den Erie-Kanal anzuschließen, der die Verbindung New-Yorks mit den großen Seen herstellen sollte — eine Verbindung, die für die Entwicklung des Staates New-York tatsächlich von unberechenbarem Nutzen geworden ist.

Der Mississippi kam damals als Wasserweg nur für diejenigen Fälle in Betracht, in denen es auf einige Wochen, ja auf einige Monate mehr oder weniger nicht ankam. Häufig allerdings wurde die Reise den Mississippi hinunter und dann an der Küste wieder herauf trotz ihrer unendlichen Länge dem Marsche durch den Urwald vorgezogen, weil dieser Gefahren barg, gegen die man sich bei der Fahrt auf dem „Vater der Ströme“, wie der Sinn des schönen indianischen Wortes Mississippi lautet, besser sichern konnte. Dieser war im Jahre 1782 zum ersten Male von einem Weißen zu Handelszwecken befahren worden. Jakob Yoder hieß der Kühne,

der damit den Grundstein zu dem Flußhandel auf dem gewaltigen Strome legte. Er fuhr mit einem Flachboot vom alten Rothsteinfort am Monongahela bis nach New-Orleans hinab, wo er seine Waren verkaufte. Dann kehrte er auf dem Umwege über Havanna, Philadelphia und Pittsburg nach den Ohio-Fällen zurück.

Die Schiffe, denen man sich und seine Güter anvertraute, waren viele Jahre lang nach dieser allerprimitivsten Form gebaut: die Beförderung stromabwärts erfolgte auf Flachbooten, die nicht viel mehr darstellten als einfache Flöße. Uebernahmen sie doch die Aufgabe, Passagiere zu befördern, nur in zweiter Linie und konnten daher weder in ihrer Bauart, noch in den Bequemlichkeiten, die sie boten, viel Rücksicht auf sie nehmen; denn ihre hauptsächlichste Bestimmung war die, Waren zu befördern. Auch dienten sie dazu, nach der Ankunft in New-Orleans auseinandergenommen, in Stücke zerschlagen und verkauft zu werden. Stromaufwärts war die Reise natürlich noch viel schwieriger: man mußte, um gegen die Strömung vorwärts zu kommen, Ruder und Segel gebrauchen und Gefahren und Mühen aller Art bestehen.

So war denn eine Reise von New-Orleans den Mississippi hinauf nach Ohio, Indiana, Kentucky usw. sehr schwierig und erforderte eine unendliche Zeit: man brauchte von New-Orleans bis Cincinnati in der Regel etwa 100 Tage, unter ungünstigen Umständen sogar 200 Tage. Von der gesamten Bevölkerung wurde daher die Erfindung der Dampfschiffahrt mit größtem Jubel begrüßt. 1807 hatte Fulton zum Erstaunen aller Spötter das erste Dampfschiff von New-York aus den Hudson hinauffahren lassen. 1811 befuhr das erste Dampfschiff den Mississippi. Es war von Robert Fulton selbst entworfen und in Pittsburg von einem Mr. Roosevelt (aus derselben Familie stammend, wie der jetzige Präsident) gebaut worden und fuhr von Pittsburg den Ohio und dann den Mississippi hinab bis New-Orleans. Schon 20 Jahre später war durch Vervollkommnung der Dampfschiffe die Dauer der Fahrt stromabwärts von Cincinnati auf 8—9 Tage verringert, die der Fahrt stromaufwärts auf 10—12 Tage. Das Dampfschiff wurde auch bald nicht nur zur Beförderung von Menschen und Gütern benutzt, sondern diente im Mississippi-Gebiet auch anderen Zwecken — selbst dem Theaterspiel.*)

*) Siehe über die Theaterspiele auf Mississippi-Dampfern den 1. Band meiner „Kulturgeschichtlichen Streifzüge“ („Aus dem Werden und Wachsen der Vereinigten Staaten“) Seite 203.

Dadurch wurde die Besiedelung der Mississippi-Ebene natürlich außerordentlich gefördert. Cincinnati, 1788 gegründet, hatte 1810 erst 2540 Einwohner, 1840: 46338 — 1870: 216329 — 1900: 325902. Minneapolis, das erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstand, hatte 1860 nur 2564 Einwohner, 1880: 46887 — 1900: 202718 Einwohner. Während aber die Möglichkeit raschen Wachstums für diese und ähnliche Städte in den letzten 40 Jahren auf der schnellen Entwicklung des Eisenbahnnetzes beruhte, war sie bis dahin im wesentlichen der Schiffahrt auf dem Mississippi zuzuschreiben, die sich bis zum Jahre 1870 fortschreitend entwickelte. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat diese an dem Eisenbahnnetz noch einen gefährlichen Konkurrenten gehabt. So ist es erklärlich, daß die Entwickelung der Union gegen Ende des 18. Jahrhunderts und Anfang des 19. Jahrhunderts sich wesentlich nach Südwesten hin (in der Richtung der Wasserstraßen) vollzog, während der Nordwesten erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nachdem die Eisenbahnen Kraft gefunden hatten, seine Schienenstränge bis an und über die Rocky Mountains zu strecken, der Besiedelung durch die Weißen erschlossen wurde.

1783 war die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Großbritannien anerkannt worden. Die westlichen Landesteile, die zu den 13 Staaten gehörten, wurden nun allmählich von der Union aufgeschlossen und aus Territorien zu Staaten organisiert. Kentucky wurde als Staat 1792 zugelassen, Tennessee 1796, Ohio 1802. Dann kam eine lange Pause bis zum Jahre 1812, in welchem man Louisiana die Würde als Staat zubilligte. Erst die Entwicklung der Dampfschiffahrt auf dem Mississippi und Ohio ließen die Besiedelung der übrigen Staaten so schnell vorwärtsschreiten, daß nun in rascher Folge ein Staat nach dem anderen organisiert werden konnte, so daß sich das Territorien-Gebiet immer mehr verkleinerte. Indiana wurde 1816 zum Staat erhoben, Mississippi 1817, Illinois 1818, Alabama 1819, Missouri 1820. Später folgten Michigan (1835) und Arkansas (1836). Bezeichnend genug ist ja auch, daß die weitaus größte Zahl der damals gegründeten Städte, soweit sie später Bedeutung erhielten, an Wasserwegen gelegen ist. Cincinnati, Pittsburg, Chicago und viele andere der heutigen Großstädte der Osthälfte der Union sind damals an den Ufern der Flüsse und Seen erwachsen. Es war eben die Zeit des Aufwachsens der Schiffahrtsstädte, während die letzten Jahrzehnte, namentlich in dem flußarmen Nordwesten der Union und dem Westen Kanadas,

die Entstehung von Eisenbahnstädten gezeitigt haben. Das schlagendste Beispiel aber für die ungeheuere Wichtigkeit, die die Wasserwege für die Entwicklung einer Stadt haben können, bietet wohl Buffalo, am Ende des Erie-Kanals gelegen, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit großen Kosten von dem Staate New-York geschaffen wurde.

Es mag uns unnötig erscheinen, auf diese große Bedeutung der Wasserwege für die Entwickelung verkehrsreicher Städte und des Nationalwohlstandes überhaupt hinzuweisen; in den Vereinigten Staaten aber ist dies lange Zeit nicht überflüssig gewesen. Denn seitdem sich die Eisenbahnen zu ihrer großen Machtfülle entwickelt hatten, haben sie es verstanden, das Publikum so gründlich mit der Ueberzeugung von der unübertrefflichen Vollkommenheit des Eisenbahnwesens zu erfüllen, daß man wie mit Blindheit geschlagen war und die natürlichen Wasserwege ebenso wie die Kanäle, die man zu bauen angefangen hatte, verachtete, um alle Sympathie nur den Eisenbahnen zuzuwenden. Diese aber taten in ihrem eigenen Interesse alles, um Kanäle und natürliche Wasserstraßen zur völligen Bedeutungslosigkeit herabzudrücken. Manch ein Kanal ist durch eine konkurrierende Eisenbahn-Gesellschaft absichtlich zugrunde gerichtet worden: wenn alles andere nichts half, so schreckte man schließlich nicht davor zurück, ihn anzukaufen und zuzuschütten, um dann die Geleise für die Eisenbahn in seinem alten Bett zu legen. So hat man es denn in den Vereinigten Staaten fertig gebracht, von den insgesamt 7533 Kilometer langen Kanälen, die man bis zum Jahre 1890 gebaut hatte, nicht weniger als 3845 Kilometer, d. h. mehr als die Hälfte, wieder eingehen lassen.

Auch die Konkurrenz der Flüsse suchte man auf alle Weise zu bekämpfen. Man legte die Eisenbahngeleise in ihrer Nähe an, man stellte dem Publikum mit fesselnden Worten dar, daß die Eisenbahn ihren Betrieb das ganze Jahr hindurch aufrecht erhalten könne, während die Flüsse vereisen könnten, man wies darauf hin, daß der Verkehr auf den Wasserstraßen sich nicht so regelmäßig gestalten lasse wie auf den Eisenbahnen; blieben doch die Mississippi-Dampfer bei niedrigem Wasserstand häufig genug zwischen St. Paul und St. Louis viele Stunden lang auf Sandbänken sitzen, so daß auf dieser kurzen Strecke Verzögerungen bis zu neun Tagen vorkamen.

So hatte man bis vor wenigen Jahren für die Verkehrsbedeutung der Wasserstraßen nicht den geringsten Sinn. Die Bewilligungen dafür blieben unzureichend. 1822 war zum erstenmal

vom Kongreß eine Summe für die Verbesserung von Flüssen und Häfen bewilligt worden; es waren 23000 Dollars. Im Laufe von sieben Jahrzehnten wuchs diese Bewilligungssumme naturgemäß; dennoch betrug sie 1892 erst 5255000 Dollars (etwa 21 Millionen Mark), auch ist es bezeichnend, daß man es heute, bei der Belebung des Interesses für die Mississippi-Schiffahrt, fast wie eine ehrfurchtgebietende Tatsache berichtet, welche Präsidenten der Vereinigten Staaten einmal den Mississippi befahren haben. Man müßte annehmen, daß jeder Präsident der Vereinigten Staaten es für seine Pflicht und Schuldigkeit gehalten habe, diesen Riesenstrom, der die natürliche Lebensader des gesamten mittleren Teils der Union ist, auf einer Studienfahrt kennen zu lernen. Doch ist dem nicht so — ja man findet nicht einmal die bedeutendsten Namen unter den wenigen Präsidenten, die diese Reise nicht scheuten. Da werden Millard Filmore und Andrew Johnson genannt. Von Abraham Lincoln berichtet man, daß er in einer seiner Reden als Abgeordneter im Kongreß im Jahre 1848 erklärt habe, daß die Regulierung des Mississippi sogleich hinter der Erhaltung einer Kriegsflotte eine der nennenswertesten Aufgaben der Regierung sein würde. Sicherlich hat aber Lincoln, der als Präsident ja durch den Bürgerkrieg zu sehr in Anspruch genommen war, als daß er sich noch um den Mississippi hätte kümmern können, mehr die Eindämmung des unteren Laufes durch Deiche im Auge gehabt, um das Land vor Ueberschwemmungen zu schützen, als die Schiffbarmachung des ganzen Stromes. Präsident Roosevelt aber ist tatsächlich der erste Präsident überhaupt, der eine wirkliche Studienreise den Mississippi hinab unternommen hat.

Die Bewilligungen von staatlichen Geldern durch den Kongreß für die Regulierung des Mississippi sind in den letzten Jahrzehnten unzureichend gewesen — man behauptet geradezu, daß sie so schmal gehalten wurden, daß sie nicht einmal erlaubt hätten, die Anlagen, die durch frühere Regierungen geschaffen wurden, ordentlich aufrecht zu erhalten. Es ist keine Frage, daß lange Zeit hindurch die Macht der Eisenbahnen es bewirkt hat, daß einzelne Abgeordnete alles aufboten, um eine Verbesserung der Wasserwege hintanzuhalten. Soll doch ein Abgeordneter ohne Scheu öffentlich erklärt haben: „Der Missouri ist nicht schiffbar, und der Mississippi sollte nicht schiffbar sein.“ Und noch im Jahre 1900 hat Senator Thomas Carter von Montana sich nicht gescheut, ein Gesetz zur Verbesserung der Flußläufe und der Häfen absichtlich zu Falle zu

bringen, indem er viele Stunden lang darüber sprach, bis die Zeit gekommen war, wo die Vertagung eintreten mußte.

Damals war die öffentliche Meinung noch geneigt, dies mehr als einen Scherz denn als Böswilligkeit anzusehen. Heute aber würde sie sich ein solches Verhalten nicht mehr gefallen lassen. Der Mann, der in so frivoler Weise ein Gesetz zur Verbesserung der Flußläufe im Kongreß oder im Senat zu Falle brächte, würde den Haß von Millionen von Menschen auf sich ziehen und würde sich in den Staaten des Mississippi-Beckens öffentlich nicht mehr sehen lassen können. Denn heute ist man davon überzeugt, daß man eine Torheit sondergleichen begangen hat, als man die Flußläufe versanden ließ und nur gerade soviel tat, als nötig war, um das angebaute Gebiet vor Ueberschwemmungen zu schützen. Heute hat man sich wieder darauf besonnen, daß man die Flüsse auch zur Bewältigung des Menschen- und des Güterverkehrs benutzen kann, ja, daß sie dazu unentbehrlich sind. Hat doch der Staat New-York, der den von ihm selbst gebauten Erie-Kanal mehr als zwei ganze Menschenalter hindurch sträflich vernachlässigt hat und während dieser Zeit sehr geneigt war, ihn als ein nutzloses Werk einer früheren Generation anzusehen, die in Technik und Verkehrswegen weit hinter unserer Zeit zurückstand — hat doch der Staat New-York für die Erweiterung und Vertiefung des Erie-Kanals die enorme Summe von 100 Millionen Dollars bewilligt, damit er Schiffe bis zu 1000 Tonnen Gehalt fassen kann! Vor einem Menschenalter würde man nicht den hundertsten Teil dieser Summe bewilligt haben. Der Staat Illinois hat kürzlich für die Vollendung des Chicago Drainage-Kanals eine Summe von mehr als 50 Millionen Dollars ausgegeben und dies keinen Augenblick bereut; im Gegenteil: man hat die ursprünglichen Pläne erheblich erweitert. Der Abgeordnete Lorimer, der sich diese Frage besonders angelegen sein läßt, hat eine Studienfahrt durch diesen Kanal und dann weiter durch den Des Plaines- und Illinoisfluß zum Mississippi unternommen, um die Frage zu untersuchen, wieviel die Regulierung dieser Flüsse kosten würde, um eine Wasserstraße vom Michigan-See zum Mississippi zu schaffen. Die Summe, die dafür notwendig sein würde, beträgt etwa noch 31 Millionen Dollars.

Aber die Bewegung hat auf alle Mississippi-Staaten übergegriffen. Schon seit längerer Zeit herrschte unter den Farmern von Nord- und Süd-Dakotah schwere Mißstimmung, weil

sie für ihren Verkehr ganz auf die Great Northern-Bahn angewiesen waren. Diese forderte zuweilen außerordentlich hohe Frachtraten, und zu anderen Zeiten stellte sie nicht genügend Güterwagen, um den Weizen fortzuschaffen. So kam es in mehr als einem Jahre vor, daß den Farmern in Dakotah der Weizen in ihren Getreidelagern verfaulte oder daß sie ihn gar aus Wut über die hohen Frachtraten, die die Eisenbahn forderte, verbrannten. Auch in Nebraska und Jowa standen die Farmer mit den Eisenbahnen auf gespanntem Fuß, weil auch ihnen aus dem angegebenen Grunde mancher Getreidevorrat schimmelig wurde. Die Baumwoll-Plantagen in Texas und Arkansas konnten ihre Baumwolle nicht rechtzeitig auf den Markt bringen, weil auch ihnen nicht genügend Güterwagen gestellt wurden.

Ebenso ging es den Kohlenbergwerken in Illinois, Missouri und anderen Staaten, die ihre Kohlen nicht rechtzeitig befördert sahen. Tatsächlich ist die Kohlennot in einzelnen Staaten im Winter 1906/07 so hoch gestiegen, daß in kleineren Orten mehrere Familien in ein Haus ziehen mußten, um weniger Feuerung zu verbrauchen — ja, daß in besonders argen Fällen aller mögliche Hausrat bis zu den Betten zur Feuerung benutzt werden mußte. Selbst in größeren Städten bildeten sich Ausschüsse, die auf der Eisenbahnstation beim Eintreffen von Kohlenwagen, die für andere Stationen bestimmt waren, die Kohlen, unter Berufung auf das Recht der Notwehr, einfach für sich mit Beschlag belegten.

Die Eisenbahnen sind tatsächlich außerstande, den Frachtverkehr der Vereinigten Staaten, der sich in ganz riesenhafter Weise entwickelt hat, zu bewältigen, und ihre Leistungsfähigkeit wird so sehr in Anspruch genommen, daß sie allmählich selbst eingesehen haben, daß sie den immer noch mit Siebenmeilenstiefeln vorwärtsschreitenden Frachtverkehr in Zukunft noch weniger werden bewältigen können. Hätten die amerikanischen Eisenbahnen stets eine gesunde Finanzpolitik getrieben, so würde es ihnen jetzt möglich sein, die Summen aufzubringen, um ihre Schienenstränge zu verdoppeln und ihren Wagenpark erheblich zu vermehren. Da sie aber in merkwürdiger Sorglosigkeit und in einem fast strafbaren Vertrauen auf die unbegrenzte Nachsicht und Geduld des Publikums nicht rechtzeitig Vorsorge getroffen haben, die Mittel beiseite zu legen, die solche Erweiterungen gestatten würden, und da ferner einige unter ihnen das finanzielle Vertrauen der Oeffentlichkeit stark erschüttert haben, so müssen heute auch die vertrauenswürdigen Gesellschaften zusammen

mit den weniger soliden leiden, so daß sie allesamt kein genügendes Kapital für die unbedingt notwendigen Betriebs-Erweiterungen aufbringen können.

So ist denn ein Zustand eingetreten, daß selbst die Eisenbahnkönige Harriman und Hill jetzt öffentlich erklären lassen, es sei nicht daran zu denken, daß die Eisenbahnen den Verkehrsbedürfnissen des Landes ohne Ausbau der Wasserwege Genüge tun könnten. Vor fünf Jahren schon erklärte Mr. Finley, der jetzige Präsident der Southern Pacific-Bahn (damals noch einer der ersten Beamten der den Mississippi in seinem Lauf von Norden bis nach Süden begleitenden Illinois Central-Bahn): die besondere Bedeutung des Mississippi liege darin, daß er die Frachtraten nicht nur der nordsüdlich laufenden, sondern sogar der ostwestlich laufenden Eisenbahnen nach untenhin beeinflusse. Zweifellos liegt in dieser wohltätigen Konkurrenz eine Hauptbedeutung der Wasserstraßen. Aber ganz klar hat sich die unumgängliche Notwendigkeit ihres Ausbaues ergeben, seitdem die Eisenbahn-Magnaten selbst offen erklären, daß man die Flüsse zu Hilfe nehmen müsse, um den Verkehr zu bewältigen.

Mr. Hill, vielleicht der fähigste und am meisten mit volkswirtschaftlichem Instinkt begabte Eisenbahnkönig der Vereinigten Staaten, der die drei großen Systeme der Great Northern-, der Northern Pacific- und der Chicago, Burlington and Quincy-Bahn beherrscht, erklärte im letzten Winter offen, daß er selbst bereits die Wasserwege benutze, um die Stauung von Frachtgütern auf seinen Bahnen zu vermindern. Und vor einigen Monaten hat er in einem Briefe an den Gouverneur John A. Johnson des Staates Minnesota darauf hingewiesen, daß der Ausbau der Wasserstraßen eine Notwendigkeit sei, weil es für die Eisenbahnen gegenwärtig unmöglich sei, mit der Entwicklung des Landes Schritt zu halten, da sie weder das nötige Geld, noch die nötige Zahl von Arbeitern, noch das notwendige Material erhalten könnten, um schnell genug die neuen Linien zu bauen und die alten Linien zu verbessern.

So ist denn die Stimmung allgemein dem Ausbau der Wasserstraßen überaus günstig geworden. Außer den Farmen- und Baumwollplantagen-Besitzern, den Inhabern von Kohlenbergwerken, Fabriken usw. und nun selbst den Eisenbahn-Königen, unterstützen die Gouverneure und Staatsmänner sämtlicher Staaten des ganzen Mississippi-Beckens die Forderung der Regulierung des Mississippi auf das eifrigste. Vielfach wird im nordamerikanischen Inland die Behauptung aufgestellt, daß die Ströme der Nation dienstbar ge-

macht werden könnten, indem man lieber große Summen für Verbesserungen im Lande selbst ausgeben als große Kriegsschiffe und Grenzbefestigungen davon bauen sollte. Allen Ernstes wird deshalb die Forderung erhoben, daß mehrere Millionen Dollars von dem Budget für Armee und Marine gestrichen und für die Regulierung des Mississippi bereit gestellt werden sollten; es sei dabei erwähnt, daß das Budget des Heeres der Vereinigten Staaten, obwohl dieses nur etwa 35000 Mann umfaßt, doch die gewaltige Summe von 70 Millionen Dollars (mit den Pensionen für die Kriegs-Invaliden sogar die enorme Summe von 96 Millionen Dollars!) umfaßt.

Die Regulierung des Mississippi ist zu einer so brennenden Frage geworden, deren Lösung man nur in einem, dem positiv bejahenden Sinne gelten lassen will, daß ein förmliches Schlagwort geprägt worden ist: „River regulation is rate regulation". Es scheint fast, als wenn dieses ebenso zu einer Art Kriegsruf werden sollte, wie vor einem halben Jahrhundert im Kriege mit Mexiko das „Remember the Alamo" oder später bei der Grenz-Regulierung mit Kanada das „Fifty-four forty or fight!" Heute heißt es, wie gesagt, „River regulation is rate regulation" oder „Fourteen feet through the Valley". Ja, es gibt bereits eine Mississippi-Hymne, die von aufgeregten Volksmassen gesungen wird und für die man die Melodie der Kriegs-Hymne gewählt hat. Diese Mississippi-Hymne lautet:

„We represent the people who want the waterway —
Fourteen feet through the valley.
We represent the shippers who have the biggest say —
Fourteen feet through the valley.
We want the ships a-running and lowering the rate —
Fourteen feet through the valley.
And if we get the water we'll guarantee the freight —
Fourteen feet through the valley.
„We 're going to have the Water —
Fourteen feet through the valley.
We 're bound to have the Way;
Fourteen feet through the valley.
We've got the tonnage waiting —
Fourteen feet through the valley.
To make the vessels pay;
Fourteen feet through the valley.
And we'll get the fifty million —
Fourteen feet through the valley.
With Uncle Sam's O. K. —
Fourteen feet through the valley."

Man kann nun wohl mit Sicherheit annehmen, daß die Verbesserung des Flußlaufes des Mississippi in Angriff genommen wird. Ist doch die Schiffahrt dort in der traurigen Lage, daß z. B. auf dem unteren Laufe zweimaliges Umladen erforderlich ist (in Memphis und in Vicksburg). Jeder solche Umschlag ist aber natürlich mit erheblichen Kosten verknüpft, zumal in einem Lande, in dem die Arbeitslöhne so hoch sind wie in den Vereinigten Staaten. Die Schiffahrt auf dem Mississippi, die sich bis zu den 70er Jahren gut entwickelt hatte, ist tatsächlich in den letzten drei Jahrzehnten beständig zurückgegangen, und zwischen St. Louis und New-Orleans z. B. hat die letzte Dampferlinie, die einen durchgehenden Dienst versah, vor neun Jahren ihre Tätigkeit eingestellt. Die Regulierung des Flußlaufes würde die gegenwärtige Zeitdauer der Personen- und ebenso der Frachtbeförderung zwischen diesen beiden Städten um die Hälfte abkürzen.

Es ist daher allseitig mit größter Befriedigung aufgenommen worden, daß Präsident Roosevelt kürzlich einen Ausschuß für die inländischen Wasserstraßen (Inland Waterways Commission) ins Leben gerufen hat, an dessen Spitze das Kongreßmitglied Theodore E. Burton von Ohio steht, der seit längerer Zeit schon Vorsitzender des Fluß- und Hafen-Ausschusses des Kongresses ist. Dem neuen Ausschuß gehören außerdem eine Reihe von Senatoren und Fachleuten an: zu erwähnen ist namentlich Mr. Frederick H. Newell, der Direktor des Meliorations-Amtes der Vereinigten Staaten, das bekanntlich den Wüsten der Felsengebirge durch ausgedehnte Bewässerungsanlagen viele Tausende von Quadratkilometern abgewonnen hat, und Mr. Gifford Pinchot, der Direktor des Waldamtes der Vereinigten Staaten. Roosevelt hat bei der Ernennung des neuen Ausschusses für die Wasserstraßen betont, daß die Union ihre Wasserwege als wertvolle Schätze der Natur behandeln sollte, die man hegen und pflegen müßte, um sie für das ganze Volk nutzbar zu machen. Jetzt sei die Zeit gekommen, in der die Frage der Regulierung der Flußläufe nicht mehr nur vom Standpunkte einzelner Orte oder Gemeinden betrachtet, sondern als eine Aufgabe der Allgemeinheit angesehen werden müßte.

Auch ist bereits im Kongreß von dem Abgeordneten Richard Bartholdt von St. Louis ein Antrag auf Bewilligung von einer halben Milliarde Dollars eingereicht worden, um die Verbesserung der Flußläufe energisch durchzuführen. Der Antrag geht auf die Wünsche von Bankdirektoren und Großkaufleuten

der Städte Chicago, St. Louis, Memphis und New-Orleans zurück, die sich davon einen außerordentlichen Aufschwung des Geschäftslebens der gesamten mittleren Staaten der Union versprechen, zumal es den Yankees ein Dorn im Auge sein wird, daß Kanada 100 Millionen Dollars in Bereitschaft gestellt hat, um den Huronen-See mit Montreal und dem Atlantischen Ozean zu verbinden.

Schon in der Wintertagung 1906/07 des Kongresses hatte man alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Senat wie das Abgeordnetenhaus zu bestimmen, für den „Fluß- und Hafenausschuß" eine Summe von 87 Millionen Dollars zu bewilligen, mit deren Hilfe die Regulierung des Mississippi energisch hätte begonnen werden können. Aber der Vorsitzende des Fluß- und Hafenausschusses, Mr. Theodore E. Burton, hatte sich diesem Plane mit allen Mitteln widersetzt, weil zunächst erst eine genaue Untersuchung darüber angestellt werden müßte, wie hoch die Kosten für diese letztere Aufgabe sein würden und wie sie zweckmäßig zu verteilen wären. Es waren daher zunächst nur die Mittel für diese Untersuchung bewilligt worden, mit der Oberst Clinton W. Sears beauftragt wurde. Es verlautet, daß der Bericht dieses Untersuchungsausschusses sich in dem erwarteten Sinne aussprechen wird: daß nämlich außerordentlich erhebliche Mittel für die Regulierung des Mississippi bewilligt werden müßten.

Man hat diesen Untersuchungs-Ausschuß und die schon genannten großen Ausschüsse (den Fluß- und Hafen-Ausschuß und den Ausschuß für die inländischen Wasserstraßen) von allen Seiten zu beinflussen gesucht — aber nur in dem Sinne, daß große Aufwendungen erfolgen müßten, während von einer Opposition kaum die Rede ist. Sind doch allein im letzten Vierteljahr vier große Kongresse abgehalten worden, die sich mit der Mississippi-Frage beschäftigten und die als Zusammenkunftsort sämtlich die Stadt Memphis am Mississippi gewählt hatten. Diese Kongresse waren der Trans-Mississippi Commercial Congreß, die Upper Mississippi River Improvement Association, die Ohio Valley Improvement Association und der National Rivers und Harbors Congreß.

Auch die Mississippi-Fahrt des Präsidenten Roosevelt hat natürlich viel dazu beigetragen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Frage zu lenken. Roosevelt unternahm diese Reise auf die ausdrückliche Bitte der sämtlichen Gouverneure aller Mittelstaaten der nordamerikanischen Union, die sich in diesem Wunsche in bemerkenswerter Eintracht zusammenfanden. Uebrigens sei erwähnt, daß die Bitte der 21 Gouverneure dem Präsidenten nicht durch

eine offizielle, sondern durch eine Privat-Person, Mr. James E. Smith, den Vorsitzenden des kaufmännischen Vereins in St. Louis, vorgetragen wurde — bezeichnend für die hohe Wertung des Kaufmannsstandes in Nord-Amerika. Die Fahrt des Präsidenten wurde in drei Teile gegliedert: zuerst sollte er den oberen Mississippi befahren, der allein durch die Anlage von Schleusen eine einigermaßen regulierte Schiffahrt besitzt; dann den mittleren Mississippi (zwischen St. Louis und Cairo), der durch große Dammbauten zur Beschützung der anliegenden Landflächen gegen Flurschäden charakterisiert ist: und endlich den unteren Mississippi (von Cairo über Memphis und Vicksburg nach New-Orleans), an dem das System der Dammbauten eine ganz besondere Ausdehnung erhalten hat.

Die Reise begann in Keokuk im Staate Iowa, wo der Mississippi Stromschnellen von einer Geschwindigkeit von 13 km in der Stunde bildet. Sie sind durch einen Kanal umgangen, während die Schnellen in Rock Island (ebenfalls im Staate Illinois) durch Tieferlegung des Strombettes zu einem 60 m breiten Fahrwasser verbessert sind, das bei Wassermangel allerdings nur 1,2 m tief ist. Diese Tiefe wurde für die Schiffahrt vor 20 Jahren als Mindestmaß betrachtet, wurde aber in einem erheblichen Teile des Flußlaufes oberhalb St. Louis nur während 4 oder 5 Monaten im Jahre erreicht, während sie in den trockeneren Jahreszeiten bis auf 0,9 m zurückging! Unterhalb St. Louis betrug die Tiefe der Fahrrinne an 137 Tagen des Jahres über 3 m, während sie nur an 3 oder 4 Tagen im Jahre auf weniger als 1,2 m zurückging. Dennoch wird die Schiffahrt arg gehindert durch die vielen Sandbänke, die sich schnell bilden, manchmal allerdings nach längerer Zeit auch wieder verschwinden, und durch die „Snags“, die sich zu einer besonderen Plage entwickelt haben. Die Snags sind Baumstämme, die der Fluß mitgeführt und in seinem Grunde festgerammt hat. Sie stehen nun unsichtbar unter Wasser, mit den Aesten und Zweigen nach oben, und beschädigen die Schiffe, die gegen sie anfahren, mehr oder weniger stark. Seit langer Zeit sind daher auf Kosten der Regierung sogenannte Snag-boats tätig, die mit großen Ketten unter dem Wasser nach den Baumleichen suchen, sie dann mit Maschinenkraft aus dem Boden losreißen und an Bord holen und dort mit elektrischen Sägen in Stücke schneiden.

In Keokuk sind die Gouverneure von zwölf Staaten an Bord des Dampfers gestiegen, der den Präsidenten Roosevelt nach Süden trug, während die Oberhäupter der zehn übrigen Staaten, die sich

an der Studienfahrt beteiligen wollten, in St. Louis an Bord gingen. Selbstverständlich war der Dampfer Roosevelts von einer unendlichen Zahl von kleineren Dampfern begleitet, die Delegierte der verschiedenen Ausschüsse, Angehörige der Presse, Leute, die sich irgendwie sonst für die Frage der Mississippi-Regulierung interessierten, und Massen von Neugierigen an Bord hatten. So fuhr er nach Süden, hier und da eine der Reden haltend, in denen er es so gut versteht, die brennenden Tagesfragen seines Landes in klarer und eindringlicher Weise zu erörtern. In St. Louis hielt er z. B. am 2. Oktober 1907 eine Rede, in der selbstverständlich auch von der Notwendigkeit des Ausbaues der Schlacht-Flotte und von der staatlichen Aufsicht über die großen wirtschaftlichen Korporationen die Rede war; denn diese beiden Steckenpferde reitet der Präsident, so oft er nur kann. Den größeren Teil der Rede aber widmete er der Regulierung des Mississippi, indem er der Hoffnung Ausdruck gab, daß dieser nicht nur seine frühere Bedeutung als Schiffahrtsstraße wiedererlange, sondern daß sie entsprechend der außerordentlichen Zunahme der Bevölkerung der Mississippi-Ebene und des Anwachsens ihres Wohlstandes eine noch größere Bedeutung gewinnen möge. Es sei für die Nation von den verschiedensten Gesichtspunkten aus wünschenswert, zur Verbesserung ihrer größten inländischen Wasserstraße den Mississippi und seine mächtigen Zuflüsse zusammenzuschließen; denn dieses Strom-System beherrsche zu viele Einzelstaaten, als daß man diesen allein die Aufgabe überlassen dürfe, die Regulierung so zweckmäßig wie möglich vorzunehmen, vielmehr müsse dies als eine hervorragend wichtige Aufgabe der ganzen Nation aufgefaßt werden; denn der Mississippi gehörte mit seinen Nebenflüssen zu den wichtigsten nationalen Besitztümern. Es würden daher die Interessen der ganzen Nation bei der Lösung dieser Frage in Betracht gezogen werden, und man könne nicht oft genug darauf hinweisen, daß alles das, was zunächst einem Teile des Landes zugute komme, doch schließlich für die ganze Nation von Vorteil sei.

Damit ist die hochwichtige Frage angeschnitten, wer die enormen Kosten übernehmen soll, die für die Regulierung des Mississippi erforderlich sind. Einzelne Städte und Gemeinden kommen natürlich nur für Bruchteile davon in Betracht. Auch die Kreise (nach englischem Muster noch immer Grafschaften, Counties, genannt) können nur wenig herangezogen werden. Es bleibt also die Wahl zwischen den Einzelstaaten und der Union. Einzelstaaten haben wiederholt Kanal-

bauten unternommen — so z. B. der Staat New-York den Bau des Erie-Kanals und der Staat Illinois den Bau des Chicago Drainage-Kanals von Chicago bis Lockport. Die Kosten des letzteren betrugen 50 Millionen Dollars; der Staat Illinois ist aber bereit, ihn der Union unter der Bedingung abzutreten, daß sie ihn bis St. Louis erweitert. Der Kongreß hat darauf eine Untersuchung veranlaßt, die ergab, daß die Kosten dafür etwa 31 Millionen Dollars betragen würden. Dieser Bericht wurde im Kongreß schon im Jahre 1904 abgestattet — aber der Kongreß tat bisher nichts.

Während es nun aber bei solchen einzelnen Kanälen — mindestens z. B. im Falle des Erie-Kanals — klar ist, daß die Vorteile wesentlich einem Einzelstaate zugute kommen, wenn auch natürlich der wirtschaftliche Fortschritt der ganzen Vereinigten Staaten dadurch in gewisser Weise gefördert wird, so handelt es sich dagegen zweifellos bei einer Regulierung des Mississippi um viel größere Interessen der Allgemeinheit. Gewiß könnte man sagen, daß auch schon eine Vereinigung aller der 20—25 Einzelstaaten, die in der Mississippi-Ebene liegen, zum Ziele führen könnte. Aber es läßt sich doch wohl nicht bestreiten, daß infolge der engen Verflechtung der wirtschaftlichen Interessen des Ostens, des „mittleren Westens", d. h. der Mitte, und des Westens der Union die Schiffbarmachung ihres größten Stromes von ungeheurem Vorteil für das ganze Land begleitet sein würde. Die Beteiligung der Union als solcher läßt sich also allerdings mit gewichtigen Gründen empfehlen — zumal sie in den letzten Jahren für Meliorationszwecke in den Felsengebirgsstaaten gewaltige Summen aufgewendet hat, obwohl die östlichen Staaten davon ganz bestimmt keinen direkten Vorteil haben. Viele hundert Millionen Dollars sind für diesen Zweck vom Schatzamt der Vereinigten Staaten ausgegeben worden, und mit Recht wird es allgemein in Nordamerika als eine Kulturtat ersten Ranges gepriesen, daß die Union diese kolossalen Summen nicht gescheut hat, um die wüsten und unfruchtbaren Ländereien der Felsengebirge unter ein vorzügliches Bewässerungssystem zu bringen, das aus gewaltigen Flächen unwirtlichen Landes blühende Farmen und Gärten geschaffen hat. Warum sollte deshalb die Union nicht auch für die Regulierung des Mississippi eine halbe Milliarde Dollars oder noch mehr hergeben? Denn daß die Summe sich für den Wohlstand des ganzen Landes mit Zins und Zinseszins bezahlt machen würde, wird eben von keiner Seite mehr bezweifelt.

Indessen ist die Frage, wer die Mittel dafür aufbringen soll,

von der Beantwortung der weiteren Frage abhängig: wer die Regulierungsarbeiten technisch durchführen kann. Ohne ein Zusammenwirken der Union mit den Einzelstaaten ist dies natürlich undenkbar. So würde es der Union z. B. noch nichts nützen, eine Vertiefung der Fahrrinne durchzuführen, wenn sie nicht gleichzeitig die Einzelstaaten veranlaßte, die hier und da an bestimmte Eisenbahn-Gesellschaften erteilte Erlaubnis, Eisenbahnbrücken in verhältnismäßig geringer Höhe über den Fluß zu schlagen, wieder rückgängig zu machen und sie in Zukunft nur unter größter Vorsicht zu erteilen. Schon aus der Tatsache der Zulassung dieser Brücken ergibt sich zugleich aber, wie schädlich es ist, daß bisher nicht eine Zentralbehörde für den Mississippi eingesetzt war, die sich dieser Aufgaben mit voller Energie annehmen könnte. Bisher sind die Dammbauten am unteren Mississippi und die geringen Arbeiten, die am oberen Mississippi ausgeführt wurden, mangels eines Ministeriums der öffentlichen Arbeiten dem Kriegsministerium zugeteilt gewesen, das sich natürlich vorwiegend um seine Hauptaufgaben und erst in letzter Linie um den Mississippi gekümmert hat. Die Schaffung eines Ministeriums der öffentlichen Arbeiten würde übrigens auch aus anderen Gründen sehr erwünscht sein, da die mannigfachen technischen Aufgaben, die der Regierung der Union im Laufe der Zeit erwachsen sind, heute unter die verschiedensten Ministerien verteilt sind. Kann man sich aber für die Schaffung eines solchen neuen Ministeriums nicht begeistern, so wird man die Mississippi-Regulierung unbedingt dem Reichsamt des Innern unterstellen müssen, das bereits die erwähnten umfangreichen Bewässerungsarbeiten leitet.

Wie die erforderlichen Mittel aufgebracht werden sollen, dafür sind die verschiedensten Vorschläge gemacht worden. Die Kosten müßten wahrscheinlich abgestuft verteilt werden zwischen der Union, den in Betracht kommenden Einzelstaaten, den direkt am Mississippi und seinen Nebenflüssen liegenden Kreisen und den betreffenden großen Städten. Von gewisser Seite hat man (wie erwähnt) lebhaft befürwortet, einen Teil der Summe, die im Marine-Budget für die Kriegsflotte bestimmt ist, zunächst für die Verbesserung der inländischen Wasserstraßen zu verwenden, weil ja auch dadurch die Flotte schließlich gestärkt würde. Ferner ist eine Erbschaftssteuer empfohlen worden, dann eine Einkommensteuer, oder die Ausgabe von kleinen Schatzanweisungen. Man hat dabei auf das Beispiel Frankreichs verwiesen, welches gezeigt habe, daß auf diese Weise nicht nur die

nötigen Mittel aufgebracht werden könnten, sondern daß auch der Gemeinsinn der Bürger, die von der geplanten Verbesserung den meisten Vorteil haben würden, dadurch gestärkt werde. Sicherlich würden sich die Kosten auch um so leichter aufbringen lassen, als sie nur einmal aufgewandt zu werden brauchten, während die spätere Instandhaltung nicht kostspielig sein würde. Das in die Verbesserungen hineingesteckte Kapital würde sich aber sicherlich mit Zins und Zinseszins wieder einbringen lassen. Für die Bewässerungsanlagen in den Felsengebirgen sind z. B. im Jahre 1906 rund 10 Millionen Dollars ausgegeben worden, während 40 Millionen Dollars eingenommen wurden. Und wenn dies auch nicht als Verzinsung betrachtet werden kann und die Verzinsung für die Mississippi-Regulierung nicht eine so günstige sein würde wie die für die Wüstenmelioration, so würde doch auch nach wenigen Jahren sich ebenso wie bei diesen Bewässerungsanlagen herausstellen, daß die Einnahmen die Ausgaben erheblich übersteigen.

Die Ingenieure Humphreys und Abbott haben durch ihre genauen Messungen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten festgestellt, daß der Mississippi jährlich 19½ Trillionen Kubikfuß Wasser in das Meer wälzt und daß mit dieser ungeheuren Menge die gewaltige Masse von 400 Millionen Tonnen Schlamm mit in das Weltmeer geht — soweit er sich nicht vor der Mündung ablagert und dort die Sandbänke bildet, die eine beständige Gefahr für die Schiffahrt bilden und die bei der Regulierung beseitigt werden müßten. Um der Gefahr der Versandung der Mississippimündung vorzubeugen, ist schon im Jahre 1875 durch Kongreßakte dem Ingenieur James B. Eads der Auftrag übertragen worden, den einen der Mündungsarme des Flusses so einzudämmen, daß das zusammengedrängte Wasser zu rascherem Dahinfließen gezwungen und dadurch in den Stand gesetzt werde, die Fahrrinne selbsttätig zu vertiefen. Wirklich wuchs durch die damals vorgenommenen Arbeiten die Tiefe über der Barre von 5 auf 6 Meter, später sogar auf mehr als 7 Meter. Da aber auch der Tiefgang der Schiffe gestiegen ist, sind die Schlammbänke bei New-Orleans auch heute wieder als ernsthafte Hindernisse des Verkehrs zu betrachten, so daß wiederholt von einem Verfall mindestens des Seehandels dieser Stadt gesprochen worden ist. Was nützt es dem gegenüber, daß der Mississippi an anderen Stellen nahezu 30 Meter tief ist, wenn er jenseits des Beginns der Deltaarme nur noch eine Tiefe von etwa 7 Meter aufweist? Die gewaltigen Massen Schlamm, die der Fluß

mit sich führt und schon in seinem eigenen Laufe allmählich ablagert, haben auch zu der Notwendigkeit geführt, seinen unteren Lauf mit großen Dämmen zu begleiten, um das umliegende Land vor Ueberschwemmungen zu schützen. Solche Ueberschwemmungen waren noch in den siebziger Jahren sehr häufig, wie sie ja noch jetzt am Ohio und anderen Nebenflüssen des Mississippi zur Tagesordnung gehören. Damals wurde am unteren Mississippi ein großes System von Dämmen geschaffen, die sich im Jahre 1890, als der Fluß sehr hoch stieg, ausgezeichnet bewährt haben; denn während früher bei solchen Gelegenheiten Hunderte von Kilometern durchbrochen wurden, fielen dem Ansturm des Flusses nur 5 von insgesamt 1100 englischen Meilen zum Opfer. Sein Boden aber steigt fortgesetzt, und die Dämme werden daher von Zeit zu Zeit erhöht werden müssen. Man kennt ja ähnliche Verhältnisse namentlich bei den italienischen Flüssen; liegt doch heute z. B. der Wasserlauf des Po höher als die Dächer vieler an seinen Ufern stehenden Häuser. Die beständige Erhöhung der Seitendämme wird daher auch das Land am Mississippi gegen die Ueberschwemmungsgefahr sichern müssen, wie dies beim Po geschehen ist.

Von der gewaltigen Schlamm-Masse, die der Mississippi jährlich mit sich führt, erhält man erst eine ungefähre Vorstellung, wenn man hört, daß sie doppelt so groß ist als die Summe der Erdmassen, die man beim ganzen Bau des Panama-Kanals auszuschachten haben wird, oder daß sie gar hundertmal größer ist als der gesamte Frachtverkehr, der heute auf dem Mississippi selbst oder seinen Ufern entlang von Norden nach Süden geht! Die Geologen sind der Ansicht, daß eine Landfläche von 100 000 englischen Geviertmeilen am Golf von Mexiko durch die Ablagerungen des Mississippi gebildet worden ist. Wenn der Fluß diese gewaltigen Schlammassen mit sich zu führen fortfährt, so bringt dies heute eine dreifache Gefahr mit sich: daß seine Fahrrinne versandet, daß infolgedessen die Ueberschwemmungsgefahr wächst, wenn die Dämme nicht beständig erhöht werden, und daß Jahr für Jahr eine Menge der kostbarsten Ackerbauerde verloren geht.

Denn gerade die fruchtbare oberste Ackerkrume wird vom Regen zuerst in den Fluß gespült, und die Farmer sind erst in letzter Zeit darauf aufmerksam geworden, daß sie durch die ganze Anlage ihrer Betriebe, durch die Art, wie sie ihre Gräben zogen usw., dem Regenwasser geradezu erleichtert haben, die fruchtbare Ackerkrume fortzuspülen. Hat man doch an den kleineren Nebenflüssen des Mississipi

und an den Bächen, die in diese Nebenflüsse strömen, den Rand von Weiden und Pappeln, der sie früher schmückte, größtenteils niedergeschlagen, so daß der natürliche Wall, der früher gegen die Fortschwemmung der obersten Humusschicht vorhanden war, zerstört worden ist. Man hat auch nicht dafür gesorgt, daß etwa ein Rasenstreifen die Aufgabe der abgehauenen Bäume übernahm, sondern hat sich in unbegrenztem Vertrauen auf die Unerschöpflichkeit des Bodenreichtums nach echt amerikanischer Art gar keine Gedanken darüber gemacht, ob man nicht durch Unachtsamkeit die wertvollsten Bestandteile für den Landwirtschaftsbetrieb der folgenden Generationen vernichtete oder achtlos verkommen ließ. Von der Waldverwüstung innerhalb der Vereinigten Staaten, die natürlich auch nach dieser Richtung verderblich gewirkt hat, braucht kaum besonders gesprochen zu werden.

Uebrigens würde sich trotz des geringen Gefälles des Mississippi doch auch seine Wasserkraft an einzelnen Stellen ausnützen lassen. Man hat früher in den Vereinigten Staaten darauf nicht das geringste Gewicht gelegt, weil man glaubte, daß man Kohlen, Anthrazit, Petroleum und andere Kraftquellen in so ungeheurer Menge besäße, daß sie für Jahrtausende ausreichen würden. Bei dem gewaltigen Anschwellen des Verbrauchs der Feuerungsstoffe aber kann es heute nicht mehr zweifelhaft sein, daß nicht nur größere Sparsamkeit am Platze ist, sondern daß auch neue Kraftquellen aufgesucht werden müssen — ist doch von den Anthrazitvorräten der Vereinigten Staaten schon mehr als die Hälfte verbraucht. Bisher ist die Ausnutzung der Wasserkraft größtenteils Privatleuten und Aktiengesellschaften überlassen worden, obwohl in einigen Fällen, so z. B. bei den Saint Anthony's Falls, auch die Bundesregierung mit beteiligt ist. Nur an den großen Strömen hat sich die Regierung von vornherein im Interesse der Schiffahrt das Bestimmungsrecht vorbehalten. Sie wird daher auch leicht in der Lage sein, an einigen Stellen, an denen der Mississippi Stromschnellen bildet, Kraftwerke anzulegen.

Nach allen Anzeichen zu schließen, wird also gegenwärtig die Regulierung des Mississippi als eine der wichtigsten Aufgaben der Bundesregierung und der Einzelstaaten betrachtet. Beide werden sich vereinigen, um das notwendige Werk zu schnellem Ende zu führen. Denn die Regierung der Union allein wird die Kosten wohl nicht ganz übernehmen (obwohl sie dies könnte), weil sich zu häufig herausgestellt hat, daß bei Arbeiten, die auf Kosten der Gesamt-

regierung unternommen werden, in unsinnigster Weise verschwendet wird; eine der führenden amerikanischen Zeitschriften meinte kürzlich bitter: „Wir besitzen einen zu großen Barbestand, als daß vernünftig damit gewirtschaftet werden könnte.“

Es kann wohl kein Zweifel sein, daß die Schiffbarmachung des Mississippi nun mit der gewaltigen Energie unternommen werden wird, die wir an den Amerikanern bewundern, und daß damit der Zustand der Mißachtung der prächtigen Wasserstraße verschwinden wird. Sieht man heute in ein Werk über die Vereinigten Staaten hinein, so wird man über die Schiffahrt auf dem Mississippi nur sehr wenig oder gar nichts finden. Der vortreffliche „Statistical Abstract of de United States“ z. B., der seit 29 Jahren vom Handelsministerium in Washington herausgegeben wird und dessen letzter Jahrgang auf 716 eng gedruckten Seiten eine Fülle von Material enthält, schweigt sich über den Mississippi vollständig aus. Jetzt endlich ist die Bedeutung, zu der „der Vater der Ströme“ kommen könnte, den Amerikanern klar geworden. Mr. John Barrett, der Direktor des Bureaus der Amerikanischen Republiken, meinte wörtlich: „Der große mittlere Westen wird den Handel der ganzen Westküste Süd-Amerikas beherrschen, wenn der Panama-Kanal vollendet ist — vorausgesetzt, daß die Wasserstraße von den großen Seen zum Golf von Mexiko vertieft und ausgebaut ist. Sonst werden es Japan, Deutschland und England sein, die den größten kommerziellen Einfluß in diesem ungeheuren Gebiet, das noch der Erschließung harrt, ausüben werden.“

Die gegenwärtige Finanzlage Rußlands.

(Vergleiche die gleichnamige Abhandlung im Januarheft 1908.)

Von

Adrian Polly.

Weder bei Abfassung der — wie oben angeführt — in diesen Blättern bereits veröffentlichten, noch bei der gegenwärtigen Ausarbeitung lag die Absicht einer Polemik in meinem Gedankenkreis. Weder zum Angriff noch zur Abwehr habe ich irgendwelchen „Auftrag". Ich suche einfach die vorurteilslose Wahrheit und finde deshalb mit Leichtigkeit die Einigungslinie mit dem von gleicher Wahrheitsliebe durchdrungenen Gegner: mindestens in der Respektierung des gegenseitigen guten Glaubens.

Ich antwortete deshalb nicht an dieser Stelle oder sonstwo auf hämische Verunglimpfungen mit persönlicher Spitze; obendrein ohne den geringsten Versuch sachlicher Beweisführung, wie u. a. ein in Berlin erscheinendes Fachorgan als erlaubt angesehen hat. — Um so ernsteres Gewicht lege ich den wissenschaftlichen Ausführungen bei, die der angesehene staatswirtschaftliche Schriftsteller und Redakteur dieser Blätter, teils aus offenbar eigner Wahrnehmung an der Hand der Beherrschung russischer Verhältnisse, teils aus den Nachweisungen anderer Fachleute, unter Zugrundelegung durchgearbeiteten statistischen Materials, meiner Darstellung entgegen gehalten. — Der alleinige Zweck dieser Zeilen beschränkt sich daher auch darauf, die von dem Verfasser aufgeworfenen, in meinem ersten Aufsatz offengelassenen Fragen zu beantworten, aber auch die durch lückenhafte oder falsche Entwicklung anderer Autoren, auf deren Material Herr Dr. Rohrbach sich stützt, entstandenen Fehlschlüsse, richtig zu stellen, soweit ich mit Hilfe unwiderleglicher Ziffern dazu imstande bin.

Um die Reihenfolge der Berichtigungen und Ergänzungen in der von Dr. Rohrbach gegebenen Ordnung tunlichst festzuhalten — nur in einigen Abschnitten glaubte ich durch zusammenfassende Gruppierung eine bessere Uebersicht zu erzielen — beginne ich mit der Untersuchung über die Vergrößerung der Staatsschuld, infolge des russisch-japanischen Krieges. Mein Herr Opponent bemängelt, daß ich die von Helfferich berechneten Kriegskosten mit 12811.2 Mill. Rubel, daneben aber auch in einer Zusammen-

stellung die Vergrößerung der Staatsschuld vom 1. Januar 1904 bis zum 1. Januar 1908 um rund 2074 Mill. Rubel gegeben, wobei der ursächliche Zusammenhang der Schuldenvergrößerung mit der Kriegsführung als unzweifelhaft erscheint.

Angenommen selbst die Annahme des Herrn Dr. Rohrbach wäre richtig, daß die reinen Kriegskosten wirklich die Höhe von 2074 Millionen erreicht hätten, so verdiene ich weder für die richtige Wiedergabe der von Prof. Helfferich bewirkten letztbekannt gewordenen Berechnung, noch dafür Tadel, daß ich — unabhängig von dieser Berechnung — auf Grund weiterer Untersuchung — sechs Seiten später, wie ausdrücklich hervorgehoben wird — die gesamte Staatsschuldenvergrößerung innerhalb der letzten 4 Jahre der Wirklichkeit entsprechend unverhüllt und unverschönert festgestellt. Den einzigen Vorhalt, den ich mir freimütig selbst machen muß, ist der, daß ich die Ziffer nicht ganz genau, sondern nach oben beträchtlich abgerundet, wiedergegeben habe. Die Vergrößerung der Staatsschuld in der genannten Periode beläuft sich nämlich genau auf R. 2 073 954 363, wie aus nachstehender Uebersicht hervorgeht:

Bewegung der russischen Staatsschuld vom 1. Januar 1904 bis 1. Januar 1908.

Bestand am 1. Januar 1904	R. 6 636 111 841	
	Zunahme in 1904	R. 430 378 759
„ „ 1. Januar 1905	R. 7 066 490 636	
	Zunahme in 1905	R. 615 405 312
„ „ 1. Januar 1906	R. 7 681 895 948	
	Zunahme in 1906	R. 927 681 580
„ „ 1. Januar 1907	R. 8 609 577 528	
	Zunahme in 1907	R. 100 488 676
„ „ 1. Januar 1908	R. 8 710 066 204	
	Insgesamt:	R. 2 073 954 363

Die Probe ergibt: Staatsschuld am 1. Jan. 1908:	R. 8 710 066 204
„ „ „ „ „ 1. Jan. 1904:	R. 6 636 111 841
Summe der Vergrößerung:	R. 2 073 954 363

Ist nun durch die vorstehende Tabelle eine feste und — wie man sieht — gegen meine eigne Angabe im Januarheft geringere Summe als Gesamtvergrößerung der Staatsschuld ermittelt, so kann ich dagegen den gezogenen Schluß keineswegs gelten lassen, daß nun diese Ziffer sich schlankweg mit dem Kriegsaufwand decke.

Zunächst darf nicht übersehen werden, daß die für Abmessung aller durch den Krieg unmittelbar, wie in seinen Nachwirkungen, entstandenen Schäden und Nachteile eingesetzte Kommission, ihre Arbeiten bis zum heutigen Tage noch nicht in allen Teilen abgeschlossen, die gesamte ihr zur Untersuchung überwiesene weitschichtige Materie bewältigt hat. Es

sind daher Veränderungen, wenn auch nicht tiefgreifender Art, immerhin noch zu erwarten, deren Ermittlung bei den endgültigen Festsetzungen der Kriegskosten in Berücksichtigung gezogen werden muß. Außerdem sind aus den die Vergrößerung der Staatsschuld darstellenden Beträgen auch produktive Wertanlagen beschafft worden, die das Vermögen des Russischen Staates vergrößern, sich auch ganz gut verrenten.

Hierher gehört die Verstärkung der Beförderungsfähigkeit, der Ausrüstung und der Legung von Doppelgleisen an den Kreuzungspunkten der Nordsibirischen Bahn. — Während bis zum 1. Januar die Höchstzahl der durchlaßbaren Züge täglich 12 Paar betrug, ist jetzt die normale Kapazität auf der ganzen Strecke 18 Paar Züge pro Tag, somit um 50% mehr.

Für diese Verbesserung allein sind etwa 50 671 650 Millionen Rubel verausgabt worden. — Ferner war aus strategischen Gründen die Ueberführung des Gleises rund um den Baikalsee, sowie eine vielfach vermehrte Bahnausrüstung notwendig geworden. Auch auf der Baikalbahn wurde die Durchführfähigkeit von maximum täglichen 9 Paar Zügen am 1. Januar 1904 auf 18 Paar Züge täglich am 1. Januar 1908 erhöht. Die Gesamtziffer der Ausgaben für Eisenbahnbauten, Ausrüstungen und Vervollständigungen in Rußland während der letzten 4 Jahre, Ausgaben, die nicht als Kriegsverlust zur Abschreibung gelangen dürfen, sondern einen Aktivposten darstellen, finden sich in folgender Zusammenstellung. Es wurden verausgabt in den Jahren:

1904	R.	95 436 690
1905	R.	72 581 685
1906	R.	95 171 275
1907	R.	62 342 529
Zusammen:	R.	325 532 179

Ferner muß auch noch ein Betrag von etwa 15½ Millionen zugunsten der Verringerung des Kriegspassivums gerechnet werden, der sich als Differenz zwischen den Angaben der Reichskontrole und der korrekten Feststellung des Finanzministeriums ergibt. Mit diesen 15½ Millionen Rubel operiert auch Prof. Oserow in seinem von Herrn Dr. Rohrbach als mustergültig und bahnbrechend anerkannten vielzitierten Buche: „Wie wird in Rußland das Geld des Volkes ausgegeben?“

Herr Dr. Rohrbach tut mir wahrhaft unrecht, wenn er mir Unkenntnis des Oserow'schen Buches — auf dessen Inhalt ich übrigens noch mehrfach zurückzukommen Anlaß haben werde — vorhält. Ich darf außer mit der Rechnung meines Buchhändlers für den Zeitpunkt der Anschaffung — als schwachen Gegenbeweis —, mit dem Zeugnis einer großen Reihe unantastbar glaubwürdiger Persönlichkeiten aufwarten, mit welchen ich die verschiedensten Partien des Buches sehr eingehend durchsprochen. Fast unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches, das hier schon nach der Art seiner Entstehung begreiflicherweise Aufsehen erregen mußte,

Prof. Oserow erteilt nun in seinem Vorworte, wie Herr Dr. Rohrbach völlig zutreffend hervorhebt, dem Reichskontroleur für dessen rückhaltslose Bereitwilligkeit, dem moskauer Professor nicht nur das Archiv der Reichskontrolle mit allen Materialen, sondern auch die persönlichen Erfahrungen seiner Beamten zur Erleichterung des Studiums, zur Verfügung zu stellen, volle Anerkennung.

Daß nun aber der Fachgelehrte umgekehrt als „nobile officium" angesehen hätte, das Resultat seiner Untersuchungen an derjenigen Stelle, durch deren Vertrauen allein er sie erwerben konnte, vor der Veröffentlichung mitzuteilen, schon um im eignen Interesse Mißverstandenes oder Unverstandenes aufzuklären, davon habe ich allerdings trotz sorgfältigster Erkundung nichts in Erfahrung bringen können. — Mit der oben erwähnten Differenz von beinahe 16 Millionen Rubel (R. 15 975 481 19) hat es aber folgende Bewandtnis:

In dem Bericht der Reichskontrole für 1906 ist die ganze Staatsschuld zum 1. Januar 1907 auf R. 8 625 553 009,19 Kop., somit um R. 15 975 481,19 höher berechnet als in dem Budget des Finanzministeriums für 1907, weil ein großer Teil der in den Büchern der Reichskontrolle geführten Depositen bereits amortisiert; daher in Abzug zu bringen ist. Die Summe der Staatsschuld konnte außerdem bei einigen Anleihen nur annähernd berechnet werden, weil bestimmte Einzelheiten bei der Zusammenstellung des Budgets für 1907 noch nicht genau bekannt waren. Das gilt für folgende Punkte:

a) Um die Summe der Schuld für ewige Depositen zum jeweiligen 1. Januar des künftigen Jahres zu berechnen, wird zu der Summe, die am 1. Juli feststeht, ein dem Anwachsen der Schuld während der ersten Hälfte des Jahres gleichkommender Betrag hinzugefügt. Im Jahre 1906 übertraf die Summe der wirklichen Depositen die der veranschlagten um R. 205 681; außerdem zeigte es sich bei Abschluß der Kontos, daß bis zum 13. Januar 1906 um R. 14 480 mehr 3½ %ige Depositen niedergelegt, als im Budget berechnet waren.

b) Von den 6% igen Anleihen werden alljährlich kleine Summen zur Abrundung des Kapitals der Kreditscheine rückgezahlt, die bei Ueberführung der Papiere in Metallrubeln — Wert der 15. Teil eines Imperials — zur Umrechnung gelangen. Die Summe dieser Auszahlungen wird ebenso schätzungsweise berechnet, wie die der ewigen Depositen. Im Jahre 1906 waren die wirklichen Auszahlungen um R. 971,71 Kop. größer als vorgesehen.

c) Ein großer Teil der 4% igen Obligationen der Hauptgesellschaft der Nikolaibahn (1893) und der Moskau-Jaroslaw-Archangelsk-Bahn ist durch freiwillige Einwechslung gegen die 4% ige Rente konvertiert worden. Um das Kredit für die alljährliche Tilgung der Obligationen durch Ziehungen zu bestimmen, müssen die im Tilgungsplan angeführten Summen im Verhältnis zur wirklichen Verringerung des Anleihekapitals ver-

mindert werden. Im Jahre 1906 sind gegen den Voranschlag weniger getilgt: Obligationen der Hauptgesellschaft (Nikolaibahn) um R. 5600 und der Moskau-Jaroslaw-Archangelsk-Bahn um R. 1400.

b) Die Budgetziffer war um 42 Kop. größer, als die wirkliche, weil zur Abrundung der Summe Bruchteile des Rubels hinzugefügt waren.

Der Abzug aller dieser nachgewiesenen Beträge führt zu einer entsprechenden Minderung der Kriegskostenberechnung gegenüber der Staatsschuldenvergrößerung.

Dem Wunsche, den Getreideertrag von 1900 ab zu ergänzen, entspreche ich in folgender Zusammenstellung; nur bemerke ich, daß diese Ziffern ohne den Kartoffelertrag zu verstehen sind; für den letzteren existiert eine zuverlässige Statistik noch nicht: Der Getreideertrag (ohne Kartoffel) belief sich in den Jahren:

1900	auf	3496,8	Mill.	(Pud.)	
1901	„	3059,1	„	„	
1902	„	4128,7	„	„	
1903	„	3951,9	„	„	
1904	„	4418,3	„	„	
1905	„	3783,8	„	„	
1906	„	3256,8	„	„	
1907	„	3728,8	„	„	(schätzungsweise!)

Die Tabelle zeigt — wenngleich in wechselnder Kurve — doch deutlich die steigende Tendenz bis einschließlich 1904; ein Fallen in den Jahren 1905 und 1906; eine Steigerung in 1907.

Auch die Statistik für Pferde und Vieh, bin ich nunmehr in der Lage, bis einschließlich 1907 fortzuführen, wobei sich folgendes Bild zeigt:

	Pferde	Rindvieh	Schafe	Ziegen	Schweine
	in tausenden Stück:				
1900:	20405	32913	50119	1005	13558
1901:	21045	35047	50519	1029	13191
1902:	21099	35027	50547	1027	13289
1903:	21643	35387	52028	1122	13701
1904:	21687	35426	51921	1114	13784
1905:	21781	45043	64697		13040
1906:	21606	43203	61549		12734
1907:	21486	42305	58510		12279

Mit Ausnahme der ziemlich stationär gebliebenen Schweinezucht zeigt die Vergleichslinie bei den übrigen Vieharten eine kräftige Aufwärtsbewegung, die beim Rindvieh sogar annähernd 25% beträgt. Der nur 5—6% ausmachende Anwuchs bei Pferden würde bei weitem imposanter zum Ausdruck kommen, hätte die Kriegsausrüstung der Reiterkorps nicht einen kolossalen Pferdeverbrauch mit sich gebracht. Nicht weniger als 2153000 Pferde — die Ziffern stammen vom russischen General-

stab — wurden für den Mandschurischen Feldzug bereitgestellt; davon nur 181 759 aus dem europäischen, alle übrigen aus dem sibirischen (asiatischen) Rußland.

Die Zuckerstatistik zerfällt a) in der Größe des in den Fabriken hergestellten Weißzuckers:

1902/3:	71 882 299	Pud
1903/4:	81 071 265	„
1904/5:	75 889 921	„
1905/6:	64 353 148	„
1906/7:	84 941 927	„
1907/8:	96 644 858	„ (Nach vorläufiger Berechnung im Oktober 1907).

b) in verarbeiteten Zuckerrüben (in je 10 Pud berechnet):

1901/2:	50 450 936	Pud
1902/3:	53 717 466	„
1903/4:	47 025 977	„
1904/5:	39 293 129	„
1905/6:	46 909 190	„
1906/7:	61 976 198	„
1907/8:	56 846 734	„

Die Fabrikationszunahme beträgt hiernach annähernd 28%; die der Rübenindustrie etwa 10%.

Die Eierausfuhr wird in nachstehender Tabelle zur Darstellung gebracht und weist eine beinahe um ein Drittteil gestiegene Ausfuhr auf:

	Stückzahl	Rubel
1901:	1 996 977 000	35 392 312
1902:	2 228 948 000	38 626 831
1903:	2 775 051 000	51 089 187
1904:	2 752 762 000	54 336 321
1905:	2 993 552 000	60 940 938
1906:	2 833 171 000	56 156 634
1907:	2 606 000 000	53 249 000
	(Vorläufige Angaben)	(Vorläufige Angaben)

Die Zahl der am 1. Januar 1908 in Betrieb befindlichen mechanischen Spindeln wurde mit ungefähr 7 400 000 ermittelt. Daneben ist die Hausindustrie in bestimmten Gouvernements außerordentlich stark entwickelt; namentlich wird aus dem Gouvernement Jaroslaw und aus der Umgebung von Moskau über namhaften Export berichtet. Die Menge der unter Handbetrieb stehenden Spindeln wird schätzungsweise auf $1/3$ der mechanisch betriebenen Spindeln veranschlagt. Daraus ergibt sich eine annähernde Verdreifachung im Wachstum der Spindelzahl seit 1886.

Gegenüber meiner Einfuhr- und meiner Ausfuhrstatistik, deren ziffermäßige Richtigkeit nicht bezweifelt wird, bringt Herr Dr. Rohrbach die

Zahlenreihe der Normaleinfuhr Rußlands für das letzte Jahrzehnt in die Gefechtslinie. Er rechnet in Millionen Mark nach dem statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich; ich in Millionen Rubel nach amtlichem russischen Material. Der gegnerische Verfasser führt seine Statistik bis 1906, ich kann heute mit den Ergebnissen bis einschließlich 1907 aufwarten, mit der Einschränkung jedoch, daß die Angaben für das letzte Jahr nur den Anspruch erheben, als vorläufige betrachtet zu werden. Zwischen den Rohrbachschen und meinen Zahlen ist in derjenigen der Einfuhr für 1906 ein Ueberschuß zugunsten Rußlands, an dem ich bis zum Beweise des Gegenteils, auf Grund der Zuverlässigkeit meiner Quellen festhalten muß. Die Zusammenstellung für die letzten drei Jahre der russischen Handelsbilanz liefert folgende Zahlen:

	Ausfuhr:	Einfuhr:
1905:	1 080 017	612 195
1906:	1 094 886	800 690
1907:	1 069 209	779 162

Das Ergebnis ist somit in der Ausfuhr ungefähr stationär, in der Einfuhr gleichbedeutend mit der Aufnahmekraft im Verhältnis zur Bevölkerungszunahme; trotz der Einbuße in 1907 gegenüber 1906, gleichwohl eine namhafte Hebung in den beiden letzten Jahren gegenüber 1905.

Die Behauptung des Herrn Dr. Rohrbach, ich hätte die Importziffer nur für die Jahre 1899—1903 gegeben, ist nicht zutreffend; er hat über die unmittelbar darunter stehenden Zahlen für 1904 und 1905 leider zu meinem Nachteil hinweggelesen.

Den Ausführungen von Prof. Ballod, über dessen Autorität zwischen uns keine Meinungsverschiedenheit besteht — zu den russischen Flächenerträgnissen im Vergleich zu den deutschen, habe ich keine Bemerkung entgegenzustellen. Nur wird die Billigkeit der Ballodschen Denkweise selbst anerkennen müssen, daß Rußland nicht das einzige Land in Europa ist, das eine Konkurrenz mit dem rationellen landwirtschaftlichen Betrieb im Deutschen Reiche nicht auszuhalten vermag. Rußland hat aber diese Gegenüberstellung für sich bis jetzt auch nie angesprochen. Zur Frage steht augenblicklich nichts weiter als die Klarstellung, ob Rußland sich nach wie vor in rückläufiger Bewegung befindet, oder ob es die Anerkennung verdient, mit der nach Beendigung des mandschurischen Feldzuges und Niederwerfung der Revolution beginnenden Neuperiode, den in ernster Arbeit nach vorwärts strebenden Nationen zugezählt zu werden; ferner, ob der innere Reichtum Rußlands bei rationell fortschreitender Ausbeutung solide Garantien für sein Kreditbedürfnis gewährt.

Dagegen muß ich einer andern Annahme Prof. Ballods entgegentreten, die durch Außerachtlassung eines nur aus unmittelbarer Anschauung der bäuerlichen Lebensweise in Rußland zu gewinnenden Erkenntnis entstanden ist. Herr Prof. Ballod berechnet — unzweifelhaft

richtig — den deutschen Verbrauch von Brotgetreide und Kartoffeln mit 316 bezw. 620 kg pro Kopf gegenüber demjenigen der russischen Bevölkerung mit nur 246 bezw. 131 kg und folgert daraus, daß der russische Getreideexport nur durch Unterernährung oder direkten Hunger der Bevölkerung zustande komme. Das ist falsch. Denn die Hauptnahrung des russischen Muschiks (reichlich 80% der Seelenzahl) ist das in Deutschland nur wenig gekannte Lebensmittel „Schtschy" (Kohlsuppe) und die ganz ausgezeichnet nahrhafte und wohlschmeckende „Gretschnewaja Kascha" (Buchweizengrütze). Hierhin gehört auch die von dem vormaligen Chef der Forst- und Agrikulturverwaltung Jermolow in einer schwachen Stunde — deren er sehr viele gehabt — denn unter seinem bleiern bürokratischen Regime war sein Ressort einem letargischen Schlaf rettungslos verfallen, was u. a. den jetzigen Dumapräsidenten Chomjakow veranlaßte, sich von seinem damaligen Chef Jermolow zu trennen — getane Aeußerung: „Früher aßen die Bauern die Eier selbst, jetzt aber zwingt sie bittere Not, jedes Ei zu verkaufen. Daher die enorm gestiegene Eierausfuhr." In einem sehr eingehenden Artikel im letztverflossenen Monate Januar hat die „Nowoje Wremja" diesen effektvollen, doch aus freier Fantasie geschöpften Satz auf seine Richtigkeit zerpflückt.

An anderer Stelle zitiert Herr Dr. Rohrbach die Behauptung Jermolows: Die Steigerung der russischen Forstwirtschaft beruht auf der rücksichtslosen Ausbeutung der Kronswälder, ohne Sorge für Nachwuchs und Aufforstung. — Mehr noch wie in der ungerechtfertigten Begründung für die enorme Steigerung der Geflügelzucht und Eierausfuhr, zeigt der vorliegende Ausspruch, wie sehr die Verärgerung eines zu unfreiwilliger Muße verurteilten Exministers geeignet ist, die sachliche Urteilsfähigkeit zu trüben. Sonst könnte der vormalige Chef der Verwaltung für Forsten und Agrikultur unmöglich vergessen haben, daß jeder Kronswald seinen eignen Forstplan hat; verschieden nach geographischer Lage, nach Entfernung von den Verkehrszentren, nach hervorgebrachten Holzarten; jedoch jede einzelne Waldung mit festgelegten Terminen für die Abholzungserlaubnis. So beträgt der kürzeste Termin für den Kahlschlag bei der Birke 60 Jahre, bei der Kiefer bis zu 120, bei der Eiche, besonders im Süden, bis zu 300 Jahre. Die Termine sind der Erfahrung entsprechend bis zum äußersten Zeitpunkt erstreckt, nach welchem der dem Forstmann wie dem Holzaufkäufer wohlbekannte entwertende sogenannte schwarze Punkt im Innern des Baumstammes sichtbar wird. — Wie der Kahlschlag, so ist auch die Aussaat und Aufforstung durch den Forstplan jeder Regierungswaldung festgelegt. Die Bestimmungen lehnen sich an die Deutsche Forstgesetzgebung an, sind jedoch in der Menge der Abholzung noch enger gezogen, als in Deutschland, weil die „Durchforstung" (Holzentfernung zur Schaffung von Luft und Licht bei zu eng aneinander wachsenden Bäumen) in Rußland meistenteils noch unbekannt ist. Im Gouvernement Archan-

gelsk, das nur von 1/2 Million Einwohnern bevölkert ist und in Sibirien, sind die Forstpläne für die Kronswälder in etwas gemildert.

Die von Herrn Dr. Rohrbach mit Fug und Recht begehrten allein beweiskräftigen Ergänzungszahlen für die Produktion und Handelsbilanz habe ich noch für einzelne Landwirtschafts- und Industriezweige nachzuholen, wobei ich die ungünstigen Ergebnisse ebenso wenig unterschlagen darf, wie Herr Dr. Rohrbach in unparteiischer Wahrheitsforschung die Anerkennung der tatsächlichen Fortschritte Rußlands angesichts authentischer Feststellung nicht versagen wird. Das Urteil des Herrn Kritikers, daß die russische Produktion, innerhalb gewisser ziemlich enger Schwankungsgrenzen stationär geblieben sei, wird dort, wo mir der gegenteilige Nachweis gelungen, gewiß willig einer andern Auffassung Raum geben.

Nicht viel rühmliches läßt sich über den Flachsbau in Turkestan auch bei Fortführung des Zahlenmaterials über 1903 hinaus behaupten.

Die Ausfuhr betrug:

1904: 9 115 000 Pud
1905: 14 757 000 „
1906: 13 825 000 „
1907: ungefähr um 20% weniger im Vergleich zum Jahre 1906.

Dagegen bieten die Tabellen für die Baumwollenproduktion in Rußland sowohl wie in Turkestan für sich, einen überraschenden Fortschritt von fast resp. über 100% dar:

Die Baumwollenproduktion in Rußland betrug:

1903: 7.8 Millionen Pud
1904: 8.7 „ „
1905: 6.8 „ „
1906: 11.3 „ „
1907: ungefähr dasselbe Resultat wie 1906.

Die Baumwollenproduktion in Turkestan bezifferte sich auf:

1903: 3 606 000 Pud
1904: 3 101 000 „
1905: 3 762 000 „
1906: 6 762 000 „
1907: ungefähr dasselbe.

Die Steinkohlenausbeute, die in meiner letzten Statistik für das Jahr 1905 mit der Ziffer 1068,5 Millionen Pud. abschließt, erreicht in den beiden folgenden Jahren:

1906 mit 1345,5 Millionen Pud und
1907 „ 1527,0 „ „

einen weiteren Aufschwung um nahezu 25%. Ein immerhin ganz respektables Ergebnis, das um so beachtenswerter ist, weil es mit der Naftaproduktion, die im Jahre 1907 wiederum ihre 600 Millionen Pud annä-

hernd erreicht hat, parallel läuft: nicht aber, wie manche volkswirtschaftliche Autoren behaupten: daß die Erhöhung der Kohlenproduktion mit der Minderung des Naftaertrages in ursächlichem Zusammenhang stünde.

Meinem Versprechen getreu muß ich mich auch dem Oserowschen Buche — darüber, daß ich dessen rechtzeitige Bekanntschaft gemacht, habe ich mich schon oben legitimiert — zuwenden; ebenso ungern — und nur auf das durch die Rohrbachschen Entgegenhaltungen bedingte notwendigste Maß — wie die Oserowsche Veröffentlichung von den Gegnern Rußlands als wahre Fundgrube für „Enthüllungen über Korruptionen in der russischen Finanzwirtschaft" hoch gepriesen wird. Das offen bekannte Mißtrauen gegen das vorliegende Buch wurzelt nicht etwa in der grundsätzlich feindseligen Haltung seines Verfassers gegen die russische Staats- und Finanzwirtschaft, die ich keineswegs in Schutz und Vertretung zu nehmen berufen bin. Im Gegenteil: Die schonungslose Aufdeckung bestehender Mißstände ist die Pflicht jedes ehrlichen Mannes. Soweit Prof. Oserow dieser Aufgabe sachlich gedient hat, soll ihm kein Blättchen aus der Lorbeerkrone seiner Verdienste streitig gemacht werden. Auch über den eklatanten Vertrauensmißbrauch bei Erlangung der Materialien aus der Reichskontrolle habe ich nicht zu Gericht zu sitzen. Aber die zahlreichen handgreiflichen Unrichtigkeiten, trotz der ihm zugänglich gewordenen ausgezeichneten Quellen; mehr aber noch, die ohne jede reale Grundlage in die Welt geschleuderten, gegen Kredit und Ansehen seines eigenen Vaterlandes gerichteten hämisch wegwerfenden Verdächtigungen, durfte sich derjenige am allerwenigsten zuschulden kommen lassen, der für sich die Rolle des öffentlichen Warners und Anklägers in Anspruch nimmt. Deshalb war für mich bei Aneignung der Oserowschen „Enthüllungen" von vornherein starke Vorsicht geboten. Doch möchte ich systematisch zu Werke gehen:

Herr Dr. Rohrbach erklärt, die Angaben über die Rentabilität der russischen Eisenbahnen würden durch Oserow als Legende zerstört: „unter schlagendem Hinweis auf alle die Umstände, die an dem Defizit schuld sind". — Bei allen Kulturfortschritten unserer Zeit ist eine Panacee noch nicht erfunden, um Jemand gegen seinen Wunsch und Willen zum Glauben zu nötigen. Ich kann mich nur bemühen, etwas glaubhaft darzustellen und meine Behauptung durch Beweise zu erhärten. Das habe ich zahlenmäßig auf S. 110 u. f. in meiner Untersuchung, im Januarheft der Preußischen Jahrbücher, getan; eine Widerlegung ist nicht erfolgt. Besteht aber Jemand darauf, meine Zahlen für unglaubwürdig zu halten, weil Herr Oserow die dadurch bewiesene Rentabilität bestimmter privater und staatlicher Eisenbahnstrecken für legendär ausgibt, so sind die Mittel zur Rechtfertigung meines Materials endgültig erschöpft.

Nun rückt aber Prof. Oserow mit positiven, ziffermäßig erhärteten Behauptungen auf den Plan: Die Reichsbank habe ihr gesamtes Grund- und Reservekapital von 55 Millionen durch statutenwidrige Darlehen eingebüßt. — Ich finde mich mit dieser Angabe nun nicht einfach damit ab,

daß ich sie als legendär bezeichne, die keinen Glauben verdient. Dagegen erlaube ich mir an jeden kaufmännisch unterrichteten Leser die Frage, ob ihm ein Unternehmen bekannt sei, das sein gesamtes Vermögen — Grund- und Reservekapital — eingebüßt — somit bankerott ist, aber gleichwohl fröhlich gedeiht und bei einem 5 Milliarden umfassenden Betriebe dauernd erklecklich anwachsenden Gewinn abwirft? Diese Gewinnhöhe erreicht folgende, hier zum ersten Male zur Veröffentlichung gelangende Ziffern:

1897:	R. 8 786 000
1898:	R. 9 332 000
1899:	R. 10 301 000
1900:	R. 11 035 000
1901:	R. 11 235 000
1902:	R. 11 637 000
1903:	R. 12 250 000
1904:	R. 12 391 000
1905:	R. 18 179 000
1906:	R. 20 789 000

Diese Statistik beweist wohl schlagend die von Jahr zu Jahr seit 1897 um ca. 250% gestiegene kernhaftgesunde Entwicklung der Staatsbankgeschäfte.

Ueber die ordentlichen Staatseinnahmen im Jahre 1907 gegenüber dem Voranschlage kann ich noch mit folgenden Ermittlungen dienen, wobei ich für das Plus der wirklichen Einnahmen indes den Vorbehalt machen muß, daß geringfügige Aenderungen noch eintreten können; je nach dem aus dem Rayon der Zollbehörde des Amurgebietes und vom Auslande für die Monate November und Dezember 1907 noch ausstehenden Sonderberichte:

Die budgetmäßigen Einnahmen sollten betragen:

	R. 2 174 964 000
Wirklich vereinnahmt:	R. 2 340 757 000
Somit Mehreinnahmen:	R. 165 790 000

Aus den Betriebseinnahmen der Staatseisenbahnen wurden nach dem Budget erwartet:

dem Budget erwartet:	R. 489 000 000
Eingenommen sind:	R. 510 338 000
Mithin mehr:	R. 21 338 000

Die zurückgelegten Zugwerststrecken betrugen auf den Staatseisenbahnen mit Ausschluß der Ussurischen Bahn:

1904:	254 144 270
1905:	251 736 893
1906:	274 290 554

Auf der Ussurischen Bahn allein wurde an Zugwerststrecken abgefahren:

1904: 1 659 025
1905: 2 399 281

Im Jahre 1906 ist die Ussurische Bahn zeitweilig von der Gesellschaft der Ostchinesischen Eisenbahnen betrieben worden.

Im Anfang des Jahres 1906 — habe die Russische Finanzverwaltung — nach der Behauptung Oserows — ernsthaft daran gedacht (!) die Barzahlung einzustellen; nur die Milliardenanleihe habe sie vor diesem Aeußersten gerettet.

Wird die Angabe, es habe jemand daran gedacht zu irgend einem in der Vergangenheit liegenden Zeitpunkt etwas zu tun, oder zu unterlassen, wirklich schon als ausreichendes Argument für die exakte wissenschaftliche Beweisführung eines Fachgelehrten angesprochen, dann verstehe ich schwer, weshalb mein unantastbar buchmäßiger Nachweis über die Eisenbahnbilanzen leichtbeschwingt als „Legende" von derselben Seite außer Geltung gesetzt werden durfte? — Ist — so frage ich nun in aller Bündigkeit — trotz der kolossalen, plötzlichen, jeder Erwartung und jeder Vorausberechnung sich entziehenden, Tag für Tag gesteigerten Kriegsanforderungen, die an den russischen Staatssäckel gestellt wurden, Anforderungen, die wahrscheinlich keine Finanzverwaltung in beiden Welten ohne vorübergehende Störungen und schweren Sorgen überwunden hätte — die Einstellung der Barzahlung je erfolgt? Die Frage beantwortet auch Herr Oserow, wie der jüngste seiner Schüler selbstverständlich mit „nein". Der Fall ist — trotz des angeblichen Nachdenkens darüber — also nicht eingetreten. Wozu der Lärm? Was steht dem Herrn zu Diensten?

Wenn schon aus der Vergangenheit Erinnerungen durchaus hervorgeholt werden müssen, so will ich wenigstens mit einer Tatsache aufwarten: Niemand anders als Herr Prof. Oserow, der moskauer Verfasser unseres vielerwähnten Buches, war es, der während der kritischen Zeit den Rat an die Finanzverwaltung gelangen ließ, sie möge ihre Goldvorräte für die Auslandszahlungen einbehalten, dagegen das Papiergeld im Innern des Reiches ohne Einwechslungsrecht, daher mit Zwangskurs umlaufen lassen. Daß dieser in der Tat „alleräußerste Schritt" trotz der fachgelehrten Beratung, nicht befolgt zu werden brauchte, sollte von der Gerechtigkeitsliebe des Herrn Professors, eines bessern Lohnes gewürdigt werden, als durch Auftischung einer retrospektiven Kombination über den Gedankengang der Finanzverwaltung im Jahre 1906. Uebt diese Geschichte trotzdem die Wirkung aus, daß sie mit der Warnung weitergegeben wird, Interessenten am russischen Kredit „mögen sich das wohl merken", so hat Rußland alle Ursache, sich für diesen patriotischen Dienst bei Herrn Oserow zu bedanken.

Des weiteren erklärt der eben Genannte: „Vom 20. Oktober bis zum 9. Dezember 1905 flossen für 240 Millionen Rubel Gold ab. (Durch fortwährenden Verkauf von Valuta seitens der Kreditkanzlei ohne entsprechenden Zukauf, so daß das Minus beinahe 193 Mill. Rbl. am 1. 12. 1905 erreichte). Diese Nachrichten werden vor dem Publikum peinlich geheim gehalten."

Auch hier handelt es sich um eine Reminiszenz, die, wenn sie „trotz peinlicher Geheimhaltung" von Herrn Oserow als buchstäblich wahr erforscht sein sollte, — worüber mir selbstredend jeder Anhaltpunkt fehlt — als eine Ausnahmemaßregel in völlig außergewöhnlicher Zeit, für die gegenwärtige Finanzlage Rußlands von geringer überzeugender Durchschlagskraft bliebe.

Für den ernsten Fachschriftsteller, wie für das interessierte Publikum wird dagegen von zweifellosem Werte sein, zu erfahren, daß das Plus im Zukauf von Valuta seitens der Kreditkanzlei betrug:

1906: R. 53 000 000 und
1907: R. 113 000 000

Unter dem Einfluß der Oserowschen Schwarzmalerei wirft Herr Dr. Rohrbach gegenüber meiner Behauptung, daß Ende 1906 und Anfang 1907 an 236 Millionen Rubel kurzfristiger Schatzanweisungen getilgt worden sind, abgesehen davon, daß er das Wort getilgt mit Anführungszeichen grundlos malitiös versieht, die Frage auf: „Ja, aus welchem Fonds denn? Etwa aus dem Oserowschen Reservewechselfonds?"

Zur Antwort: Aus den Ersparnissen der außeretatsmäßig veranschlagten, jedoch nicht zur Verwendung gelangten außerordentlichen Ausgaben für 1906. Den Oserowschen Reservewechselfonds werde ich aber sofort gründlichst vornehmen.

Nach Dr. Rohrbach soll gegenwärtig innerhalb der maßgebenden Finanzpresse in Paris, Wien, Frankfurt a/M. und Berlin nicht der geringste Zweifel daran bestehen, daß Rußland sich schon seit längerer Zeit um eine neue Milliardenanleihe bemüht.

Natürlich wird die maßgebende Finanzpresse heute so wenig wie früher von ihrer vorgefaßten Meinung abzubringen sein, wenn der Russische Finanzminister auch zum 101. Male amtlich erklärt, daß er die ihm unterschobenen Bemühungen weder selbst unternommen, noch Dritte damit beauftragt habe. Weder direkt noch indirekt. Daß auch keine, nicht die leiseste Verhandlung über eine neue Auslandsanleihe geführt worden sei; weder schriftlich noch mündlich. Daß kein Mensch in Deutschland, Frankreich oder sonstwo imstande sei, sich zur gegenteiligen Behauptung zu erheben. Die maßgebende Presse will eben anderer Meinung sein und weist hohnlachend oder mit schlauem Augenblinzeln die Zurechtstellung ab: „Das kennen wir besser, alter Freund, die Trauben hängen zu hoch, folglich sind sie sauer!" Weshalb findet sich denn innerhalb der doch im

regsten Kontakte miteinander stehenden, bei Vertretung gemeinsamer Interessen eng solidarischen Presse; bei einem Oeffentlichkeitsprinzip, das die intimsten Salonvorgänge des abgeschlossenst lebenden Privatmannes durchdringt, während der Jahr und Tag erörterten und gewiß auch für die weitesten Kreise höchst interessanten Frage, noch immer nicht ein einziger Wissender, der dem Minister mit dem unwiderleglichen Beweis der Unwahrheit seiner „Ableugnung" entgegentritt?

Nach meiner persönlichen, aus eigner Wahrnehmung und Erfahrung unerschütterlichen Ueberzeugung hat die Frage einer neuen Anleihe bis zu dieser Stunde selbst in der Entschließung der maßgeblichsten Stelle weder rücksichtlich der Höhe, noch des Zeitpunktes oder der Anleihestelle irgendwelche greifbare Gestalt angenommen. Das 188 Millionen Rubel betragende Defizit des laufenden Jahres 1908 ist durch neu emittierte Schatzscheine der Staatsrentei zum Belaufe von 160 Millionen Rubel gedeckt, während der Rest durch den zu erwartenden Ueberschuß der wirklichen Einnahmen gegenüber dem Voranschlag befriedigt werden soll.

Die Frage des Bedürfnisses und der festzustellenden Höhe einer kommenden Anleihe hängt von heute noch gar nicht zu übersehenden Faktoren ab.

Der budgetmäßige Bedarf für 1908 findet jedenfalls im Lande selbst ausreichende Deckung.

Als „sehr merkwürdig" wird die Oserowsche Mitteilung über den „sogenannten Reservewechselfonds" wortgetreu wiedergegeben und noch an zweiter Stelle zitiert, als ob es sich um die Enthüllung eines schweren Verbrechens, zum mindestens als klassisches Schulbeispiel für die ebenso oft behauptete, wie unbewiesen geglaubte „russische Korruption" handelte.

Merkwürdig allein ist die Mitteilung und daran geknüpfte Apostrophierung einer Einrichtung, die sich bis zur Stunde glänzend bewährt hat, die tadellos funktioniert und gegen deren korrekteste Handhabung selbst Herr Oserow nichts weiter anzuführen weiß, als daß „eine kleine Vergeßlichkeit große Folgen nach sich ziehen könnte (!)".

Ausgezeichnet, Herr Prof. Oserow! „Eine kleine Vergeßlichkeit" in den Dispositionen des Geschäftsherrn kann ihn ebenso gewiß an den Bettelstab bringen, wie eine gleiche „kleine Vergeßlichkeit" des Gouverneurs oder eines seiner Organe die Reichsbank dem Bankerott zuführen. Es gibt daher keine „kleine Vergeßlichkeit" gegenüber einer großen Verantwortlichkeit. Kommt sie dennoch vor, so ist die kleine Vergeßlichkeit nichts anderes, als eben ein großes Verbrechen.

Bei der geographischen Ausdehnung Rußlands und seinen heute noch lange nicht vollständigen Schienenwegen; bei den bestehenden Entfernungen und der unter gelegentlichen Witterungseinflüssen eintretenden Abgeschlossenheit gewisser Strecken und Gegenden, besteht seit 1861 die Einrichtung, daß Geldbedürfnisse dezentralisiert gelegener Kronskassen, z. B. Irkutsk, anstatt durch schwerfällige und zeitraubende Ueberſendung von

Bargeld aus der St. Petersburger Zentrale, durch Zuweisung aus der nächsten leistungsfähigen Zahlstelle befriedigt werden, während die betreffenden Wertfonds in der Reichsbank durch entsprechende Umbuchung — Belastung und Gutschrift, bezw. — Löschung des Debetsaldos — Regulierung finden. Es ist der höchst einfache, in der ganzen kaufmännischen Welt — so auch in Deutschland — wohlbekannte und praktizierte Kontokorrentvorgang mit wechselseitiger Abbuchung an Stelle der Metallverschickung.

Ist nun in der Darstellung des Herrn Oserow etwa behauptet, oder auch nur angedeutet, daß in diesen — wie er selbst angibt — seit 1861 zur Erleichterung des Geldverkehrs bestehenden Einrichtungen jemals eine „kleine Vergeßlichkeit" vorgekommen? Nein, kein Ton. Schön, aber..... es kann sein!

Die gesamte Gebahrung der Reichsbank unterliegt bis nun der Reichskontrolle und des Reichsrates. Herr Oserow hat seine Mitteilungen aus der Reichskontrolle geschöpft.

Hält Herr Oserow seine Angaben für gut und richtig, dann muß doch auch die Reichskontrolle, deren Autorität ihm die Kampfesmittel geliefert, ihre Schuldigkeit getan haben. Taugt die Reichskontrolle aber nichts, dann fallen auch die Angaben Oserows als unwertig in nichts zusammen. Will Herr Oserow letztere Feststellung gelten lassen, so muß an Stelle der Reichskontrolle und des Reichsrates eine bessere Kontrolle eingerichtet werden. Soll etwa die Reichsduma als zukünftiges Kontrollorgan dienen? Ich habe nichts dagegen, wenngleich ich in den Reihen der Volksvertreter vergeblich nach den Persönlichkeiten Umschau halte, die neben Zeit und Lust, auch die zur Bewältigung der Riesenaufgabe nötige Erfahrung des geschulten Beamtenapparates der Reichskontrolle besitzen. Sind diese Gründe nicht durchschlagend, so wird Herr Oserow mindestens gelten lassen, daß Rußland im Jahre 1861 noch keine Reichsduma besaß, noch auch von ihm oder Dritten ein besserer Vorschlag für die Ueberprüfung der Reichsbank bislang gemacht worden ist.

Mir ist vollkommen bewußt, daß mit den vorstehenden Aufklärungen noch lange nicht alle von Herrn Dr. Rohrbach aufgerollten Fragen beantwortet sind. Das „Thema probandum" ist schon an sich schier unerschöpflich; keinesfalls aber im Rahmen einer kurzen, populären Zeitschriftenabhandlung schulgerecht zu bewältigen. Ich stehe zur Regierung in keinem Verhältnis, am allerwenigsten in dem eines Anwaltes oder gar eines „Beschwichtigungsrates". Ich glaube auch nicht, daß bei der russischen Finanzverwaltung ein andrer Wunsch besteht, als die Auslandspresse mit den wirklich bestehenden Verhältnissen wahrheitsgetreu vertraut zu machen. Die nackte Wahrheit ist verhüllten Uebertreibungen durchaus vorzuziehen. Die nebelhaften Zerrbilder, die aus dem Dunkel des Mysteriums, mit dem unzureichende Vorstellung das Russische Reich

von jeher umwoben, an der Oberfläche sich abzeichnen, müssen verschwinden, sobald die Durchdringung der realen Zustände zur Tat geworden sein wird.

Das Finanzministerium zeigt durch die Veröffentlichung seiner Ausweise und Vorlagen in deutscher, wie in französischer, neben der russischen Sprache, den besten Willen, das Ausland sachgemäß aufzuklären.

Ein Zeitabschnitt, der Rußland seine Verfassung und Volksvertretung gebracht hat, duldet keine Verheimlichung in den Lebensbewegungen des Staates. Auch die Gegner Rußlands werden sich gewöhnen müssen, diesen modernen Maßstab bei Abgabe ihres Urteils anzulegen.

Nachschrift der Redaktion.

Zu den vorstehenden Ausführungen möchte ich zunächst bemerken, daß nach der Anschauung der russischen Regierung selbst das Bild der Finanzlage des Reichs ein nichts weniger als günstiges ist. In der Finanzkommission der Reichsduma vom 23. März hat der Finanzminister Kokowzew mitgeteilt, daß man auf Jahre hinaus mit einem bedeutenden Defizit werde rechnen müssen. Die außerordentlichen Ausgaben für Bahnbauten, für die Reichsverteidigung und für die Maßnahmen zur Bekämpfung der Hungersnöte würden mindestens 150 Millionen Rubel jährlich betragen, die in keinem Falle durch die ordentlichen Eingänge gedeckt werden könnten. Außerdem wüchsen die ordentlichen Ausgaben alljährlich um etwa 80 Millionen Rubel. Wie weit sich diese Mehrausgaben decken lassen würden, sei auch unsicher; jedenfalls lasse sich nicht nur im Extraordinarium, sondern auch im Ordinarium wegen des Wachstums der Ausgaben mit voller Bestimmtheit ein Defizit voraussehen. Weitere Anleihen würden also unausbleiblich sein. Da aber die Staatsschulden zurzeit auf fast 9 Milliarden Rubel angewachsen seien, von denen über ein Viertel auf die letzten drei Jahre entfiele, so sei es unbedingt gefährlich, auf dem Wege großer Anleihen weiter zu schreiten (d. h. also wohl, daß man, weil der Kredit großen Maßstabs im Auslande erschöpft ist, sich mit inneren kurzfristigen Emissionen, Prolongationen, Neuemissionen und dergleichen eine Weile weiter zu helfen beabsichtigt); es bleibt also nichts übrig, als daß neue Steuerquellen erschlossen würden. Das sei eine schwere, undankbare Arbeit, doch müsse sie aufgenommen werden. Die Zeit für die so nötigen Steuererleichterungen sei noch nicht eingetreten, sie werde auch von der nächsten Generation noch nicht erlebt werden. Der Weg zu einer grundsätzlichen und systematischen Steuerreform sei fürs erste ungangbar; es bliebe nur die Erhöhung der vorhandenen Steuern und die Einführung neuer Steuern übrig, namentlich der Einkommensteuer, von der schwer zu sagen sei, welchen Ertrag sie bringen werde. (Nach dem Bericht des Berliner Tageblatts vom Montag, den 23. März 08, Nr. 172.)

Gegenüber diesem Gesamtbild, wie es der russische Finanzminister selbst gibt, hätte sich Herr Dr. Polly doch wohl nicht zu bemühen gebraucht, auf so viel Raum nachzuweisen, daß die Vergrößerung der russischen

Staatsschuld vom 1. Januar 1904 bis zum 1. Januar 1908 nicht volle 2074 Millionen Rubel betragen habe, sondern nur 2073 Millionen und 954 363 Rubel. Der Finanzminister selber rundet, nachdem drei Monate des Jahres 1908 ins Land gegangen sind, ja noch viel summarischer ab und sagt statt 8 710 066 204 Rubel kurz und gut: fast 9 Milliarden. Herr Dr. Polly meint weiter, nicht der gesamte Betrag der Vergrößerung von über 2000 Millionen Rubel entfalle auf den Kriegsaufwand und auf direkt unproduktive Ausgaben. Er sagt, über 50 Millionen Rubel seien für die Verbesserung der sibirischen Bahn, für die Legung des Gleises um den Baikalsee, für eine vermehrte Bauausrüstung usw. ausgegeben worden. Zusammen habe das über 325 Millionen Rubel ausgemacht. Leider wird man nicht zugeben können, daß dieser Betrag von 325 Millionen Rubel in irgend nennenswertem Maße eine wirtschaftliche Auslage repräsentiert. Erstens steckt darin die ganz unglaubliche Ueberzahlung der Arbeiten für die Baikalringbahn und für die Verbesserung der sibirischen Bahn. Diese Ueberzahlung betrug streckenweise das Fünf- bis Sechsfache von dem, was die Arbeiten unter normalen Verhältnissen zu kosten gebraucht hätten. Die notwendige Verteuerung durch die Kriegsverhältnisse, durch Verschleuderung und Unredlichkeit haben zur Erreichung der geradezu unsinnigen Summen, die dort aufgewandt wurden, beigetragen. Außerdem aber, und das ist die Hauptsache, sind die erzielten Verbesserungen auf der sibirischen Bahn, abgesehen von ihrer unverhältnismäßigen Ueberzahlung, für wirtschaftliche Zwecke gar nicht notwendig gewesen, denn für den vorhandenen schwachen Personen- und Warenverkehr reichte die sibirische Bahn in ihrem alten Zustande aus und hätte auch noch lange Zeit ausgereicht. Wenn Deutschland oder Frankreich einige ihrer minderbelasteten Bahnlinien doppelgleisig oder viergleisig ausbauen wollten, was vergleichsweise etwa dasselbe bedeuten würde, wie die Verbesserung der sibirischen Bahn, so wird man nicht wohl behaupten können, daß damit eine besondere Vermehrung des wirtschaftlichen Werts der Auslagen verbunden sei. Ebenso ist es gänzlich belanglos, wenn auf Seite 122 Vergleiche zwischen der Staatsschuld nach dem Bericht der Reichskontrolle und nach dem Budget des Finanzministeriums angestellt werden. Für eine Gesamtschuldsumme, die nahe an 9 Milliarden Rubel heranreicht, macht eine Differenz von 15 oder 16 Millionen Rubel zwischen Reichskontrolle und Finanzministerium beinahe ebenso wenig aus, wie die Differenz von 42 Kopeken, die Herr Dr. Polly unter d. anführt.

Die Ziffern der Getreideerträge von 1900 ab, die Dr. Polly nachträglich mitteilt, beweisen dasselbe, was ich im Februarheft der „Jahrbücher", zum Teil gestützt auf die Berechnungen Ballods, ausgeführt habe, nämlich, daß nach den ausnahmsweise hohen Ernten von 1902, 03, 04, ein Rückgang eingetreten ist. Dieser Rückgang ist für 1905 bereits merklich, für 1906 sehr stark, und für 1907 kann die angeführte, von Polly selbst mit dem Vermerk „schätzungsweise" bezeichnete Ziffer einstweilen noch

nicht den Anspruch auf definitive Genauigkeit haben. Ebensowenig kann ich etwas Tröstliches in der Viehstatistik finden. Die Zahl der Pferde ist so gut wie stationär geblieben, namentlich wenn man den Bevölkerungszuwachs in Betracht zieht, und was den Pferdeverbrauch im ostasiatischen Kreise betrifft, so sind von den über 2 Millionen Pferden, die angeblich für den Krieg gestellt sein sollen, die meisten jedenfalls noch vorhanden. Außerdem ist die Ziffer in Wirklichkeit ganz unmöglich und kann, obwohl sie vom Generalstab stammt, nur auf Doppelzählungen beruhen, ähnlich wie seinerzeit bei der Statistik über die russische Textilindustrie der Wert der Rohbaumwolle, der Wert der gesponnenen Garne und der Wert der fertigen Gewebe einfach addiert wurde. Die Schweinezahl hat abgenommen, die Menge des Kleinviehs hat mit Rücksicht auf die Bevölkerungsvermehrung kaum zugenommen, und die Zahlen für das Rindvieh sind offenbar gänzlich wertlos, was, nebenbei bemerkt, auch auf die übrigen Ziffern ein sehr fragwürdiges Licht wirft. Was soll denn der Mensch, der gewohnt ist, unter statistischen Angaben sich etwas zu denken, dazu sagen, wenn in einem einzigen Jahre, von 1904 auf 1905, das Rindvieh von noch nicht $35^1/_2$ auf mehr als 45 Millionen Stück zugenommen haben soll, während vorher und nachher die Zu- und Abnahmebeträge teils nur Bruchteile einer Million, teils zwischen ein und zwei Millionen Stück jährlich betragen. Daß also hier irgend ein ganz grober Fehler vorliegen muß, ist vollkommen evident. Wenn es sich nicht um gewöhnliche Zählfehler oder wiederum um Doppelzählungen handeln sollte, so wird die Erklärung am nächsten liegen, die Ballod auch für das scheinbare Ansteigen der Flächenerträge gibt (vergl. meine Erwiderung auf den Pollyschen Aufsatz im Februarheft): es sind andere oder gewissenhaftere, genauere Zählungsmethoden eingeführt worden. In dem Falle hätten die Angaben vor 1905 überhaupt keinen Wert und seit 1905 wäre eine regelmäßige Abnahme zu konstatieren. Dafür, daß zwischen den Jahren 1904 und 1905 etwas in der Viehstatistik nicht in Ordnung ist, spricht auch der Umstand, daß sich beim Kleinvieh ein ähnlicher Sprung findet, wie beim Rindvieh. Während im Jahre 1900 zusammen etwas über 51 Millionen und 1904 ca. 53 Millionen Stück Schafe und Ziegen gezählt werden, springt die Ziffer für 1905 plötzlich auf beinahe 65 Millionen, um dann 1906 und 1907 in ähnlicher Weise wieder langsam herabzusinken. Schließlich ist, abgesehen von diesen offenbaren Kennzeichen allgemeiner Unzuverlässigkeit in den Zahlenangaben, zu der Viehstatistik eines solchen Landes wie Rußland noch zu bemerken, daß derartige Gesamtangaben für das ganze Reich in keinem Falle etwas beweisen. Natürlich wird in ökonomisch fortschreitenden Gebieten, wie den baltischen Provinzen, Polen und wahrscheinlich auch Turkestan, eine Vermehrung des Viehbestandes stattfinden, die in der Gesamtziffer zum Ausdruck kommt. Dabei aber kann im sogenannten russischen Zentrum, um dessen Niedergang es sich vor allen Dingen handelt, die Abnahme des Viehbestandes ebenso offenkundig und beträchtlich sein. In Turkestan und

in der Kirgisensteppe ist die Menge des Kleinviehs, die dort viele Millionen beträgt, in den einzelnen Jahren außerordentlich verschieden, je nachdem, ob es strenge und schneereiche oder milde Winter gegeben hat, ob große Dürre und schlechte Sommerweideverhältnisse geherrscht haben, oder ob Regenfall und Weide günstig waren usw. Ob die Viehbestände des asiatischen Rußlands mit in den von Polly angegebenen Ziffern stecken, ist überhaupt nicht ersichtlich; nach der Bemerkung, daß ca. 2 Millionen Pferde von dem Verbrauch im ostasiatischen Feldzuge auf die sibirischen Bestände entfallen seien, scheint es der Fall zu sein. Daß die Zahl der pferdelosen Bauernhöfe im Schwarzerdegebiet zunimmt, ist nach allen russischen landwirtschaftlichen Autoritäten zweifellos; wenn man aber für die Pferdezahl in jenen Notstandsgouvernements und für die Ziffer in den Kosakengebieten am Don und in Ciskaukasien, die zum großen Teil aus Weideland bestehen, eine einheitliche Gesamtzahl angibt, so erscheint jedes derartige Bild in seinem Wert von vornherein illusorisch.

Polly geht dann von der Viehstatistik auf die Zuckerproduktion und die Eierausfuhr über. Er gibt für die Zuckerstatistik zwei Uebersichten, die aber ohne nähere Erläuterung gleichfalls nicht recht brauchbar erscheinen. Was soll man sich denn dabei denken, daß in den Jahren 1906/07 und 1907/08 die Menge des in den Fabriken hergestellten Weißzuckers auf 84,9 und 96,6 Millionen Pud angegeben wird, die Menge der verarbeiteten Zuckerrüben aber auf ca. 62 und 56,8 Millionen Pud. Erstens würde ja hiernach das Gesamtgewicht des gewonnenen Zuckers größer als das der Rüben sein, aus denen er hergestellt worden ist,*) und zweitens würde 1906/07 eine größere Rübenmenge eine geringere Zuckermenge, 1907/08 aber ein geringeres Rübenquantum einen viel größeren Betrag an Zucker ergeben haben. Da es sich bei der Menge des fertiggestellten Zuckers schwer ermitteln läßt, ob nicht in der Statistik des einen Jahres noch Fabrikate des Vorjahres stecken, so wird die Rübenproduktion jedenfalls den geeigneteren Anhaltspunkt zur Beurteilung der Frage geben, ob eine Zunahme der Zuckerindustrie stattgefunden hat. Wenn sich hier nun für die sieben Jahre von 1901/2 bis 1907/8 eine derartige Produktionsreihe ergibt: 50, 54, 47, 39, 47, 62, 57, so bedeutet das natürlich nur, daß während dieser Periode starke Schwankungen stattgefunden haben, und es ist unzulässig, die erste und die letzte Ziffer zu vergleichen, um daraus eine Steigerung abzuleiten. Nach diesem Rezept könnte man auch die Jahre 1904/05 und 1906/07 nehmen, um daraus zu beweisen, daß die russische Zuckerindustrie in zwei Jahren ihren Ertrag um 35 Prozent gesteigert hat. Was die Eierausfuhr betrifft, so wäre es ganz interessant gewesen, wenn Polly den Artikel der Nowoje Wremja mitgeteilt hätte, durch den die

*) Oder soll die unverständliche Notiz unter b. („in je 10 Pud berechnet") bedeuten, daß die Gewichtsmenge für die Rüben mit 10 zu multiplizieren sei?

Meinung Jermolows „zerpflückt“ wird, diese Ausfuhr sei nicht ein Wohlstands-, sondern ein Notstandssymptom. Uebrigens ist das nicht nur die Meinung Jermolows, der nichts weniger als ein Bureaukrat war, vielmehr im Gegenteil einer der gewissenhaftesten und liberalsten Staatsmänner, die in Rußland am Ruder gewesen sind, sondern ebenso die des früheren Reichskontrolleurs Schwanebach und einer ganzen Anzahl anderer namhafter Nationalökonomen in Rußland. So leicht darf man sich die Wertung einer strittigen nationalökonomischen Frage nicht machen. Ebenso ist Jermolows Autorität auf dem Gebiet der russischen Forstwirtschaft viel höher einzuschätzen, als Polly tut. Selbstverständlich haben die russischen Staatsforsten ihre Bewirtschaftungspläne; es fragt sich bloß, ob und wie weit sie bloß auf dem Papier stehen. Wenn Pläne für eine rationelle Wirtschaft Gewähr leisteten, dann würde Rußland wahrscheinlich zu den wirtschaftlich bestsituierten Ländern der Welt gehören. Es wird Herrn Polly interessieren, was bereits vor sechs Jahren ein sehr tüchtiger russischer Nationalökonom, von Butmi, in seinem Memoire aus Anlaß des alleruntertänigsten Berichts des Finanzministers über den Staatshaushalt für 1902*) gesagt hat: „Das Wachstum der Forsteinnahmen steht nicht in irgend welchem Verhältnis zur Vergrößerung der Ausgaben für die Forstwirtschaft, folglich stammt es nicht von der Verbesserung dieser letzteren her, sondern von der Erschöpfung des Waldreichtums, dank der wachsenden Nachfrage nach Holz und dank der Steigerung der Holzpreise. . . . Die Vergrößerung der Forsteinnahmen steht nicht in Verbindung mit der Herstellung von Zugängen zu denjenigen Wäldern, die ohne Verbindung mit dem Absatzmarkt daliegen, nicht mit der Anpflanzung von Wäldern in waldlosen Gebieten oder selbst nur mit einer ganz gewöhnlichen Verbesserung der Forstwirtschaft — dazu ist die Ausgabe von 6—8 Kopeken für die Desjatine Wald (ca. 15 Pfg. auf den Hektar) viel zu gering; vielmehr stammt sie ausschließlich daher, daß die kostbaren Holzarten in den zugänglichen Teilen des Ufergebietes des Schwarzen Meeres am Kaukasus, Eichen, Nußbäume, Buchsbaum, ausgehauen werden. Eine Vergrößerung der Forsteinkünfte auf solche Art erscheint als eine Verwüstung, nicht als eine Verbesserung des Waldkapitals . . . .“ Auf diesen Vorwurf hat das Ministerium Witte seinerzeit eine ziemlich haltlose Erwiderung versucht, die aber im wesentlichen nichts Stichhaltiges vorzubringen vermochte.

Wir kommen nun zu der Frage der Unterernährung des russischen Volks. Herr Polly erkennt die von mir angeführten Ziffern Ballods an, wendet aber dagegen ein, der russische Bauer esse nicht nur Brot und Kartoffeln, sondern auch Kohlsuppe und Buchweizengrütze. Glaubt nun Polly wirklich, daß er den enormen Unterkonsum des russischen Bauern gegenüber dem deutschen von 70 Kilo Getreide und nahezu 500 Kilo Kar-

*) St. Petersburg 1902 Seite 5. Vergl. Chodskij in der Zeitschrift „Volkswirtschaft“ 1899 10. Heft Seite 129.

toffeln pro Kopf mit Kohl und Buchweizengrütze ausgleichen kann, und wenn das denkbar wäre — ißt denn der deutsche Bauer keinen Sauerkohl? Der Unterschied zwischen dem deutschen und dem russischen Bauern besteht auf diesem Gebiet im wesentlichen darin, daß jener Sauerkraut mit Pökelfleisch, dieser aber Sauerkraut mit Wasser gekocht ißt. Was vollends die Buchweizengrütze anbetrifft, so enthält die russische Getreidestatistik den Buchweizen selbstverständlich mit unter dem übrigen Getreide; es geht also nicht an, die Buchweizengrütze, die der russische Bauer konsumiert, doppelt zu zählen; einmal bei seiner allgemeinen Getreideration und dann noch einmal besonders mit seiner Kohlsuppe zusammen. Uebrigens ist die russische Gesamternte an Buchweizen keineswegs bedeutend. Im Jahre 1907 wurden z. B.*) an Weizen geerntet 785 Millionen Pud, an Roggen 1266 Millionen Pud, an Gerste 400 Millionen Pud, an Hafer 780 Millionen Pud und an allem übrigen Getreide, wozu außer Buchweizen auch noch Mais, Hirse u. s. w. gehört, nur 295 Millionen Pud. Aehnlich ist das Verhältnis auch in anderen Jahren. Von hieraus also ist die Tatsache der dauernden Unterernährung des russischen Bauern in keiner Weise zu erschüttern. Hat doch im Jahr der großen Mißernte 1891 der damalige Finanzminister Wyschnegradski selbst gesagt: „Wir werden selbst nichts essen — aber ausführen müssen wir!"

In den Zahlen über den Baumwollen- und Flachsbau, die Polly gibt, kann man sich überhaupt nicht zurecht finden. Er spricht von „Flachsbau in Turkestan" und meint offenbar den Flachsbau im europäischen Rußland, denn in Turkestan wächst meines Wissens überhaupt kein Flachs, geschweige denn, daß so enorme Mengen dort gewonnen werden sollten. Ebenso wenig kann man sich etwas dabei denken, wenn von „Baumwollenproduktion in Rußland" die Rede ist. Möglicherweise soll der Import überseeischer Baumwolle oder der Verbrauch von Rohbaumwolle durch die russische Industrie überhaupt darunter verstanden werden — aber was von beiden? Daß dagegen die Baumwollproduktion im russischen Turkestan wächst, ist eine Sache, die allgemein bekannt und noch von niemandem bezweifelt worden ist. Ich selbst habe zu wiederholten Malen in den Preußischen Jahrbüchern und an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß hier ein bedeutender Erfolg unzweifelhaft vorliegt und ich habe seinerzeit noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß eine weitere bedeutende Steigerung der Baumwollernte in Turkestan zu erwarten sein wird, sobald die Eisenbahn von Orenburg nach Taschkent vollendet sein würde, weil durch diesen Schienenweg die Zufuhr von billigem Brotgetreide aus Ostrußland und Westsibirien gesichert wird und die verfügbaren Ländereien in Turkestan daher ruhig zur Baumwollkultur verwendet werden können. Diese Erwägung hat mit dazu beigetragen, daß die Bahn von Taschkent nach Orenburg überhaupt gebaut

*) Nach Ballod in der „Weltwirtschaft", 1907, Abschnitt Rußland, Seite 90.

wurde. Viel interessanter wäre es gewesen, wenn Polly statt der einen Angabe, die Zahl der Spindeln in Rußland habe sich von 1886 bis 1908 verdreifacht, mitgeteilt hätte, wie sich die Zahl der in Betrieb befindlichen Spindeln während der einzelnen Jahre seit 1904 gestellt hat und wie sich die Bewegung dieser Ziffern zur Bewegung der russischen Bevölkerung stellt. Die einzige positiv ins Gewicht fallende Zunahme in der wirtschaftlichen Produktion Rußlands ist die von Polly mitgeteilte Steigerung der Steinkohlenausbeute, wobei er aber den Beweis dafür schuldig bleibt, daß sie nicht im Zusammenhang mit dem Minderertrag der Naphtawerke von Baku steht. Für 1906 ist es sicher, daß die Mehrproduktion an Steinkohle nur die gesunkene Naphtaproduktion ausglich, und wenn die Steigerung für 1907 angehalten hat, so erscheint es zunächst wahrscheinlich, daß die Förderungsmenge noch durch die verstärkte Nachfrage der beiden vorhergehenden Jahre bedingt ist.

Ueber die Antwort, die Herr Polly auf die Mitteilungen Oserows über den Verlust des Grundkapitals der russischen Staatsbank infolge der nichtstatutarischen Darlehen gibt, ist kein Wort weiter zu verlieren. So naiv ist doch kein Mensch, der sich mit finanzwirtschaftlichen Dingen beschäftigt, daß er meinen sollte, der russische Finanzminister habe es nicht in der Hand, wenn seine Bank Verluste in der angegebenen Höhe erlitten hat, sie mit weiteren Mitteln zu versorgen. Auch auf die Frage der Rentabilität der russischen Eisenbahnen komme ich nicht weiter zurück, nachdem ich noch im vorigen Heft durch die Mitteilungen des russischen Finanzministeriums selbst aus den Jahren 1902 und 1906 das immense Defizit nachgewiesen habe. Wenn der Finanzminister Witte in jener Reichsratssitzung vom 30. Dezember 1902 und sein Nachfolger in dem offiziellen, an den Zaren erstatteten Budgetbericht für 1906 das Eisenbahndefizit nicht nur zugegeben und zahlenmäßig belegt, sondern es direkt als eine Gefährdung des russischen Staatshaushalts bezeichnet haben, so erübrigt es sich, auf Scheinberechnungen einzugehen, die eine Rentabilität nachweisen wollen, auf die die russische Regierung selbst lange verzichtet hat. Von 1887 bis 1904 hat nach dem Rapport des Finanzministers für 1906 das Eisenbahndefizit 758 Millionen Rubel betragen und im Durchschnitt der Jahre 1900 bis 1904 ca. 75 Millionen Rubel; demnach muß es heute insgesamt eine Milliarde Rubel oder die Hälfte der Kosten des unglücklichen Krieges mit Japan ausmachen.

Auch die Schlußausführungen Pollys über die allgemeine Solidität der russischen Finanzlage und die Erhabenheit des russischen Finanzministeriums über alle Anleiheabsichten vermögen nicht im mindesten zu überzeugen. Herr Polly versichert mit dem Ton der tiefsten Ueberzeugung, der Finanzminister denke an keine Anleihe, aber der Finanzminister selbst erklärt gleichzeitig in der Finanzkommission der Duma, daß man ohne weitere Anleihen das Budget nicht balanzieren könne. Er meint nur, von „großen" Anleihen müsse abgesehen werden. Was nun eine „große"

Anleihe ist und was eine „kleine“, darüber wird man sehr verschiedener Meinung sein können. Bekanntlich betrug die letzte große auswärtige Anleihe Rußlands 843 Millionen Rubel, nahezu 2 Milliarden Mark. An diesem Maßstab gemessen, wären Anleihen von einer viertel bis einer halben Milliarde Mark vielleicht noch keine „großen“ Anleihen. Die Idee, durch eine Steuererhöhung in Rußland noch einen *wesentlichen* Mehrertrag der Staatseinkünfte zu erreichen, die der Finanzminister Kokowzew in der Budgetkommission vorgetragen hat, wird sich in der Wirklichkeit sehr viel schwieriger ausnehmen, als auf dem Papier oder auf der Tribüne der Duma. Die indirekten Steuern und die Zölle sind tatsächlich nicht weiter steigerungsfähig; direkte Steuern aber gehören in Rußland zu den finanztechnisch am schwierigsten zu verwirklichenden Dingen.

Für die Beurteilung der russischen Finanz- und Wirtschaftslage kommt es überhaupt nicht auf Einzelheiten aus dem Budget oder auf Einzelheiten aus der Produktionsstatistik an, sondern im wesentlichen nur auf die Zahlungsbilanz des Landes. Schon im Jahre 1899 schrieb der damalige Geheimrat im Finanzministerium und spätere Reichskontrolleur Schwanebach im „Rußkij Wjestnik“:*) „Das gewaltige Kapital, das in barem Golde nach Rußland gezogen ist, hat nur zum Teil mit dem Exportüberschuß bezahlt werden können; größtenteils ist das Gold durch Anleihen im Auslande erhoben, und so steht uns denn die endgültige Auseinandersetzung in betreff der Hauptmasse unseres Münzinventars noch bevor. Im Zusammenhang mit dem Wachstum der Verschuldung wuchsen und fahren fort zu wachsen unsere Zahlungsverpflichtungen im Auslande. Bei dem jetzigen Stande unseres auswärtigen Handels werden sie durch den Ausfuhrüberschuß nicht genügend gedeckt. Unter diesen Umständen müßten wir Jahr für Jahr einen Teil unseres Goldfonds zu Zahlungen im Auslande verwenden, *wenn sich nicht in den neuen Anleihen und im Verkauf unserer Fonds an das Ausland zwei weitere Quellen zur Bestreitung dieses unseres Tributs eröffneten.* Solche Kreditoperationen in dieser oder einer anderen Form sind aber für die Aufrechterhaltung der Goldwährung eine bloße Palliativmaßregel. Der Tribut an das Ausland bleibt daher, solange es nicht gelingt, ihn mit dem Ausfuhrüberschuß zu decken, als Damoklesschwert über unserer bisher bloß vom formellen Gesichtspunkt aus gesicherten Valuta hängen.“ Nach dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges berechnete der damalige wirkliche Legationsrat Professor Helfferich in seinen viel besprochenen Aufsätzen in der Marine-Rundschau die Menge des seit dem Beginn des Systems Wyschnegradski-Witte nach Rußland geflossenen ausländischen Goldes auf einen Betrag zwischen 10 und 15 Milliarden Francs. Damals im Herbst 1904 schätzte aber Helfferich, der bekanntlich den russischen Kredit nicht erschüttern, sondern stützen wollte, auf Grund der amtlichen

*) Novemberheft S. 135 f.

russischen Ausweise die Summe des von jenem kolossalen Zufluß in Rußland noch vorhandenen Goldes auf ca. 5 Milliarden Francs. Es war also bereits erheblich über die Hälfte ins Ausland zurückgeflossen. Das bedeutet eine Passivität der Zahlungsbilanz von geradezu vernichtender Höhe. Der Ausfuhrüberschuß Rußlands macht im Durchschnitt der 17 Jahre, von 1890 bis 1906, auf das Jahr zwischen 215 und 220 Millionen Rubeln aus.*) Dieser „Ausfuhrüberschuß" will verstanden werden nach dem Kommentar, den Schwanebach vor 9 Jahren im Rußkij Wjestnik dazu gegeben hat: „Mit den 600 Millionen Rubeln, für die wir Landesprodukte verkaufen, exportieren wir einen nicht geringen Teil unseres agraren Grundkapitals. Wo ist das Aequivalent dieses sich unerbittlich wiederholenden nationalen Verlustes? Für die Landwirtschaft bedarf es nicht einer Vergrößerung, sondern einer Verringerung der Ausfuhr . . . . . Um der Goldwährung willen müssen wir aber eine große Ausfuhr wünschen und gleichsam vergessen, daß diese Ausfuhr für unseren fundamentalen Wirtschaftsbestandteil (die Landwirtschaft) schädlich, ja vernichtend ist."

Dem Aktivbestand der russischen Handelsbilanz von ca. 220 Millionen Rubel jährlich stehen gegenüber erstens die im Auslande zahlbaren Anleihezinsen, zweitens die ins Ausland abfließenden Erträgnisse in Rußland angelegter ausländischer Kapitalien, drittens die baren Beträge, die ausländische Reedereien für die Vermittlung des Warenverkehrs von und nach den russischen Häfen erhalten, viertens die Ausgaben der dauernd oder vorübergehend im Auslande befindlichen Russen, fünftens die Ausgaben der Regierung im Auslande für Armee- und Marinezwecke. Die im Auslande zu zahlenden Anleihezinsen berechnete Schwanebach schon 1899 auf 170 Millionen Rubel jährlich; jetzt müssen es erheblich über 200 Millionen Rubel sein, so daß der ganze Ueberschuß der Handelsbilanz durch diesen einen Posten verschlungen wird. Die Summe der übrigen Positionen ist exakt natürlich schwer zu ermitteln. Wyschnegradski nahm zu Ende der neunziger Jahre die Ausgaben der Russen im Auslande auf 50 Millionen Rubel jährlich an; seitdem ist auch dieser Posten sicher erheblich gestiegen. Den ins Ausland gehenden Ertrag in Rußland angelegter Kapitalien schätzte Schwanebach 1899 auf über 25 Millionen Rubel; diese Position hat sich wahrscheinlich verringert. Von dem beinahe 9½ Million Registertons betragenden Handelsverkehr in russischen Häfen deckt die russische Flagge nur ein Zehntel; Rußland muß also fast die gesamten Kosten für die Vermittlung seines Warenverkehrs zur See Jahr für Jahr an das Ausland bar herauszahlen — ein Tribut, der

---

*) Ich verweise für die nähere Begründung dieser Ausführungen auf die in diesen Tagen erscheinende 2. Auflage meines Buches „Deutschland unter den Weltvölkern", Seite 117 ff.

sicher gleichfalls in die Dutzende von Millionen jährlich geht. Der Betrag der Regierungsbestellungen im Ausland wird nicht mitgeteilt; er ist aber in den letzten Jahren sehr viel höher gewesen als früher, wo er zu Anfang der neunziger Jahre im Mittel nach Schwanebach 16 Millionen Rubel jährlich betrug. Alle diese Verluste erreichen zusammengenommen einen so hohen Wert, daß es wohl glaublich wird, wie jener zunächst erstaunlich erscheinende Betrag des Goldabflusses ins Ausland während der letzten Wirtschaftsperiode Rußlands zustande gekommen ist. Dieser Goldabfluß aber bedingt die Notwendigkeit, entweder neue Anleihen zu machen, oder die Barzahlungen einzustellen. Ein Drittes gibt es für Rußland nicht.

Paul Rohrbach.

Notizen und Besprechungen.

Kunst.

Nach der englischen Ausstellung.

Noch nie hat eine Kunstausstellung einen ähnlichen Erfolg in Berlin gehabt, wie die Ausstellung der Bildwerke englischer Maler des 18. Jahrhunderts in der Akademie. Nicht allein das Publikum zeigte seine Begeisterung für diese Porträts, ein großer Teil der Kritik auch war voll freudiger Anerkennung. Täglich konnte man spaltenlange, günstige Besprechungen in den großen Zeitungen lesen. Der Andrang des Publikums wurde so ungeheuer, daß auf Stunden geschlossen werden mußte, um lebensgefährliches Gedränge in den Sälen zu verhüten. Fest eingekeilt staute sich die Menge bei Regen und Wind auf dem Pariser Platz, wartend bis Einlaß gewährt wurde. Wie erklärt sich dieses beispiellose Interesse und damit der Erfolg einer Ausstellung, die wohl Bildwerke einer Reihe höchst talentvoller Künstler, aber kein Werk eines Genies zur Anschauung brachte? Daß sie eine glanzvolle Kulturepoche in interessantester Weise vorführte, ist eine Erkenntnis, die dem Beschauer erst durch Reflexion aufgeht, die auch mit dem Gefallen an der Sache nichts zu tun hat. Daß man einer so reichen, erschöpfenden Repräsentation dieser Epoche der Malerei schwerlich ein zweites Mal beizuwohnen Gelegenheit haben würde, ist für einen solchen Erfolg auch kein genügender Grund. Wenn aber behauptet wurde, daß die Ausstellung als Sympathiekundgebung für England von aktuellem Interesse gewesen sei, so läßt sich darauf erwidern, daß die Zeit der Sympathiekundgebungen vorüber ist, und daß die Ausstellung selbst als Sympathiekundgebung nicht vier Wochen Tag für Tag solch eine Zugkraft geübt haben würde, wenn sie nur Minderwertiges geboten hätte. Und nun gar die Erklärung: daß das Interesse des Kaisers beispielgebend gewirkt hätte! Des Kaisers Vorangehen hat sich immer nur für eine bestimmte Gruppe Propaganda machend erwiesen. In Sachen des Geschmacks läßt sich die Mehrheit der Gebildeten nicht mehr gängeln.

Anteilnahme, Anerkennung und Freude waren spontan.

Sie wurden aber nicht von der Mehrheit der zeitgenössischen Künstler geteilt. Mit „Schönmalerei“, „süßlich“, „langweilig“ konnte man dort die Ausstellung abfertigen hören. Sehr tief in die Stimmung läßt der Aus-

spruch hineinsehen: „Wir haben Jahre lang gearbeitet, das Publikum auf den richtigen Weg zu bringen. Diese Ausstellung stellt die errungenen Erfolge wieder in Frage. Sie kann unermeßlichen Schaden anrichten". Dieses Geständnis gibt den Schlüssel für den überraschenden Erfolg der Ausstellung.

Jede Richtung in der Kunst wird aus innerer Notwendigkeit geboren. Die Verflachungen oder Uebertreibungen der vorangehenden Richtung lösen die Reaktion aus. Je mächtiger der Genius des Künstlers ist, dessen Schwingen zuerst von dem Morgenhauch eines neu anbrechenden Tages emporgetragen werden, um so verführerischer wird der Einfluß dieses Künstlers auf die gleichzeitig Schaffenden, um so bestrickender auf die Schauenden und Aufnehmenden, um so entschiedener wird das Neue sich durchsetzen. Jedes Neue jedoch trägt, vom Augenblick des Werdens an, in sich den Keim der Entartung, des Verfalls. Der kann durchbrechen schon in dem großen, führenden Talent, er braucht erst durchzubrechen bei den Schwächeren und Geringeren, die der Gewaltige mit auf seine Bahn gerissen hat. Er entwickelt sich schneller oder langsamer. Immer aber werden die aus ihm emporschießenden Wucherungen sich existenzberechtigt gebärden, Wahrheit zu Unwahrheit, Natur zu Unnatur machen. Was dem großen Künstler ein Ausdrucksmittel unter Vielen war, wird dem Geringeren Selbstzweck und Hauptsache.

Das Publikum, welches der Große langsam zum Verständnis zwang, findet sich nun nicht mehr zurecht. Es wendet sich ab. Unbefriedigung erfüllt die Gemüter. Man hatte reine Wirkungen kennen gelernt, nun soll man durch Trübheit und Schmutz.

Die Künstler, in der Meinung, daß sie die Apostel seien für das, was als schön und wahr in der Kunst zu gelten habe, in der Ueberzeugung, daß sie die Dinge der Natur so veranschaulichen, wie ihr inneres Auge sie ergreift, erbittern sich über die dummen Leute, die nicht mit ihren Augen zu sehen vermögen. Die kleine Gemeinde, die andächtig selbst vor den exzentrischen Pinseln und Modellierhölzern bleibt, macht sie nur eigenwilliger und rechthaberischer.

In eine solche Stimmung hinein, die von Jahr zu Jahr an Spannung zugenommen hatte, fiel das Ereignis der englischen Ausstellung. Ein Augenschmaus war bereitet. Nur Schönheit und Anmut grüßten von den Wänden. In neun Sälen nichts Häßliches! Neun Maler hatten nur Schönheit auf der Welt gesehen! Und sie hatten sie gesehen kraft desselben Rechtes, mit dem die Maler unserer Zeit die Häßlichkeit sehen. Die Stärke des Gegensatzes gerade ließ die Stimmung des Publikums um so stärker zurückschwingen. So schwoll die Anteilnahme an zum Enthusiasmus. Kritiklos schwelgten die Bewunderer. Unterschiedslos dagegen geringschätzten die Gegner. In der Victoriastraße bei Cassirer in dem cabinet à part, wo schon des hochbegabten Corinth koloristische Orgien den Zeitgenossen Entsetzen eingeflößt haben, war gerade zur Zeit der englischen Ausstellung

eine Kollektion seines gleicherweise hochbegabten Kollegen Slevogt zu sehen. Wer von dort kommend, mit diesen Eindrücken auf seiner Netzhaut die Säle der Akademie betrat, wurde hier selbst von Romney und Lawrence kaptiviert. Denn die notleidende Aesthetik konnte sich erholen bei dem Anblick gesunder, zarter, weicher Menschenhaut. Der geschundene Marsias ist nicht nach Jedermanns Geschmack. Künstlerische Qualitäten, welche entwickelt werden bei Lösung der Aufgabe, epidermislose menschliche Wesen darzustellen, mögen von Kunstgenossen und Anatomen geschätzt werden. Der Mensch, der bei Betrachtung eines Kunstwerks eine innere Freude erleben will, dessen Urteil gesund und natürlich geblieben ist, trotz jahrelanger Suggestion, wird sich abwenden vom blue boy Slevogts, dem Oberleutnant S. im blauen Interimsrock, zum blue boy Gainsboroughs und wird mit Entzücken den wunderbaren, malerischen Finessen des sich leise bauschenden blauen Atlas folgen. Liebkosender noch werden seine Blicke an den schönen, jugendlichen Zügen haften, als da er ihn in England zum erstenmal gesehen.

Gainsboroughs und Reynolds Erscheinen hatte Ueberwältigendes. Aber es waren schlichtere Bilder da, von deren eindrucksvoller Größe tiefere Wirkungen ausgingen. Hoppners Porträt des Herzogs von York, Raeburns Porträt seiner Frau, von vielen Besuchern garnicht bemerkt neben den glänzenden, raffinierten Luxuserscheinungen jener Zeit, entzückten in aller Stille den suchenden Kenner. Sie müssen sich auch unsern Künstlern eingeprägt haben. Sie bilden den Vereinigungspunkt. Sie können dem Künstler den Ariadnefaden des Geschmacks zurückgeben, den er im Labyrinth der Geschmacklosigkeiten verloren hat; sie können das Publikum überzeugend lehren, daß Schlichtheit und Innerlichkeit die untrüglichen Merkzeichen echter Kunst sind.

„Werde ja nicht mild im Urteil! Was ist das Herrliche der Vorzeit, wenn sich das Nichtige des Tages aufdringen darf, weil es für diesmal das Privilegium hat, gegenwärtig und lebendig zu sein!" sagt Goethe seinem Volk. Für den Schaffenden aber gab er Ziel und Richtung mit dem Glaubensſatz:

„Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt". Margarete Danneel.

Philosophie.

Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung. Von Arthur Drews. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1907. S. XII und 339.

Die Philosophie Plotins ist bisher selten der Gegenstand einer eigenen Darstellung gewesen. Die älteren, rationalistischen Geschichtsschreiber der

Philosophie waren überhaupt außerstande, ihren Geist auch nur zu verstehen. Und selbst Ritter hat sie wesentlich noch mit den Maßstäben einer flachen Aufklärung gemessen. Erst Hegel hat Plotin gegen diese rationalistischen Vorurteile nachdrücklich verteidigt, ihn aber leider doch noch hinter den trockenen Neuplatoniker Proklos zurückgestellt. Und auch Zeller, der die erste wirklich vollständige und abgerundete Darstellung seiner Grundgedanken lieferte, hat seine ganze Größe und Eigenart, zumal Plato gegenüber, noch keineswegs in ihrem vollen Umfange erkannt und bestimmt genug hervorgehoben. Arthur Richter aber, der in seinen gründlichen und mit Begeisterung geschriebenen „Neuplatonischen Studien“ (1864/67) die wahre Bedeutung Plotins, auch für die Gegenwart, darzutun wünschte, war dabei zu sehr von der Absicht geleitet, den antiken Denker seiner eigenen christlich dogmatischen Weltanschauung dienstbar zu machen: was natürlich nicht dazu beitrug, dessen Ansehen bei unbefangenen Geistern zu erhöhen. Und als dann mit dem Emporkommen der skeptischen und positivistischen Richtungen in den 70er und 80er Jahren alle metaphysische Spekulation in Bausch und Bogen abgetan wurde, da war natürlich ein Fortschritt in der Auffassung der Plotinschen Philosophie nicht zu erwarten. Ja, man fiel in der Beurteilung des ganzen Neuplatonismus meist auf den Standpunkt der flachen Aufklärung vor Hegel wieder zurück.

So hat erst Ed. von Hartmann die wahre Bedeutung Plotins wirklich erkannt und deutlich zum Ausdruck gebracht. Und zwar in seiner „Geschichte der Metaphysik“ (Bd. I, S. 106 fg.), wo Plotin „als Wendepunkt der alten und der mittelalterlichen Philosophie“ mit 70 Seiten einen weit größeren Raum einnimmt, als irgend ein anderer alter oder neuer Denker. Indes handelt es sich doch auch hier nur um eine, obschon die wichtigste Seite an dem Schaffen Plotins: um seine Prinzipien- und Kategorienlehre. Wir erkennen wohl, wie diese den Gipfel der ganzen hellenischen Metaphysik überhaupt darstellt und in welchem Maße sie alle vorhergehenden und nachfolgenden Leistungen des Griechentums auf diesem Gebiete überflügelt. Aber die Psychologie, die Ethik und die Aesthetik Plotins werden dabei gar nicht oder doch nur flüchtig berührt. Und eine vollständige, allen Teilen gleichmäßig gerecht werdende Darstellung seines Lebenswerkes war deswegen wirklich ein dringendes Bedürfnis. Hier liegt sie nun endlich vor. Und zwar aus der Feder eben des Mannes, der von allen heute Lebenden vielleicht am meisten gerade zu dieser Aufgabe geeignet war. Jedenfalls hat es Drews ausgezeichnet verstanden, uns, trotz aller in der Lückenhaftigkeit seiner Schriften begründeten Schwierigkeiten, doch eine klare, in sich zusammenhängende Darstellung der gesamten Gedankenwelt Plotins zu entwerfen und dessen ganze geschichtliche Bedeutung nach rückwärts wie nach vorwärts gleichmäßig zu begründen.

Zunächst bekommen wir in einer längeren, z. Z. hier, in den Preußischen Jahrbüchern, veröffentlichten Einleitung einen klaren Ueberblick über den Entwicklungsgang der antiken Philosophie vor Plotin: mit besonderer

Rücksicht auf ihre wechselnden, bald freundlichen, bald feindlichen Beziehungen zur Religion. Dann führt uns das nächste Kapitel in die Heimat des Neuplatonismus, nach Alexandrien, entrollt uns ein farbiges Bild von dem regen und vielseitigen geistigen Leben in der alten Weltstadt während der ersten Jahrhunderte nach Christus, schildert uns das Leben und die edle Persönlichkeit Plotins, kennzeichnet ihn ganz im allgemeinen als Schriftsteller und Philosophen, vergleicht ihn in der einen wie der anderen Hinsicht mit Plato und Aristoteles und weist schließlich darauf hin, wie in ihm die beiden bis dahin getrennten Entwicklungsreihen, die religionsphilosophische und die metaphysische, endlich zur Einsicht zusammenlaufen und wie, ungeachtet des tiefreligiösen Charakters seiner in dem Gedanken der Erlösung abschließenden Weltanschauung, doch in ihr das theoretische Interesse von dem praktischen keineswegs überwuchert wird, sondern mit ihm in vollem Gleichgewicht steht. Damit ist die besondere Eigenart und Bedeutung der Plotinschen Philosophie bereits angedeutet.

Und nun entwickelt uns Drews diese selbst im Zusammenhange, wie sie erst induktiv von der sinnlich-stofflichen Wirklichkeit durch die übersinnliche Wirklichkeit der Ideenwelt zu dem Einen, an sich seienden Urgrund und wesenhaften Träger aller Dinge aufsteigt und dann wieder aus dem Einen durch Vermittelung des Intellektes und der Weltseele die gegebene Vielheit der körperlichen Erscheinungswelt deduktiv abzuleiten sucht. So werden wir nacheinander erst in die metaphysische Prinzipienlehre, dann in die Kategorienlehre, dann in die Kosmologie, in die Anthropologie, in die Psychologie, in die Ethik und endlich in die Aesthetik des großen Neuplatonikers eingeführt und erkennen, wie hier tatsächlich die sämtlichen Fäden des vorangegangenen Denkens einheitlich zusammenlaufen, die wertvollen Bestandteile aller früheren Systeme aufgehoben, ihre Irrtümer, soweit es bei den naivrealistischen Voraussetzungen der antiken Weltanschauung überhaupt möglich war, ausgeschieden und ihre fruchtbaren Keime oder Ansätze zur Entfaltung gebracht sind. Die jenseitigen, übersinnlichen Ideen Platos sind ihrer abstrakten Begrifflichkeit entkleidet und als Einheiten des Allgemeinen und des Besonderen im Sinne des Aristoteles aufgefaßt: womit der abstrakte Idealismus glücklich in den konkreten übergeführt und der Begriff der Idee für die Metaphysik, wie für die Aesthetik überhaupt erst wirklich fruchtbar gemacht ist. Zugleich aber sind die Ideen, die bei Plato ein bloßes Nebeneinander und Auseinander selbständiger, gedanklicher Wesenheiten von starrer Unveränderlichkeit dargestellt hatten, als die unselbständigen, aufeinander bezogenen Anschauungsinhalte einer Allvernunft oder eines sich selbst denkenden Denkens (im Sinne des Aristoteles) erkannt: womit nicht nur erst wirkliches Leben, sondern auch Einheit in sie hineingebracht wird. Und indem so die wahre Wirklichkeit des Uebersinnlichen als einheitliche Gedankenbewegung, als ein Reich von sich tätig aufeinander beziehenden und durcheinander vermittelnden Gedanken des All-Einen bestimmt wird, ist zunächst der naturalistische Monismus der

Stoiker, ebenso wie der atomistische Pluralismus Epikurs überwunden und an die Stelle beider ein allerdings noch allzu abstrakter, spiritualistischer Monismus oder dynamischer Pantheismus gesetzt, der den Vorsehungsglauben der Stoa in sich aufnimmt, die Welt als die sinnliche, raumzeitliche Erscheinung der absoluten Vernunft versteht und aus diesem ihrem einheitlichen Grunde das äußere Aufeinanderwirken wie den inneren Zusammenhang ihrer einzelnen Teile wirklich erklärt. Sodann aber sind auch die Einwände jenes raffinierten nachklassischen Skeptizismus abgewehrt, der mit dem Hinweis auf die Relativität alles unseres Erkennens das Sein nicht weniger als das Denken selbst zersetzt hatte. Und es ist endlich die große, durch Plato zuerst aufgerissene und seither offenstehende Kluft zwischen Geist und Natur, wenn auch noch nicht wirklich überbrückt, so doch wenigstens von der richtigen Seite her in Angriff genommen, indem beide Teile, die übersinnliche und die sinnliche Welt, nicht mehr als zwei ursprünglich nebeneinander bestehende Gegensätze, sondern als verschiedene Stufen einer einheitlichen, in sich zusammenhängenden Entwicklung aufgefaßt werden: als gemeinsame Erzeugnisse der unbewußten Anschauungstätigkeit des Einen, das selbst ebenso über die Natur wie über die platonische Ideenwelt hinausliegt. —

So räumt Drews gründlich mit der bisherigen Ansicht auf, als ob der Höhepunkt des antiken Denkens in Plato und Aristoteles schon erreicht und auch die Weltanschauung des Plotin nur eine solche des Niederganges sei. Und man wird dieser vielmehr von nun an allgemein die höchste Stelle in der ganzen Entwicklung des antiken Denkens zuerkennen und sich ein für allemal mit der Tatsache abfinden müssen, daß Plotin nicht nur der größte Metaphysiker, sondern überhaupt der tiefste Denker des Altertums ist: ein Mann, der die ganze, ihm vorangegangene philosophische Entwicklung wissend überschaut und mit ungeheurer spekulativer Kraft einheitlich zusammenfassend verarbeitet. Zugleich aber deckt Drews überall auch die Fäden auf, die von ihm zur Neuzeit und zur Gegenwart hinüberführen und bahnt damit auch hier eine neue Auffassung der Geschichte der Philosophie an. Insbesondere ergibt sich, daß alle Späteren, die in irgend einer Weise mit der metaphysischen Idee gearbeitet und die Welt aus dem Intellekt zu erklären versucht haben, sich in dieser Hinsicht nicht an Plato, sondern an Plotin angeschlossen haben: auch wo sie selbst sich auf die Autorität des Plato berufen und sich als dessen Jünger bekannt haben. Ferner zeigt sich, daß Plotin mit seiner Abgrenzung der Kategorien der Sinnenwelt gegen die des Uebersinnlichen bereits eine Höhe der Erkenntnis erreicht hatte, hinter der auch Kant und Hegel noch zurückgeblieben sind. Und wenn die unmittelbare Herkunft der christlichen Trinität aus den drei Plotinschen Hypostasen auch dem Kenner der Dogmengeschichte nichts neues ist und die Abhängigkeit der ganzen mittelalterlichen Mystik von dem großen Neuplatoniker öfters schon betont wurde, so dürfte es dagegen nicht vielen bekannt sein, daß Leibniz in seiner Theodicee sich

grundsätzlich auf Plotin stützt und in der Hauptsache nur dessen Beweisführung wiederholt. Ebenso wie Lotze mit seiner vielgerühmten monistischen Auffassung der Kausalität nur eine schon von dem alten griechischen Denker aufgestellte und wohlbegründete Ansicht wieder aufgenommen hat. Und auch Plotins eingehende Kritik des Materialismus, die im ganzen Altertum nicht ihresgleichen hat und auch heute noch keineswegs veraltet ist, dürfte manchen überraschen: ist sie doch sogar von Albert Lange in seiner Geschichte des Materialismus ganz übersehen worden.

Vor allem bedeutsam aber ist der von Drews erbrachte und kaum mehr zu widerlegende Nachweis, daß Plotin, den man bisher gewöhnlich für den Begründer der Philosophie des Bewußtseins ausgegeben hat, mit viel mehr Recht als der Vorläufer der Philosophie des Unbewußten anzusehen ist: und zwar ebensowohl in metaphysischer, wie in psychologischer Hinsicht. Denn der „Intellekt" oder seinen eigenen Ideeninhalt anschauende Verstand, dessen rein intuitive, über alle bewußte Ueberlegung und diskursive Reflexion erhabene Denkart Plotin nicht müde wird, immer wieder zu betonen, entspricht durchaus der unbewußten, überbewußten Idee Schellings und Hartmanns. Und wenn Plotin auch, mit seiner ganzen Zeit, den Begriff des „Bewußtseins" ebensowenig wie den seines Gegenteils wirklich schon besessen hat, so hat er doch der Sache nach die rein passive Beschaffenheit und körperliche Bedingtheit alles Bewußt-Seins offenbar schon erfaßt und es unzweideutig ausgesprochen, daß wir mit unserem bewußten Denken auch uns selbst nie unmittelbar, sondern immer mittelbar, gleichsam „wie im Spiegel des Dionysos", erblicken. Ja, er hat die unwirkliche, scheinhafte Natur des „Ich" mit klaren Worten so treffend gekennzeichnet, wie es überhaupt nur möglich ist, und sich damit im Grunde auch schon über jenes Cogito ergo sum erhoben, auf dessen trügerischem Boden wir heute noch fast alle Philosophen außer den Anhängern Hartmanns sich herumbewegen sehen. Und so erweist sich die Behauptung Richters von der aktuellen Bedeutung Plotins für die Gegenwart allerdings als berechtigt, obschon nicht in dem Sinne, wie er selbst sie verstanden hatte. Und es ist nur zu wünschen, daß das vom Verleger auch äußerlich vornehm ausgestattete Werk von Arthur Drews recht viele Leser finden und endlich einmal zu einer gründlichen Prüfung jener unhaltbaren Voraussetzung der ganzen modernen Bewußtseinsphilosophie den Anstoß geben möge.

Freiburg i. Br. Wilh. von Schnehen.

Geschichte.

August Fournier: Gentz und Wessenberg. Briefe des Ersten an den Zweiten. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1907.

Wessenberg war 1808 österreichischer Gesandter in Berlin, brachte 1813 das Bündnis mit England zustande, nahm an der Unterhandlung

des ersten wie des zweiten Pariser Friedens sowie am Wiener Kongreß wesentlichen Anteil, ebenso an den Londoner Konferenzen nach der belgischen Revolution. Mit Metternichs Politik nicht einverstanden, trat Wessenberg ins Privatleben zurück. 1848 war der 75jährige eine Zeitlang Ministerpräsident.

An diesen Staatsmann gerichtete Briefe Gentzens sind beim Ordnen des Wessenbergschen Nachlasses aufgefunden worden, und Fournier hat sie aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv publiziert. Die Dokumente stammen aus verschiedenen Perioden zwischen 1809 und 1832. Alle Briefe sind ihres Verfassers im höchsten Maße würdig. Ihre Lektüre wird jedem empfohlen, der, ohne den Anspruch zu machen, positiv Neues zu lernen, ein wahres und farbenreiches Bild jener vergangenen reichen Zeiten vor seinen Geist hintreten lassen will.

Zu Anfang 1813 schickte Metternich Wessenberg nach London, um die englische Regierung für einen allgemeinen Frieden zu gewinnen. Gentz gab Wessenberg einen Brief an den ihm befreundeten Mackintosh mit, den Autor der „Vindiciae Gallicae“, der berühmten Publikation, welche 1791 Burkes gleichfalls so geistesmächtige, gegen die französische Revolution gerichtete Schrift in revolutionsfreundlichem Sinne beantwortet hatte. Der Gentzsche Brief verfolgte die Tendenz, Mackintosh zu beweisen, daß Großbritannien ohne Gefahr dem in Rußland gedemütigten Napoleon Frieden gewähren könne. In diesem Zusammenhang zeichnet der Wiener Publizist ein Charakterbild Napoleons, wie der Kaiser nach dem russischen Feldzuge der vornehmen Gesellschaft Wiens erschien:

„Wir kontinentalen Beobachter“, schreibt er, „und besonders diejenigen unter uns, die in die Geheimnisse des Wiener Hofs eingeweiht sind, wissen, daß der Mann nicht Eine wirklich große Eigenschaft besitzt, nicht ein einziges erstklassiges Talent. In keiner Weise überragt er die Mittelmäßigkeit, wenn man von dem militärischen Fach im engsten Sinn, in der rein technischen Bedeutung des Wortes absieht. In seinen politischen Ansichten, seinen politischen Plänen, seinem politischen Verfahren herrscht die traurigste Verwirrung. Nichts, absolut nichts ist es mit den umfassenden Systemen, die wir ihm ehemals zutrauten, mit den angeblich so großen Gedanken, welche die Erdkugel zu umspannen schienen. Ebenso falsch erfunden, chimärisch ist die Behauptung, daß er die Menschen kennt, daß er sie zu wählen, zu beurteilen, sich dienstbar zu machen versteht. . . . Die elementarsten Regierungsgrundsätze sind ihm unbekannt, von der Verwaltung hat er niemals auch nur die allernotwendigsten Anfangsgründe begriffen, und was die allgemeine Politik betrifft, so hat er selber einem sehr viel feineren Manne gestanden, als dieser (Metternich) im vergangenen Mai eine denkwürdige Unterredung mit ihm hatte, daß er zu zweifeln anfinge, ob er viel davon verstände. Seine militärischen Erfolge — das einzige Gebiet, auf dem man ihm eine gewisse Ueberlegenheit an richtigem Gefühl und Routine nicht absprechen kann, sowie ein gewisses Etwas, welches dem Genie wenig-

stens äußerlich ähnlich sieht – seine militärischen Erfolge waren immer in unendlich viel geringerem Maße auf seine Berechnungen und sein Verdienst zurückzuführen als auf das schlechte Benehmen seiner Gegner und die unerhörte Kühnheit (sein einziger wirklicher Vorzug), mit der er Nutzen daraus gezogen hat. . . .

Die beispiellosen Schicksalsschläge, welche er in Rußland erfahren hat und deren einziger Urheber er selber gewesen ist — denn die Russen, auch sehr mittelmäßige Leute, haben nur sein eigenes Werk vervollständigt und vollendet –, jene Schicksalsschläge fangen allmählich an, Zweifel und Verdachtsgründe bezüglich dessen hervorzurufen, was der Traum seiner persönlichen Ueberlegenheit Illusorisches gehabt haben könnte. Immerhin ist die hier entwickelte Meinung nichts weniger als die herrschende auf dem Kontinent, daran fehlt viel; aber sie ist bei denjenigen tief gewurzelt, welche, wie ich, den Vorteil gehabt haben, sich durch authentische Quellen unterrichten zu können, sie ist besonders tief gewurzelt bei einer Elite von verständigen und wohlunterichteten Leuten in Wien, wo — besonders seit der unglücklichen Familienverbindung — sich wertvolle Gelegenheiten geboten haben, die grenzenlose Mittelmäßigkeit, die grenzenlose Plattheit dieses ersten Charlatans der neueren Zeiten kennen zu lernen."

Als Napoleon auf seiner Flucht aus Rußland nach Warschau kam, sagte er, sich am Kaminfeuer die Hände wärmend, mehrere Male zu Erzbischof Du Pradt: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt." In den Augen der Wiener Hofgesellschaft hatte der Kaiser jenen Schritt in der Tat zurückgelegt. Es ist bekannt, daß Oesterreich 1813 und 1814 sich große Mühe gegeben hat, Napoleon auf seinem Thron zu erhalten. Diese Politik des Wiener Kabinetts wird umso verständlicher, wenn wir bei Gentz sehen, daß die Persönlichkeit des Kaisers aufgehört hatte, der österreichischen Aristokratie Furcht einzuflößen.

Gentz beschwor Mackintosh, er möchte in seinem Vaterland für einen allgemeinen Frieden wirken, der Holland und Italien bei Frankreich ließ. Der Kontinent wäre momentan zu erschöpft und zu desorganisiert, um mehr zu erkämpfen: „Ueberlegen Sie sich, ob 200000 Russen, kommandiert von Generalen, die im Vergleich zu Bonaparte sehr minderwertig sind, so wenig dieser Turenne, Marlborough oder Wellington ebenbürtig ist, und 40000 Schweden, in Schranken gehalten und gefesselt durch 60000 Dänen in ihrem Rücken . . und die imaginären Insurrektionen der deutschen Völkerschaften Euch in Besitz der von Euch erstrebten Objekte setzen können. Zieht Euch keine lange, schmerzliche Reue zu!"

Diese herabsetzende Veranschlagung der gegen Napoleon verfügbaren kontinentalen Streitkräfte beruht zum Teil auf bewußter Tendenz, aber nur zum Teil. Das Gentzsche Schreiben ist vom 5. Februar, demselben Tage, an dem in Königsberg der Landtag zusammentrat, welcher die Landwehr ins Leben rief. Erst am 3. Februar hatte Friedrich Wilhelm von Breslau aus den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps erlassen.

Die Kräfte, welche sich hier entwickelt haben, ahnte man an der Donau ebensowenig voraus, wie man die in der Persönlichkeit Napoleons liegenden Hilfsquellen zu würdigen wußte. Auch für die „Elite verständiger und wohlunterrichteter Männer“ ist eben politische Voraussicht zu allen Zeiten unendlich schwer; gerade die entscheidenden Faktoren der Weltbewegung bleiben den feinsten Politikern oft so lange verborgen, bis sie das blödeste Auge wahrzunehmen vermag.

Julius Asbach: Ludwig Freiherr Roth von Schreckenstein. Ein Lebensabriß. Mit 3 Bildnissen. Köln 1907. Verlag der M. Dumont-Schaubergschen Buchhandlung.

Freiherr Roth v. Schreckenstein war der Sohn eines südwestdeutschen Reichsritters katholischer Konfession. 1789 geboren und in sächsische Militärdienste getreten, kämpfte er unter Napoleon I. bei Wagram, Borodino, an der Beresina und bei Leipzig. Nachdem Freiherr v. Schreckenstein darauf in preußische Militärdienste übergetreten war, avancierte er im Lauf der nächsten drei Jahrzehnte zum General und erhielt im April 1848 das einstweilige Kommando des VIII. Korps. In dieser Stellung dämpfte Schreckenstein einen nicht ungefährlichen Aufruhr in Trier, indem er Klugheit und Milde mit Festigkeit vereinigte. Ueberhaupt hat er nach dem Urteil Roons, der politisch viel weiter rechts als Schreckenstein stand, wesentlich dazu beigetragen, daß die Rheinprovinz dem preußischen Staat erhalten blieb.

Die aufrichtig konstitutionelle Gesinnung Schreckensteins in Verbindung mit dem absoluten persönlichen Vertrauen, welches er bei dem König und den Konservativen genoß, ließ den General als den richtigen Mann für einen Platz in der Regierung erscheinen. So wurde er Kriegsminister im Ministerium Hansemann. Als solcher konnte er bei der Verfahrenheit der Lage nichts bedeutendes leisten; nur imponierte er durch seine ruhige Kaltblütigkeit gegenüber dem Mob, welcher ihn anläßlich der Debatten über den Antrag Stein in die Spree werfen wollte.

Nach der Niederwerfung des badischen Aufstandes und der Rückkehr des Prinzen von Preußen in das Coblenzer Schloß führte General v. Schreckenstein als Stellvertreter jenes hohen Herrn den Oberbefehl über die preußischen Truppen in Baden und der Pfalz. Hier leistete Schreckenstein durch Klugheit und Humanität sehr viel für die dauernde Beruhigung Süddeutschlands.

Der Prinz von Preußen gedachte nach den Schlaganfällen, welche seinen königlichen Bruder trafen, Schreckenstein zum Kriegsminister zu machen, wenn des Prinzen Stellvertreterschaft in eine Regentschaft umgewandelt sein würde. Leider starb der General vorher, im Mai 1858. Ueberzeugt von der Zweckmäßigkeit der Armeeorganisation, würde er ein vortreffliches Werkzeug für die Pläne Wilhelms abgegeben haben.

Die hier besprochene Biographie des Freiherrn v. Schreckenstein hat

der Verfasser fast ausschließlich nach gedruckten Materialien gearbeitet; unveröffentlichte Dokumente haben ihm nur in geringer Zahl zur Verfügung gestanden. Ohne Zweifel hat die Asbachsche Arbeit durch den Mangel einer ausreichenden quellenmäßigen Fundamentierung gelitten; es ist an vielen Stellen unmöglich, das Lebensbild, welches der Autor von seinem Helden entwirft auf seine Wahrheit hin zu kontrollieren; ferner fehlt es der Geschichtserzählung Asbachs an Fülle und Eindringlichkeit. Aber mehr Quellen waren eben nicht vorhanden, und auch in der vorliegenden Darstellung wird zweifellos mancher ein lebhaftes Interesse an dem Charakterbild des tüchtigen und sympathischen Generals nehmen, der 1848 eine bedeutende Rolle gespielt hat und ohne seinen frühzeitigen Tod vielleicht die dornenvollen Anfänge Wilhelms I. glücklicher gestaltet hätte.

Paul Güßfeldt: Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug, nebst autobiographischen Mitteilungen aus den Jahren 1868/69 und 1906/7. Mit zwei Kartenskizzen. Berlin. Verlag von Gebrüder Pätel. 1907.

Christian Rogge: Freuden und Leiden des Feldsoldaten. Kulturbilder aus dem Kriege 1870/71. Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn. Berlin 1906.

Derselbe: Franktireurfahrten und andere Kriegserlebnisse in Frankreich. Im gleichen Verlage.

Ludwig Schmitz: Aus dem Feldzuge 1870/71. Tagebuchblätter. Zweite Auflage. Berlin 1907. E. S. Mittler und Sohn.

Wiederum drei Männer, die an dem deutsch-französischen Kriege in untergeordneter Stellung teilgenommen haben, und deren Bücher man doch mit Vergnügen liest! Rogge war Vizefeldwebel, Schmitz Reserveleutnant, Güßfeldt Gemeiner. Es können noch unzählige literarische Produktionen dieser Art erscheinen, und alle werden sie bei der Nation die allerlebhafteste Anteilnahme erwecken. In das Verständnis des strategischen Kausalnexus weihen die Schriften von Subalternoffizieren, Unteroffizieren und Freiwilligen natürlich in keiner Weise ein, aber sie zeigen uns, wie die abstoßenden und die erhebenden Seiten des Krieges auf gebildete junge Männer eingewirkt haben, denen der militärische Beruf eigentlich fern lag. Mit gerechtem Selbstgefühl wird das deutsche Volk aus dieser Art von Literatur lernen, wie sich in unserer gebildeten Jugend damals die edelste Gattung des Mutes entfaltete, jener Mut, welcher, mit hoch entwickelter Intelligenz gepaart, sich aller drohenden Schrecknisse voll bewußt ist und dennoch mit nicht zu überbietender Hingebung seine Pflicht erfüllt.

In dieser Beziehung ist in der Veröffentlichung von Schmitz eine auf die Schlacht an der Hallue bezügliche Stelle charakteristisch. Nachdem er die Aktion beschrieben hat, bemerkt der Autor: „Geradezu überraschend

spruch hineinsehen: „Wir haben Jahre lang gearbeitet, das Publikum auf den richtigen Weg zu bringen. Diese Ausstellung stellt die errungenen Erfolge wieder in Frage. Sie kann unermeßlichen Schaden anrichten". Dieses Geständnis gibt den Schlüssel für den überraschenden Erfolg der Ausstellung.

Jede Richtung in der Kunst wird aus innerer Notwendigkeit geboren. Die Verflachungen oder Uebertreibungen der vorangehenden Richtung lösen die Reaktion aus. Je mächtiger der Genius des Künstlers ist, dessen Schwingen zuerst von dem Morgenhauch eines neu anbrechenden Tages emporgetragen werden, um so verführerischer wird der Einfluß dieses Künstlers auf die gleichzeitig Schaffenden, um so bestrickender auf die Schauenden und Aufnehmenden, um so entschiedener wird das Neue sich durchsetzen. Jedes Neue jedoch trägt, vom Augenblick des Werdens an, in sich den Keim der Entartung, des Verfalls. Der kann durchbrechen schon in dem großen, führenden Talent, er braucht erst durchzubrechen bei den Schwächeren und Geringeren, die der Gewaltige mit auf seine Bahn gerissen hat. Er entwickelt sich schneller oder langsamer. Immer aber werden die aus ihm emporschießenden Wucherungen sich existenzberechtigt gebärden, Wahrheit zu Unwahrheit, Natur zu Unnatur machen. Was dem großen Künstler ein Ausdrucksmittel unter Vielen war, wird dem Geringeren Selbstzweck und Hauptsache.

Das Publikum, welches der Große langsam zum Verständnis zwang, findet sich nun nicht mehr zurecht. Es wendet sich ab. Unbefriedigung erfüllt die Gemüter. Man hatte reine Wirkungen kennen gelernt, nun soll man durch Trübheit und Schmutz.

Die Künstler, in der Meinung, daß sie die Apostel seien für das, was als schön und wahr in der Kunst zu gelten habe, in der Ueberzeugung, daß sie die Dinge der Natur so veranschaulichen, wie ihr inneres Auge sie ergreift, erbittern sich über die dummen Leute, die nicht mit ihren Augen zu sehen vermögen. Die kleine Gemeinde, die andächtig selbst vor den exzentrischen Pinseln und Modellierhölzern bleibt, macht sie nur eigenwilliger und rechthaberischer.

In eine solche Stimmung hinein, die von Jahr zu Jahr an Spannung zugenommen hatte, fiel das Ereignis der englischen Ausstellung. Ein Augenschmaus war bereitet. Nur Schönheit und Anmut grüßten von den Wänden. In neun Sälen nichts Häßliches! Neun Maler hatten nur Schönheit auf der Welt gesehen! Und sie hatten sie gesehen kraft desselben Rechtes, mit dem die Maler unserer Zeit die Häßlichkeit sehen. Die Stärke des Gegensatzes gerade ließ die Stimmung des Publikums um so stärker zurückschwingen. So schwoll die Anteilnahme an zum Enthusiasmus. Kritiklos schwelgten die Bewunderer. Unterschiedslos dagegen geringschätzten die Gegner. In der Victoriastraße bei Cassirer in dem cabinet à part, wo schon des hochbegabten Corinth koloristische Orgien den Zeitgenossen Entsetzen eingeflößt haben, war gerade zur Zeit der englischen Ausstellung

eine Kollektion seines gleicherweise hochbegabten Kollegen Slevogt zu sehen. Wer von dort kommend, mit diesen Eindrücken auf seiner Netzhaut die Säle der Akademie betrat, wurde hier selbst von Romney und Lawrence kaptiviert. Denn die notleidende Aesthetik konnte sich erholen bei dem Anblick gesunder, zarter, weicher Menschenhaut. Der geschundene Marsias ist nicht nach Jedermanns Geschmack. Künstlerische Qualitäten, welche entwickelt werden bei Lösung der Aufgabe, epidermislose menschliche Wesen darzustellen, mögen von Kunstgenossen und Anatomen geschätzt werden. Der Mensch, der bei Betrachtung eines Kunstwerks eine innere Freude erleben will, dessen Urteil gesund und natürlich geblieben ist, trotz jahrelanger Suggestion, wird sich abwenden vom blue boy Slevogts, dem Oberleutnant S. im blauen Interimsrock, zum blue boy Gainsboroughs und wird mit Entzücken den wunderbaren, malerischen Finessen des sich leise bauschenden blauen Atlas folgen. Liebkosender noch werden seine Blicke an den schönen, jugendlichen Zügen haften, als da er ihn in England zum erstenmal gesehen.

Gainsboroughs und Reynolds Erscheinen hatte Ueberwältigendes. Aber es waren schlichtere Bilder da, von deren eindrucksvoller Größe tiefere Wirkungen ausgingen. Hoppners Porträt des Herzogs von York, Raeburns Porträt seiner Frau, von vielen Besuchern garnicht bemerkt neben den glänzenden, raffinierten Luxuserscheinungen jener Zeit, entzückten in aller Stille den suchenden Kenner. Sie müssen sich auch unsern Künstlern eingeprägt haben. Sie bilden den Vereinigungspunkt. Sie können dem Künstler den Ariadnefaden des Geschmacks zurückgeben, den er im Labyrinth der Geschmacklosigkeiten verloren hat; sie können das Publikum überzeugend lehren, daß Schlichtheit und Innerlichkeit die untrüglichen Merkzeichen echter Kunst sind.

„Werde ja nicht mild im Urteil! Was ist das Herrliche der Vorzeit, wenn sich das Nichtige des Tages aufdringen darf, weil es für diesmal das Privilegium hat, gegenwärtig und lebendig zu sein!" sagt Goethe seinem Volk. Für den Schaffenden aber gab er Ziel und Richtung mit dem Glaubenssatz:

„Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt". Margarete Danneel.

Philosophie.

Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung. Von Arthur Drews. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1907. S. XII und 339.

Die Philosophie Plotins ist bisher selten der Gegenstand einer eigenen Darstellung gewesen. Die älteren, rationalistischen Geschichtsschreiber der

Philosophie waren überhaupt außerstande, ihren Geist auch nur zu verstehen. Und selbst Ritter hat sie wesentlich noch mit den Maßstäben einer flachen Aufklärung gemessen. Erst Hegel hat Plotin gegen diese rationalistischen Vorurteile nachdrücklich verteidigt, ihn aber leider doch noch hinter den trockenen Neuplatoniker Proklos zurückgestellt. Und auch Zeller, der die erste wirklich vollständige und abgerundete Darstellung seiner Grundgedanken lieferte, hat seine ganze Größe und Eigenart, zumal Plato gegenüber, noch keineswegs in ihrem vollen Umfange erkannt und bestimmt genug hervorgehoben. Arthur Richter aber, der in seinen gründlichen und mit Begeisterung geschriebenen „Neuplatonischen Studien" (1864/67) die wahre Bedeutung Plotins, auch für die Gegenwart, darzutun wünschte, war dabei zu sehr von der Absicht geleitet, den antiken Denker seiner eigenen christlich dogmatischen Weltanschauung dienstbar zu machen: was natürlich nicht dazu beitrug, dessen Ansehen bei unbefangenen Geistern zu erhöhen. Und als dann mit dem Emporkommen der skeptischen und positivistischen Richtungen in den 70er und 80er Jahren alle metaphysische Spekulation in Bausch und Bogen abgetan wurde, da war natürlich ein Fortschritt in der Auffassung der Plotinschen Philosophie nicht zu erwarten. Ja, man fiel in der Beurteilung des ganzen Neuplatonismus meist auf den Standpunkt der flachen Aufklärung vor Hegel wieder zurück.

So hat erst Ed. von Hartmann die wahre Bedeutung Plotins wirklich erkannt und deutlich zum Ausdruck gebracht. Und zwar in seiner „Geschichte der Metaphysik" (Bd. I, S. 106 fg.), wo Plotin „als Wendepunkt der alten und der mittelalterlichen Philosophie" mit 70 Seiten einen weit größeren Raum einnimmt, als irgend ein anderer alter oder neuer Denker. Indes handelt es sich doch auch hier nur um eine, obschon die wichtigste Seite an dem Schaffen Plotins: um seine Prinzipien- und Kategorienlehre. Wir erkennen wohl, wie diese den Gipfel der ganzen hellenischen Metaphysik überhaupt darstellt und in welchem Maße sie alle vorhergehenden und nachfolgenden Leistungen des Griechentums auf diesem Gebiete überflügelt. Aber die Psychologie, die Ethik und die Aesthetik Plotins werden dabei gar nicht oder doch nur flüchtig berührt. Und eine vollständige, allen Teilen gleichmäßig gerecht werdende Darstellung seines Lebenswerkes war deswegen wirklich ein dringendes Bedürfnis. Hier liegt sie nun endlich vor. Und zwar aus der Feder eben des Mannes, der von allen heute Lebenden vielleicht am meisten gerade zu dieser Aufgabe geeignet war. Jedenfalls hat es Drews ausgezeichnet verstanden, uns, trotz aller in der Lückenhaftigkeit seiner Schriften begründeten Schwierigkeiten, doch eine klare, in sich zusammenhängende Darstellung der gesamten Gedankenwelt Plotins zu entwerfen und dessen ganze geschichtliche Bedeutung nach rückwärts wie nach vorwärts gleichmäßig zu begründen.

Zunächst bekommen wir in einer längeren, z. Z. hier, in den Preußischen Jahrbüchern, veröffentlichten Einleitung einen klaren Ueberblick über den Entwicklungsgang der antiken Philosophie vor Plotin: mit besonderer

Rücksicht auf ihre wechselnden, bald freundlichen, bald feindlichen Beziehungen zur Religion. Dann führt uns das nächste Kapitel in die Heimat des Neuplatonismus, nach Alexandrien, entrollt uns ein farbiges Bild von dem regen und vielseitigen geistigen Leben in der alten Weltstadt während der ersten Jahrhunderte nach Christus, schildert uns das Leben und die edle Persönlichkeit Plotins, kennzeichnet ihn ganz im allgemeinen als Schriftsteller und Philosophen, vergleicht ihn in der einen wie der anderen Hinsicht mit Plato und Aristoteles und weist schließlich darauf hin, wie in ihm die beiden bis dahin getrennten Entwicklungsreihen, die religionsphilosophische und die metaphysische, endlich zur Einsicht zusammenlaufen und wie, ungeachtet des tiefreligiösen Charakters seiner in dem Gedanken der Erlösung abschließenden Weltanschauung, doch in ihr das theoretische Interesse von dem praktischen keineswegs überwuchert wird, sondern mit ihm in vollem Gleichgewicht steht. Damit ist die besondere Eigenart und Bedeutung der Plotinschen Philosophie bereits angedeutet.

Und nun entwickelt uns Drews diese selbst im Zusammenhange, wie sie erst induktiv von der sinnlich-stofflichen Wirklichkeit durch die übersinnliche Wirklichkeit der Ideenwelt zu dem Einen, an sich seienden Urgrund und wesenhaften Träger aller Dinge aufsteigt und dann wieder aus dem Einen durch Vermittelung des Intellektes und der Weltseele die gegebene Vielheit der körperlichen Erscheinungswelt deduktiv abzuleiten sucht. So werden wir nacheinander erst in die metaphysische Prinzipienlehre, dann in die Kategorienlehre, dann in die Kosmologie, in die Anthropologie, in die Psychologie, in die Ethik und endlich in die Aesthetik des großen Neuplatonikers eingeführt und erkennen, wie hier tatsächlich die sämtlichen Fäden des vorangegangenen Denkens einheitlich zusammenlaufen, die wertvollen Bestandteile aller früheren Systeme aufgehoben, ihre Irrtümer, soweit es bei den naivrealistischen Voraussetzungen der antiken Weltanschauung überhaupt möglich war, ausgeschieden und ihre fruchtbaren Keime oder Ansätze zur Entfaltung gebracht sind. Die jenseitigen, übersinnlichen Ideen Platos sind ihrer abstrakten Begrifflichkeit entkleidet und als Einheiten des Allgemeinen und des Besonderen im Sinne des Aristoteles aufgefaßt: womit der abstrakte Idealismus glücklich in den konkreten übergeführt und der Begriff der Idee für die Metaphysik, wie für die Aesthetik überhaupt erst wirklich fruchtbar gemacht ist. Zugleich aber sind die Ideen, die bei Plato ein bloßes Nebeneinander und Auseinander selbständiger, gedanklicher Wesenheiten von starrer Unveränderlichkeit dargestellt hatten, als die unselbständigen, aufeinander bezogenen Anschauungsinhalte einer Allvernunft oder eines sich selbst denkenden Denkens (im Sinne des Aristoteles) erkannt: womit nicht nur erst wirkliches Leben, sondern auch Einheit in sie hineingebracht wird. Und indem so die wahre Wirklichkeit des Uebersinnlichen als einheitliche Gedankenbewegung, als ein Reich von sich tätig aufeinander beziehenden und durcheinander vermittelnden Gedanken des All-Einen bestimmt wird, ist zunächst der naturalistische Monismus der

Stoiker, ebenso wie der atomistische Pluralismus Epikurs überwunden und an die Stelle beider ein allerdings noch allzu abstrakter, spiritualistischer Monismus oder dynamischer Pantheismus gesetzt, der den Vorsehungsglauben der Stoa in sich aufnimmt, die Welt als die sinnliche, raumzeitliche Erscheinung der absoluten Vernunft versteht und aus diesem ihrem einheitlichen Grunde das äußere Aufeinanderwirken wie den inneren Zusammenhang ihrer einzelnen Teile wirklich erklärt. Sodann aber sind auch die Einwände jenes raffinierten nachklassischen Skeptizismus abgewehrt, der mit dem Hinweis auf die Relativität alles unseres Erkennens das Sein nicht weniger als das Denken selbst zersetzt hatte. Und es ist endlich die große, durch Plato zuerst aufgerissene und seither offenstehende Kluft zwischen Geist und Natur, wenn auch noch nicht wirklich überbrückt, so doch wenigstens von der richtigen Seite her in Angriff genommen, indem beide Teile, die übersinnliche und die sinnliche Welt, nicht mehr als zwei ursprünglich nebeneinander bestehende Gegensätze, sondern als verschiedene Stufen einer einheitlichen, in sich zusammenhängenden Entwicklung aufgefaßt werden: als gemeinsame Erzeugnisse der unbewußten Anschauungstätigkeit des Einen, das selbst ebenso über die Natur wie über die platonische Ideenwelt hinausliegt. —

So räumt Drews gründlich mit der bisherigen Ansicht auf, als ob der Höhepunkt des antiken Denkens in Plato und Aristoteles schon erreicht und auch die Weltanschauung des Plotin nur eine solche des Niederganges sei. Und man wird dieser vielmehr von nun an allgemein die höchste Stelle in der ganzen Entwicklung des antiken Denkens zuerkennen und sich ein für allemal mit der Tatsache abfinden müssen, daß Plotin nicht nur der größte Metaphysiker, sondern überhaupt der tiefste Denker des Altertums ist: ein Mann, der die ganze, ihm vorangegangene philosophische Entwicklung wissend überschaut und mit ungeheurer spekulativer Kraft einheitlich zusammenfassend verarbeitet. Zugleich aber deckt Drews überall auch die Fäden auf, die von ihm zur Neuzeit und zur Gegenwart hinüberführen und bahnt damit auch hier eine neue Auffassung der Geschichte der Philosophie an. Insbesondere ergibt sich, daß alle Späteren, die in irgend einer Weise mit der metaphysischen Idee gearbeitet und die Welt aus dem Intellekt zu erklären versucht haben, sich in dieser Hinsicht nicht an Plato, sondern an Plotin angeschlossen haben: auch wo sie selbst sich auf die Autorität des Plato berufen und sich als dessen Jünger bekannt haben. Ferner zeigt sich, daß Plotin mit seiner Abgrenzung der Kategorien der Sinnenwelt gegen die des Uebersinnlichen bereits eine Höhe der Erkenntnis erreicht hatte, hinter der auch Kant und Hegel noch zurückgeblieben sind. Und wenn die unmittelbare Herkunft der christlichen Trinität aus den drei Plotinschen Hypostasen auch dem Kenner der Dogmengeschichte nichts neues ist und die Abhängigkeit der ganzen mittelalterlichen Mystik von dem großen Neuplatoniker öfters schon betont wurde, so dürfte es dagegen nicht vielen bekannt sein, daß Leibniz in seiner Theodicee sich

grundsätzlich auf Plotin stützt und in der Hauptsache nur dessen Beweisführung wiederholt. Ebenso wie Lotze mit seiner vielgerühmten monistischen Auffassung der Kausalität nur eine schon von dem alten griechischen Denker aufgestellte und wohlbegründete Ansicht wieder aufgenommen hat. Und auch Plotins eingehende Kritik des Materialismus, die im ganzen Altertum nicht ihresgleichen hat und auch heute noch keineswegs veraltet ist, dürfte manchen überraschen: ist sie doch sogar von Albert Lange in seiner Geschichte des Materialismus ganz übersehen worden.

Vor allem bedeutsam aber ist der von Drews erbrachte und kaum mehr zu widerlegende Nachweis, daß Plotin, den man bisher gewöhnlich für den Begründer der Philosophie des Bewußtseins ausgegeben hat, mit viel mehr Recht als der Vorläufer der Philosophie des Unbewußten anzusehen ist: und zwar ebensowohl in metaphysischer, wie in psychologischer Hinsicht. Denn der „Intellekt" oder seinen eigenen Ideeninhalt anschauende Verstand, dessen rein intuitive, über alle bewußte Ueberlegung und diskursive Reflexion erhabene Denkart Plotin nicht müde wird, immer wieder zu betonen, entspricht durchaus der unbewußten, überbewußten Idee Schellings und Hartmanns. Und wenn Plotin auch, mit seiner ganzen Zeit, den Begriff des „Bewußtseins" ebensowenig wie den seines Gegenteils wirklich schon besessen hat, so hat er doch der Sache nach die rein passive Beschaffenheit und körperliche Bedingtheit alles Bewußt-Seins offenbar schon erfaßt und es unzweideutig ausgesprochen, daß wir mit unserem bewußten Denken auch uns selbst nie unmittelbar, sondern immer mittelbar, gleichsam „wie im Spiegel des Dionysos", erblicken. Ja, er hat die unwirkliche, scheinhafte Natur des „Ich" mit klaren Worten so treffend gekennzeichnet, wie es überhaupt nur möglich ist, und sich damit im Grunde auch schon über jenes Cogito ergo sum erhoben, auf dessen trügerischem Boden wir heute noch fast alle Philosophen außer den Anhängern Hartmanns sich herumbewegen sehen. Und so erweist sich die Behauptung Richters von der aktuellen Bedeutung Plotins für die Gegenwart allerdings als berechtigt, obschon nicht in dem Sinne, wie er selbst sie verstanden hatte. Und es ist nur zu wünschen, daß das vom Verleger auch äußerlich vornehm ausgestattete Werk von Arthur Drews recht viele Leser finden und endlich einmal zu einer gründlichen Prüfung jener unhaltbaren Voraussetzung der ganzen modernen Bewußtseinsphilosophie den Anstoß geben möge.

Freiburg i. Br. Wilh. von Schnehen.

Geschichte.

August Fournier: Gentz und Wessenberg. Briefe des Ersten an den Zweiten. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1907.

Wessenberg war 1808 österreichischer Gesandter in Berlin, brachte 1813 das Bündnis mit England zustande, nahm an der Unterhandlung

des ersten wie des zweiten Pariser Friedens sowie am Wiener Kongreß wesentlichen Anteil, ebenso an den Londoner Konferenzen nach der belgischen Revolution. Mit Metternichs Politik nicht einverstanden, trat Wessenberg ins Privatleben zurück. 1848 war der 75jährige eine Zeitlang Ministerpräsident.

An diesen Staatsmann gerichtete Briefe Gentzens sind beim Ordnen des Wessenbergschen Nachlasses aufgefunden worden, und Fournier hat sie aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv publiziert. Die Dokumente stammen aus verschiedenen Perioden zwischen 1809 und 1832. Alle Briefe sind ihres Verfassers im höchsten Maße würdig. Ihre Lektüre wird jedem empfohlen, der, ohne den Anspruch zu machen, positiv Neues zu lernen, ein wahres und farbenreiches Bild jener vergangenen reichen Zeiten vor seinen Geist hintreten lassen will.

Zu Anfang 1813 schickte Metternich Wessenberg nach London, um die englische Regierung für einen allgemeinen Frieden zu gewinnen. Gentz gab Wessenberg einen Brief an den ihm befreundeten Mackintosh mit, den Autor der „Vindiciae Gallicae", der berühmten Publikation, welche 1791 Burkes gleichfalls so geistesmächtige, gegen die französische Revolution gerichtete Schrift in revolutionsfreundlichem Sinne beantwortet hatte. Der Gentzsche Brief verfolgte die Tendenz, Mackintosh zu beweisen, daß Großbritannien ohne Gefahr dem in Rußland gedemütigten Napoleon Frieden gewähren könne. In diesem Zusammenhang zeichnet der Wiener Publizist ein Charakterbild Napoleons, wie der Kaiser nach dem russischen Feldzuge der vornehmen Gesellschaft Wiens erschien:

„Wir kontinentalen Beobachter", schreibt er, „und besonders diejenigen unter uns, die in die Geheimnisse des Wiener Hofs eingeweiht sind, wissen, daß der Mann nicht Eine wirklich große Eigenschaft besitzt, nicht ein einziges erstklassiges Talent. In keiner Weise überragt er die Mittelmäßigkeit, wenn man von dem militärischen Fach im engsten Sinn, in der rein technischen Bedeutung des Wortes absieht. In seinen politischen Ansichten, seinen politischen Plänen, seinem politischen Verfahren herrscht die traurigste Verwirrung. Nichts, absolut nichts ist es mit den umfassenden Systemen, die wir ihm ehemals zutrauten, mit den angeblich so großen Gedanken, welche die Erdkugel zu umspannen schienen. Ebenso falsch erfunden, chimärisch ist die Behauptung, daß er die Menschen kennt, daß er sie zu wählen, zu beurteilen, sich dienstbar zu machen versteht. . . . Die elementarsten Regierungsgrundsätze sind ihm unbekannt, von der Verwaltung hat er niemals auch nur die allernotwendigsten Anfangsgründe begriffen, und was die allgemeine Politik betrifft, so hat er selber einem sehr viel feineren Manne gestanden, als dieser (Metternich) im vergangenen Mai eine denkwürdige Unterredung mit ihm hatte, daß er zu zweifeln anfinge, ob er viel davon verstände. Seine militärischen Erfolge — das einzige Gebiet, auf dem man ihm eine gewisse Ueberlegenheit an richtigem Gefühl und Routine nicht absprechen kann, sowie ein gewisses Etwas, welches dem Genie wenig-

stens äußerlich ähnlich sieht – seine militärischen Erfolge waren immer in unendlich viel geringerem Maße auf seine Berechnungen und sein Verdienst zurückzuführen als auf das schlechte Benehmen seiner Gegner und die unerhörte Kühnheit (sein einziger wirklicher Vorzug), mit der er Nutzen daraus gezogen hat. . . .

Die beispiellosen Schicksalsschläge, welche er in Rußland erfahren hat und deren einziger Urheber er selber gewesen ist — denn die Russen, auch sehr mittelmäßige Leute, haben nur sein eigenes Werk vervollständigt und vollendet —, jene Schickschalsschläge fangen allmählich an, Zweifel und Verdachtsgründe bezüglich dessen hervorzurufen, was der Traum seiner persönlichen Ueberlegenheit Illusorisches gehabt haben könnte. Immerhin ist die hier entwickelte Meinung nichts weniger als die herrschende auf dem Kontinent, daran fehlt viel; aber sie ist bei denjenigen tief gewurzelt, welche, wie ich, den Vorteil gehabt haben, sich durch authentische Quellen unterrichten zu können, sie ist besonders tief gewurzelt bei einer Elite von verständigen und wohlunterichteten Leuten in Wien, wo — besonders seit der unglücklichen Familienverbindung — sich wertvolle Gelegenheiten geboten haben, die grenzenlose Mittelmäßigkeit, die grenzenlose Plattheit dieses ersten Charlatans der neueren Zeiten kennen zu lernen."

Als Napoleon auf seiner Flucht aus Rußland nach Warschau kam, sagte er, sich am Kaminfeuer die Hände wärmend, mehrere Male zu Erzbischof Du Pradt: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt." In den Augen der Wiener Hofgesellschaft hatte der Kaiser jenen Schritt in der Tat zurückgelegt. Es ist bekannt, daß Oesterreich 1813 und 1814 sich große Mühe gegeben hat, Napoleon auf seinem Thron zu erhalten. Diese Politik des Wiener Kabinetts wird umso verständlicher, wenn wir bei Gentz sehen, daß die Persönlichkeit des Kaisers aufgehört hatte, der österreichischen Aristokratie Furcht einzuflößen.

Gentz beschwor Mackintosh, er möchte in seinem Vaterland für einen allgemeinen Frieden wirken, der Holland und Italien bei Frankreich ließ. Der Kontinent wäre momentan zu erschöpft und zu desorganisiert, um mehr zu erkämpfen: „Ueberlegen Sie sich, ob 200000 Russen, kommandiert von Generalen, die im Vergleich zu Bonaparte sehr minderwertig sind, so wenig dieser Turenne, Marlborough oder Wellington ebenbürtig ist, und 40000 Schweden, in Schranken gehalten und gefesselt durch 60000 Dänen in ihrem Rücken . . und die imaginären Insurrektionen der deutschen Völkerschaften Euch in Besitz der von Euch erstrebten Objekte setzen können. Zieht Euch keine lange, schmerzliche Reue zu!"

Diese herabsetzende Veranschlagung der gegen Napoleon verfügbaren kontinentalen Streitkräfte beruht zum Teil auf bewußter Tendenz, aber nur zum Teil. Das Gentzsche Schreiben ist vom 5. Februar, demselben Tage, an dem in Königsberg der Landtag zusammentrat, welcher die Landwehr ins Leben rief. Erst am 3. Februar hatte Friedrich Wilhelm von Breslau aus den Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerkorps erlassen.

Die Kräfte, welche sich hier entwickelt haben, ahnte man an der Donau ebensowenig voraus, wie man die in der Persönlichkeit Napoleons liegenden Hilfsquellen zu würdigen wußte. Auch für die „Elite verständiger und wohlunterrichteter Männer" ist eben politische Voraussicht zu allen Zeiten unendlich schwer; gerade die entscheidenden Faktoren der Weltbewegung bleiben den feinsten Politikern oft so lange verborgen, bis sie das blödeste Auge wahrzunehmen vermag.

Julius Asbach: Ludwig Freiherr Roth von Schreckenstein. Ein Lebensabriß. Mit 3 Bildnissen. Köln 1907. Verlag der M. Dumont-Schaubergschen Buchhandlung.

Freiherr Roth v. Schreckenstein war der Sohn eines südwestdeutschen Reichsritters katholischer Konfession. 1789 geboren und in sächsische Militärdienste getreten, kämpfte er unter Napoleon I. bei Wagram, Borodino, an der Beresina und bei Leipzig. Nachdem Freiherr v. Schreckenstein darauf in preußische Militärdienste übergetreten war, avancierte er im Lauf der nächsten drei Jahrzehnte zum General und erhielt im April 1848 das einstweilige Kommando des VIII. Korps. In dieser Stellung dämpfte Schreckenstein einen nicht ungefährlichen Aufruhr in Trier, indem er Klugheit und Milde mit Festigkeit vereinigte. Ueberhaupt hat er nach dem Urteil Roons, der politisch viel weiter rechts als Schreckenstein stand, wesentlich dazu beigetragen, daß die Rheinprovinz dem preußischen Staat erhalten blieb.

Die aufrichtig konstitutionelle Gesinnung Schreckensteins in Verbindung mit dem absoluten persönlichen Vertrauen, welches er bei dem König und den Konservativen genoß, ließ den General als den richtigen Mann für einen Platz in der Regierung erscheinen. So wurde er Kriegsminister im Ministerium Hansemann. Als solcher konnte er bei der Verfahrenheit der Lage nichts bedeutendes leisten; nur imponierte er durch seine ruhige Kaltblütigkeit gegenüber dem Mob, welcher ihn anläßlich der Debatten über den Antrag Stein in die Spree werfen wollte.

Nach der Niederwerfung des badischen Aufstandes und der Rückkehr des Prinzen von Preußen in das Coblenzer Schloß führte General v. Schreckenstein als Stellvertreter jenes hohen Herrn den Oberbefehl über die preußischen Truppen in Baden und der Pfalz. Hier leistete Schreckenstein durch Klugheit und Humanität sehr viel für die dauernde Beruhigung Süddeutschlands.

Der Prinz von Preußen gedachte nach den Schlaganfällen, welche seinen königlichen Bruder trafen, Schreckenstein zum Kriegsminister zu machen, wenn des Prinzen Stellvertreterschaft in eine Regentschaft umgewandelt sein würde. Leider starb der General vorher, im Mai 1858. Ueberzeugt von der Zweckmäßigkeit der Armeeorganisation, würde er ein vortreffliches Werkzeug für die Pläne Wilhelms abgegeben haben.

Die hier besprochene Biographie des Freiherrn v. Schreckenstein hat

der Verfasser fast ausschließlich nach gedruckten Materialien gearbeitet; unveröffentlichte Dokumente haben ihm nur in geringer Zahl zur Verfügung gestanden. Ohne Zweifel hat die Asbachsche Arbeit durch den Mangel einer ausreichenden quellenmäßigen Fundamentierung gelitten; es ist an vielen Stellen unmöglich, das Lebensbild, welches der Autor von seinem Helden entwirft auf seine Wahrheit hin zu kontrollieren; ferner fehlt es der Geschichtserzählung Asbachs an Fülle und Eindringlichkeit. Aber mehr Quellen waren eben nicht vorhanden, und auch in der vorliegenden Darstellung wird zweifellos mancher ein lebhaftes Interesse an dem Charakterbild des tüchtigen und sympathischen Generals nehmen, der 1848 eine bedeutende Rolle gespielt hat und ohne seinen frühzeitigen Tod vielleicht die dornenvollen Anfänge Wilhelms I. glücklicher gestaltet hätte.

Paul Güßfeldt: Meine Kriegserlebnisse im deutsch-französischen Feldzug, nebst autobiographischen Mitteilungen aus den Jahren 1868/69 und 1906/7. Mit zwei Kartenskizzen. Berlin. Verlag von Gebrüder Pätel. 1907.

Christian Rogge: Freuden und Leiden des Feldsoldaten. Kulturbilder aus dem Kriege 1870/71. Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn. Berlin 1906.

Derselbe: Franktireurfahrten und andere Kriegserlebnisse in Frankreich. Im gleichen Verlage.

Ludwig Schmitz: Aus dem Feldzuge 1870/71. Tagebuchblätter. Zweite Auflage. Berlin 1907. E. S. Mittler und Sohn.

Wiederum drei Männer, die an dem deutsch-französischen Kriege in untergeordneter Stellung teilgenommen haben, und deren Bücher man doch mit Vergnügen liest! Rogge war Vizefeldwebel, Schmitz Reserveleutnant, Güßfeldt Gemeiner. Es können noch unzählige literarische Produktionen dieser Art erscheinen, und alle werden sie bei der Nation die allerlebhafteste Anteilnahme erwecken. In das Verständnis des strategischen Kausalnexus weihen die Schriften von Subalternoffizieren, Unteroffizieren und Freiwilligen natürlich in keiner Weise ein, aber sie zeigen uns, wie die abstoßenden und die erhebenden Seiten des Krieges auf gebildete junge Männer eingewirkt haben, denen der militärische Beruf eigentlich fern lag. Mit gerechtem Selbstgefühl wird das deutsche Volk aus dieser Art von Literatur lernen, wie sich in unserer gebildeten Jugend damals die edelste Gattung des Mutes entfaltete, jener Mut, welcher, mit hoch entwickelter Intelligenz gepaart, sich aller drohenden Schrecknisse voll bewußt ist und dennoch mit nicht zu überbietender Hingebung seine Pflicht erfüllt.

In dieser Beziehung ist in der Veröffentlichung von Schmitz eine auf die Schlacht an der Hallue bezügliche Stelle charakteristisch. Nachdem er die Aktion beschrieben hat, bemerkt der Autor: „Geradezu überraschend

waren die geringen Verluste unseres Bataillons. . . . Unserem Regimentskommandeur Oberstleutnant von Dörnberg entschlüpfte über diese im Grunde hocherfreuliche Feststellung . . . die wohl nicht recht überdachte Bemerkung: „Ja, Offiziere genug, aber zu wenig Leute! Ich hätte gedacht, das Regiment wäre heute einmal ordentlich hineingekommen." Natürlich ist der Ruhm eines Regiments oder Regimentskommandeurs nicht in einer möglichst hohen Verlustziffer zu suchen."

Der Unterschied in der Denkweise des Berufsoffiziers und des Reserveoffiziers, wie er sich hier manifestiert, ist durchaus verständlich. Beide Teile befinden sich von ihrem Standpunkt aus im Recht; der Ehrgeiz des Berufsoffiziers ist durchaus legitim, aber auch die Gesinnung solcher Leute wie Schmitz, welche die Blutarbeit lediglich aus Pflichtgefühl verrichten, ist für moderne Nationalarmeen ein kostbarer Schatz.

Ebenso wie bei ihren Vorgängern sind auch bei Schmitz und Rogge von immer neuem Reiz die Schilderungen, welche sich auf das Verhältnis zwischen unseren jungen Intellektuellen und der Zivilbevölkerung des besiegten Landes beziehen. Sie gereichen gewöhnlich beiden Teilen zur Ehre.

Rogge machte den Feldzug als Student der Philologie mit; er ist jetzt Gymnasialdirektor in Neustettin. Schmitz war 1870 Referendar; er ist — sein Buch offenbart den gläubigen Katholiken — später Landesgerichtspräsident in Aachen und Mitglied des Hauses der Abgeordneten geworden. Des Letzteren Schrift ist eine Zusammenstellung von Tagebuchblättern und anderem Material. Die Veröffentlichung des geistig sehr hoch stehenden Verfassers würde noch viel wirkungsvoller gewesen sein, wenn er sein Rohmaterial verarbeitet und ihm eine künstlerisch befriedigende Form gegeben hätte. Aber auch so müssen wir ihm für das Gebotene dankbar sein. Besonders interessant ist die Geschichte der Belagerung von Verdun, das 45 Tage Widerstand leistete und vor dessen Wällen die deutschen Truppen vor nächtlichen Ausfällen der katzenartig heranriechenden, ohrenabschneidenden Turkos sorgfältig auf der Hut sein mußten.

Güßfeldt hatte nie gedient, als er im Alter von 30 (!) Jahren bei den 2. Gardedragonern freiwillig eintrat, um den Krieg in der Stellung eines 10 Tage lang ausgebildeten Gemeinen mitzumachen. Der Verfasser nahm an der großen Reiterschlacht des 16. August teil und wurde durch einen Säbelstich in die Brust und einen Lanzenstich in den Rücken verwundet. Er bekam das eiserne Kreuz und avancierte. Güßfeld schildert seine Teilnahme an der gewaltigen Aktion von Mars La Tour mit sehr viel Talent und Feuer. Im übrigen ist sein Buch nicht ganz so inhaltreich wie die beiden anderen hier besprochenen. Dafür ist er aber die nitereſſanteste Persönlichkeit von den drei Autoren. Neben außerordentlicher Stilgewandtheit machen originale Gedanken und das Maß des Gewöhnlichen überschreitende Gesinnungen die kleine Schrift sehr reizvoll.

„Die gleiche Sprache", sagt Güßfeldt, „ist die zuverlässigste Brücke für das Einvernehmen im Kriege. Die meisten Roheiten, die in einem Kriege

vom Feinde gegen die Bewohner verübt werden, beruhen auf Mißverständnissen; keiner der beiden Teile versteht den andern, weil keiner die Sprache des andern kennt, und der vergebliche Versuch, durch Gesten und Mienenspiel den Mangel zu ersetzen, führt zur Ungeduld, zum Zorn, zur Handgreiflichkeit." Daß aber manchmal die sprachliche Verständigung zwischen Siegern und Besiegten, nachdem sie zu Anfang unerreichbar erschienen war, schließlich doch dank einem neckischen Zufall in der erfreulichsten Weise glückte, lehrt folgende von Rogge erzählte Geschichte. Ein preußischer Soldat tritt in den Laden eines Krämers und verlangt Käse. Der Franzose versteht das Begehren des Preußen absolut nicht. Dieser wird schließlich ärgerlich und wendet sich der Tür zu, indem er — obwohl er keineswegs zu den Intellektuellen gehört – eine Stelle aus Goethes Götz citiert: „Ah du fromage!" ruft der Verkäufer verständnisvoll und präsentiert eine mannigfaltige Auswahl.

Ebenso wie im Kriege wechselt auch in Rogges Erzählungen Scherz und Ernst. Aber der Ernst des Schlachtfeldes, des Gewaltmarsches, des Lazaretts nimmt bei unserem Autor den unvergleichlich breiteren Raum ein. Fast alles, was er erzählt, ist richtig aufgefaßt, und eine tiefe Empfindung trägt das Buch. Am anziehendsten ist wohl die Darstellung der Schlacht von Beaumont. Emil Daniels.

— — — — —

Literatur.

Charles Baudelaire, „Die Blumen des Bösen". Eine Anthologie deutscher Uebertragungen. 2. Tausend. Herausgegeben von Erich Oesterheld. — Verlag von Oesterheld & Co., Berlin 1908.

In meiner Baudelairestudie (Bd. 131, I der Preuß. Jahrbücher) stellte ich fest, daß Baudelaires Hauptwerk, die lyrische Giftblütenanthologie der „Fleurs du Mal" bisher nur in einer Uebersetzung vorläge, die Baudelaires wasserklare Sprache in mystisches Lallen übertrüge. Durch ein Versehen ist der Name des Uebersetzers fortgefallen: es war Stefan George und seine Verdeutschung erschien bei Bondi (Berlin 1901). Nun hat Erich Oesterheld — wohl nach dem Vorbild von Stefan Zweig, der die besten Uebertragungen Verlaines gesammelt hat — auf gleicher Grundlage eine Anthologie von Uebersetzungen des mit Verlaine so oft zusammen genannten Baudelaire veranstaltet, leider ohne Zuhilfenahme von Siegmar Mehrings (in meiner oben genannten Studie erwähnten) Nachdichtungen, jedoch mit Hilfe einiger anderer klangvoller Uebersetzernamen: Schaukal, Graf Kalkreuth, Stefan Zweig, Karl Henckell, Otto Hauser u. a., während er die Lücken durch eigne Uebertragungen schloß. Eine solche Anthologie hat stets ihre Vor- und Nachteile: Vorteile, weil ein jeder das bringt, was ihm am besten liegt, und sich nicht mit Dingen abquält, deren er künstlerisch nicht Herr wird; Nachteile, weil die Einheitlichkeit der Nachdichtung durch die verschiedenen Individualitäten gesprengt wird. So gibt Schaukal, ein

Virtuose der Sprachbehandlung und der Klangwirkung, ziemlich freie Nachdichtungen, während der philologisierende Otto Hauser nach alter Gewohnheit sogar den französischen Alexandriner im deutschen Metrum nachzuschnitzeln versucht, indem er sechsfüßige Jamben mit einer Zäsur in der Mitte schreibt. Es würde hier zu weit führen, darzulegen, weshalb ein solcher Versuch sachlich unmöglich ist, trotz dem Vorgang eines Emanuel Geibel. Auch der so tüchtige Paul Wiegler kann sich nicht von diesem eintönigen Taktmaß befreien. Trotz dieser Ausstellungen ist die Sammlung zu begrüßen: Alle, die das Original, ein Muster des gedrungenen, prangenden, marmorkalten und plastischen Versstils der Parnassischen Schule, nicht bewältigen, werden dieser Uebersetzung den Vorzug geben vor der Stefan Georges, die bei einzelnen großen Schönheiten, die ich nicht abstreite — doch nur an der Hand des Originals verständlich wird, was jedenfalls nicht dem Zweck und Sinn einer Uebersetzung entspricht. Diese Stellungnahme gegen George (die schon meine obige Studie enthielt) finde ich auch in der kurzen Vorrede des Herausgebers Oesterheld wieder, der ganz richtig betont, daß George nicht Baudelaire, sondern sich selbst nachgedichtet hat. Ferner ist dem Büchlein die bisher in den französischen Ausgaben unterdrückte Vorrede Baudelaires zu seinen Gedichten (die erst posthum veröffentlicht wurde) in dankenswerter Weise vorausgeschickt. — Ueber die Dichtungen selbst habe ich in meiner neulichen Studie ausführlich gehandelt und verweise daher kurz auf diese zurück.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Sehnsucht. Gedichte und Lieder von Lorenz Scherlag. Berlin-Leipzig. Curt Wiegand. 1907.

Silbersaiten, die die Sehnsucht spinnt, über die „der Seele heimlich Drängen in übervollen Klängen rinnt“; Silbersaiten, auf denen die Natur spielt, wenn des Abends Schatten gleiten; oder in hellen Maiennächten. Heimliche Glockentöne, verschwiegener Harfenklang in den Kronen der Bäume; ein Zauberzwang des singenden Waldes; und die immer harrende Sehnsucht; manchmal auch die Versicherung tiefer Müdigkeit, aber es ist nicht so schlimm gemeint: der ganze neuromantische Apparat ist da, völlig ohne den dekadenten Beigeschmack, den die Führer der Neu-Romantik haben, aber freilich auch ohne ihre Fähigkeit, neue Farben und Töne zu entdecken, neue Stimmungen aufzufangen. Eine liebenswürdige und zarte, andächtige Seele, ganz in klaren reinen Sphären webend, hat diese Sehnsuchtslieder gesungen: oft mit recht frischer Empfindung, — manchmal auch anempfindend; manchmal auf eine sinnige und erfreuliche Art, mit geschlossener und kräftiger Stimmungswirkung — in wenigen Ausnahmen freilich auch trivial und spielerig. Gertrud Prellwitz.

Politische Korrespondenz.

Das kanadische Gesetz zur Verhinderung von Arbeitseinstellungen.

Wer Gelegenheit hat, sich mit der Gesetzgebung der Staaten jenseits des Ozeans, des nordamerikanischen und des kanadischen Bundes und ihrer Gliedstaaten, zu beschäftigen, wird über die Leichtigkeit und Kühnheit staunen, mit der hier die juristisch schwierigsten und heikelsten Fragen des politischen und wirtschaftlichen Lebens der Regelung durch Gesetze unterworfen worden sind. In diesen aus eigener Kraft und unbekümmert um historische Tradition auf demokratischer Grundlage entwickelten Staaten gilt das Gesetz als die unmittelbare Verkörperung des Volkswillens, und das Volk, d. h. die Parlamentsmehrheit, ist der Souverän, dem der einzelne sich unterzuordnen hat, auch wenn er angeborene Rechte zu besitzen glaubt. Wird irgendwo ein Mißstand wahrgenommen, so wird ein Gesetz gegen ihn erlassen; steckt die Hydra einen ihrer Köpfe der Volksmoral entgegen, so hat der Gesetzgeber ihn sofort abzuschneiden, ohne erst eine „Enquete“ anzustellen, ob an seiner Stelle neues größeres Unheil entsprießt. Erweist das Gesetz sich als schädlich, so wird es nicht weiter angewendet oder durch ein neues ersetzt, oder die Gerichte erklären es als verfassungswidrig. So hat man jetzt in einem großen Teile der Vereinigten Staaten den Ausschank alkoholischer Getränke und den Verkauf von Zigaretten verboten, ohne sich Skrupeln darüber zu machen, daß dem persönlichen Behagen des einzelnen dadurch Schranken gesetzt werden. Und schon zu einer Zeit, als unsern Gesetzgebern kaum die Möglichkeit vorschwebte, den großen, auf die ausschließliche Beherrschung eines Wirtschaftsgebietes gerichteten Verbänden eine vom gemeinen Recht abweichende Behandlung angedeihen zu lassen, und wir zögernd den Weg der Enquete beschritten, haben die Vereinigten Staaten, und zwar sowohl der Bund wie seine Gliedstaaten, die monopolistische Eroberung eines gegebenen Wirtschaftsgebietes als strafbar erklärt und die gegen das Gesetz sich vergehenden Korporationen mit der Zertrümmerung ihrer Rechtspersönlichkeit bedroht. Es kann daher nicht überraschen, wenn Kanada in seinem neuesten Gesetze vom 22. März 1907 Aussperrungen und Ausstände, die in gewissen Industrien vorgenommen werden, ohne daß vorher die gesetzlich vorgeschriebenen, ziemlich zeitraubenden Schritte versucht worden sind, unter das Strafgesetz stellt.

Der Weg, der hierbei eingeschlagen ist, enthält des Neuen und Beachtenswerten so viel, daß das Gesetz eine eingehende Bekanntschaft mit seinen Bestimmungen verdient.

Die amtliche Bezeichnung des Gesetzes lautet „The Industrial Disputes Investigation Act, 1907“*). Es ist hiermit der Hauptzweck des Gesetzes zum Ausdruck gebracht, der darin besteht, die streitenden Parteien nicht durch Schiedsspruch zur Annahme einer bestimmten Entscheidung zu zwingen, sondern ihnen durch Feststellung der Streitpunkte und deren Ursachen, sowie durch unverbindliche Vermittlungsvorschläge den Weg zur Versöhnung zu ebnen.

Zu diesem Zwecke hat, wenn in einem Betriebe gewerbliche Streitigkeiten irgend welcher Art ausgebrochen sind, jede Partei das Recht, beim Arbeitsminister die Einsetzung einer Kommission zu beantragen. Der Anspruch auf diese Kommission besteht aber nur für gewisse Industrien und nur dann, wenn diese wenigstens 10 Personen beschäftigen. Die Gewerbe, auf die das Gesetz Anwendung findet, sind Bergwerke, Transport- und Verkehrsanstalten (Eisenbahnen, Straßenbahnen, Schiffahrtslinien, Telephongesellschaften u. a.) und zum öffentlichen Nutzen bestimmte Gesellschaften. Zu diesen rechnet das Gesetz Gasanstalten, Kraftstationen, Wasserwerke. Jeder dieser Betriebe hat beim Ausbruch von Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern das Recht, vom Minister die Einsetzung einer Kommission zu verlangen. Dem Antrage muß stattgegeben werden, auch wenn nur eine der beiden Parteien, Unternehmer oder Arbeiter, ihn stellt. Die Zahl der Arbeiter, die den Antrag stellen, darf allerdings nicht weniger als zehn betragen. Betriebe andrer als der dargelegten Art haben nur dann ein Anrecht auf Einsetzung einer Kommission, wenn beide Parteien mit der Einsetzung sich einverstanden erklären. Der Grund, weshalb das Gesetz die von ihm beabsichtigten Vorteile einer Vermittlungskommission und das Verbot der Arbeitseinstellung ohne Angehn derselben (s. unten) auf die genannten Betriebsformen beschränkt hat, ist wohl darin zu suchen, daß das Publikum durch Betriebsstörungen hier meist direkt mitbetroffen wird, und daß diese Betriebe ein auf der Ausbeutung von Naturschätzen (Bergwerke) oder Naturkräften (Kraftanlagen) oder auf besonderer staatlicher Verleihung (Eisenbahnen) beruhendes Monopol ausüben und dem Volke hier eine Art Obereigentum zusteht. Das Gesetz kennzeichnet diese Industrien als dem öffentlichen Nutzen dienend (public service utilities). Der Ausdruck ist insofern irreführend, als manche Bergwerke — auf alle Bergwerke findet das Gesetz Anwendung — mit dem allgemeinen Nutzen

---

*) Das Gesetz ist veröffentlicht in The Labour Gazette. Issued by the Department of Labour, Ottawa 1907, Aprilheft. Hier findet sich auch eine Erläuterung seiner Bestimmungen. Eine Besprechung des Gesetzes und der ersten Fälle, auf die es Anwendung gefunden hat (bis August 1907), hat Charles W. Eliot, der Präsident der Harward-Universität zu Boston, in McClure's Magazine, Dezemberheft 1907, vorgenommen.

nur in loser Beziehung stehen, wie Kobalt- und Nickelminen. Andrerseits ist das Gesetz auf Schuhfabriken und Spinnereien unanwendbar erklärt worden,*) und auch Verbände, wie der amerikanische Fleisch- oder Zuckertrust, die ein tatsächliches Monopol auf dem Markt ausüben, würden dem Gesetze wohl kaum unterworfen werden, obwohl das Publikum unter ihren Machenschaften unmittelbar zu leiden hat.

Die Kommission besteht aus drei Mitgliedern. Sie ist kein ständiger Körper, sondern wird von Fall zu Fall unter Anpassung an die Wünsche der Parteien gebildet. Die Zusammensetzung erfolgt in der Weise, daß jede Partei ein Mitglied zu benennen hat. Dieser Benennung muß der Minister stattgeben; er ernennt nur dann aus eigener Machtvollkommenheit ein Mitglied, wenn die Benennung unterbleibt. Die beiden auf diese Weise vom Minister bestimmten Mitglieder erwählen ihren Vorsitzenden. Können sie über die Person nicht einig werden, so trifft der Minister die Wahl. Der Gesetzgeber sieht in der Bildung der Kommission von Fall zu Fall einen Vorzug gegenüber der Einsetzung einer ständigen Körperschaft. Für diese wäre es sehr schwer gewesen, das Vertrauen der Beteiligten in allen Fällen zu erlangen; auch hätte sie nicht die gleiche Vertrautheit mit den Verhältnissen besessen, wie eine aus den streitenden Parteien unmittelbar gebildete Körperschaft. Dem mit der jedesmaligen Neubildung der Kommission verbundenen Zeitverluste sucht das Gesetz durch kurze Ausschlußfristen zu steuern.

Die Partei, die an den Minister das Gesuch um Einsetzung einer Kommission richtet, muß Angaben machen über die streitenden Parteien, die Art und Ursache des Streites unter Darlegung der einzelnen Streitpunkte, die bisher von den Parteien unternommenen Beilegungsversuche und die Anzahl der durch den Streit in Mitleidenschaft gezogenen Personen. Auch muß die feierliche Versicherung abgegeben werden, daß nach der Ueberzeugung des Antragstellers ein Ausstand, beziehungsweise eine Aussperrung eintreten werde, falls die Verhandlungen vor der Kommission zu keiner Einigung führen sollten. Das Gesuch wird der Gegenpartei zur Aeußerung in kurzer Frist mitgeteilt. Sodann erfolgt die Einsetzung der Kommission durch den Minister.

Die Aufgabe der Kommission besteht, dem oben geschilderten Zwecke des Gesetzes entsprechend, lediglich darin, eine erschöpfende Ermittlung des Tatbestandes und der Gründe des Streites herbeizuführen und in jedem Stadium der Verhandlungen die Versöhnung der Parteien zu versuchen Zu diesem Zwecke sind ihr die Befugnisse eines Gerichts höherer Ordnung (court of record) in Zivilsachen beigelegt. Sie kann die Parteien und Zeugen vernehmen, Eide abnehmen, die Vorlage von Büchern und Urkunden anordnen und Ermittlungen an Ort und Stelle vornehmen. Die Verhandlungen werden grundsätzlich in der Oeffentlichkeit geführt; nur aus

*) Labour Gazette, Juli- und Septemberheft 1907.

besonderen Gründen, insbesondere zur Wahrung von Fabrikationsgeheimnissen, kann die Oeffentlichkeit ausgeschlossen werden. Zu Vorsitzenden der Kommissionen sind in den 17 Fällen, über die bisher das Material veröffentlicht worden ist*), meist Richter ernannt worden, daneben haben Universitätsprofessoren, ein Erzbischof, ein Parlamentsvorsitzender u. a. dies Amt augeübt. Beisitzer sind naturgemäß immer Vertreter von Parteiinteressen gewesen. Kein Mitglied der Kommission darf bei Vermeidung strafrechtlicher Ahndung für seine Tätigkeit eine weitere Vergütung, als die gesetzlich normierte und aus Staatsmitteln zu zahlende, beziehen. Die Parteien können sich durch höchstens drei Bevollmächtigte vertreten lassen. Ueberraschend ist, daß das „Mißtrauen gegen den Anwaltstand", das z. B. in unserem Gewerbegerichtsgesetze zum Ausschlusse der Anwälte geführt hat, auch hier in Kanada einen Ausdruck gefunden hat: eine Partei darf sich vor der Kommission nur dann durch einen Rechtsanwalt vertreten lassen, wenn die Gegenpartei zustimmt und die Kommission kein Bedenken erhebt. Die Strafbefugnis der Kommission wegen Ausbleibens vorgeladener Personen oder Ungehorsam gegen ihre Anordnungen geht bis zu 100 Dollars.

In vielen der bisher verhandelten Fälle sind die Parteien vor der Kommission schon vor dem Abschlusse der Untersuchungen zur Einigung gekommen; häufig hat die bloße Anrufung des Ministers und die Aussicht, die Streitpunkte vor dem Forum der öffentlichen Meinung verhandelt zu sehen, die streitenden Parteien versöhnt. In solchen Fällen obliegt der Kommission die Abfassung einer Denkschrift über die Angelegenheit und deren Uebersendung an den Minister. Die Parteien haben die Denkschrift zu unterzeichnen; sie können sich der darin beurkundeten Vereinbarung noch ausdrücklich unterwerfen, in welchem Falle der Vereinbarung die Kraft eines gerichtlich bestätigten Schiedsspruches zukommt.

Bringt die Kommission eine Einigung nicht zustande, so übersendet sie dem Minister nach Abschluß der Ermittlungen einen Tatbericht und ihr Gutachten; dies muß Vorschläge enthalten, in welcher Art nach Ansicht der Kommission der Streit beizulegen ist. Herrscht in der Kommission nicht Einstimmigkeit, so kann die Minderheit ihren Sonderbericht erstatten. Die Berichte und Gutachten macht der Minister beiden Parteien zugänglich, er veröffentlicht sie in der monatlich erscheinenden Labour Gazette; in seinem Jahresbericht, der für den Generalgouverneur und das Parlament bestimmt ist; Zeitungen und andre Bewerber können Abschriften erhalten und davon öffentlich Gebrauch machen. Nur zur Durchführung von Zivil- und Strafprozessen dürfen die Berichte, abgesehen von Meineidssachen, nicht benutzt werden — eine Bestimmung, die bei unserem Grundsatze der richterlichen freien Beweiswürdigung sonderbar erscheint, aber dadurch verständlich wird, daß der englische Prozeß die Vorbringung und Würdigung von Beweisen unter eine große Zahl von formalistischen Regeln gestellt hat.

---

*) d. h. bis zum 1. Dezember 1907.

Es wird also auf die Parteien im Ermittlungs- und Einigungsverfahren vor der Kommission und in der sich daran schließenden Tätigkeit des Ministers kein unmittelbarer Zwang ausgeübt. — Nur dem Drucke der öffentlichen Meinung werden sie ausgesetzt — ein nicht zu unterschätzender Faktor, besonders in jungen demokratischen Ländern, wo der Glaube an die Fürsorge der Regierung fehlt und jeder einzelne sich zur Regelung der öffentlichen Angelegenheiten mitberufen fühlt. Zwang, d. h. Strafandrohung wird durch das Gesetz aber doch in drei Richtungen vorgenommen.

Einmal (§ 56) ist die Erklärung oder Vornahme einer Aussperrung seitens eines Arbeitgebers oder eines Ausstandes seitens einer Arbeitergruppe strafbar, solange nicht der Antrag auf Einsetzung einer Kommission gestellt ist und solange diese Kommission nicht ihre Arbeit beendet und ihren Bericht nebst Gutachten an den Minister abgesandt hat. Auch darf, so lange die Verhandlungen vor der Kommission schweben, von keiner Seite eine Aenderung in den Arbeitsbedingungen, insbesondere der Arbeitszeit und dem Lohne, vorgenommen werden. Es besteht also für die an den Industrien, auf die das Gesetz sich bezieht, Beteiligten (Arbeitgeber sowohl wie Arbeiter in den monopolistischen Gewerben und in anderen Gewerben, wenn beide Parteien die Anwendung des Gesetzes vereinbart haben) eine gewisse Sperrzeit für ihre Befugnis, aus Anlaß gewerblicher Streitigkeiten den Betrieb einzustellen, und für diese Zeit sind sogar die gesetzlichen Kündigungsfristen den Beteiligten entzogen. Die Zeit von der Absendung des Gesuches um Einsetzung einer Kommission bis zur Erstattung des Berichts derselben an den Minister beträgt unter günstigen Verhältnissen sechs Wochen, kann sich aber bei der großen Ausdehnung Kanadas (Briefe von Vancouver nach der Hauptstadt Ottawa brauchen 4 Tage) auf mehrere Monate hinziehen. Während dieser ganzen Zeit müssen die Beteiligten also das Arbeitsverhältnis unter den alten Bedingungen fortsetzen — ein gewiß starker Eingriff in die persönliche Freiheit in einem neuen, auf demokratischer Grundlage regierten Lande. Ist der Bericht der Kommission an den Minister erstattet, so steht es jeder Partei frei, in den Ausstand zu treten oder die Aussperrung vorzunehmen, sofern die Parteien nicht das Einigungsprotokoll vor der Kommission, wie oben erwähnt, unterzeichnet haben. Das Gesetz betont, daß das strafrechtliche Verbot der Arbeitseinstellung nur dann zur Anwendung kommt, wenn die Arbeitseinstellung als Mittel zur Durchführung gewerblicher Streitigkeiten benutzt werden soll. Machen also andre Gründe, insbesondere wirtschaftliche Krisen, Arbeiterentlassungen, Lohnherabsetzungen u. a. notwendig, so ist dies nicht strafbar. Haben Parteien nicht monopolistischer Gewerbe gemeinschaftlich die Einsetzung einer Kommission verlangt, so fallen sie in gleicher Weise, wie die monopolistischen Gewerbe, unter das Streikverbot.

Beabsichtigen zweitens Arbeitgeber oder Arbeiter (in den monopolistischen Gewerben) eine Aenderung in der Arbeitszeit oder in der Höhe der

Vergütung eintreten zu lassen, so haben sie die andre Partei davon zu benachrichtigen und das Arbeitsverhältnis unter den alten Bedingungen noch dreißig Tage lang fortzusetzen. Ruft dann die andere Partei vor Ablauf der Frist die Kommission ins Leben, so wird der alte Zustand um die Tagungsdauer der Kommission verlängert (§ 57), auch während dieser Zeit sind Aenderungen der Arbeitsbedingungen verboten. Das Gesetz spricht hier nicht von den Gründen, die die Aenderung der Arbeitszeit oder der Lohnhöhe veranlassen können. Bei wirtschaftlichen Krisen wird es daher dem Unternehmer manchmal unmöglich sein, mit den Bestimmungen des Gesetzes im Einklange zu bleiben. Dem großen New-Yorker Banksturz im Oktober v. J. folgte unmittelbar der Niedergang der Stahl- und Kohlenwerke in Pittsburg. Manches an sich solide Unternehmen (Westinghouse) mußte die Türe schließen, weil es bei der in New-York herrschenden Geldknappheit das laufende Betriebskapital nicht erhalten konnte. Andere Werke konnten nur bei plötzlicher Einschränkung des Betriebes und durch Arbeiterentlassungen sich über Wasser halten. Die Einhaltung einer einmonatigen Ankündigungsfrist wäre hier unmöglich gewesen.

Einen gewissen Ausgleich für diese Schwierigkeiten sucht das Gesetz schließlich in der Bestimmung zu treffen, daß jeder, der eine durch das Gesetz geschaffene Beschränkung individueller Rechte (insbesondere den Zwang zur Fortsetzung des Arbeitsverhältnisses) zu seinen Gunsten durch Hinzögern der Angelegenheit ausbeutet, sich strafbar macht. Die Strafbarkeit wird durch eine von der Kommission an den Minister erstattete Feststellung derselben begründet. Dieser Fall würde wohl praktisch werden, wenn nach Ankündigung einer Lohnherabsetzung seitens des Arbeitgebers die Arbeiter erst am 29. Tage die Einsetzung einer Kommission beantragen und deren Verhandlungen später hinzögern würden.

Bestraft wird der Arbeitgeber, der eine unbefugte Aussperrung vornimmt, mit 100 bis 1000 Dollar, der unbefugt in den Ausstand tretende Arbeiter mit 10 bis 50 Dollar für jeden angefangenen Tag. Anstifter der einen oder der andern Partei haben eine Strafe von 50 bis 1000 Dollar zu gewärtigen. Auf die andern Vergehen sollen die hier erwähnten Strafen entsprechende Anwendung finden. Ein Fabrikant, der eine unbefugte Aussperrung nur einen Monat hindurch fortsetzt, kann hierdurch schon 30000 Dollar verwirken — eine Kleinigkeit freilich, verglichen mit den Strafbestimmungen der amerikanischen Antitrustgesetze.

An der Vollstreckung dieser Strafen hat der Staat kein Interesse, er überläßt sie den streitenden Parteien. Glaubt eine Partei, daß der Gegner sich strafbar gemacht habe, so reicht sie beim Friedensrichter der gewerblichen Niederlassung des Beklagten die Privatklage ein, und diese Privatklage, deren alleiniger Gegenstand die Feststellung der Strafbarkeit und die Festsetzung der Höhe der Strafe bildet, wird wie jede andere Privatklage im kontradiktorischen Verfahren durchgeführt. Dreimal sind seit dem Bestehen des Gesetzes (bis zum 1. Dezember 1907) Strafklagen ausgefochten

worden. Das erste Mal klagte ein Stahl- und Minenwerk gegen seine Arbeiter wegen unbefugten Streikens. Der Prozeß, kurz nach dem Inkrafttreten des Gesetzes begonnen, wurde durch Vergleich erledigt. Im zweiten Falle wurde der Präsident einer Gewerkschaft wegen Anstiftung der Arbeiter zum Streik mit 500 Dollar bestraft. Im dritten Falle wurden einer Bergwerksgesellschaft, die während zwei Tagen unbefugt ihr Werk geschlossen hatte, 200 Dollar auferlegt. —

Ueber die Anwendung des Gesetzes und die dabei gemachten praktischen Erfahrungen liegt jetzt ein auf acht Monate sich erstreckendes Material vor*). Der Erfolg des Gesetzes muß als ein überaus günstiger bezeichnet werden: in vielen Fällen sind Ausstände und die damit verbundenen übeln Folgen, Erbitterung der Parteien, Verlust an Kapital, Schädigung der Allgemeinheit, vermieden worden, in denen es nach den frühern Erfahrungen sicher zum Bruche gekommen wäre. Dem Minister sind bis zum 1. Dezember 1907 vierundzwanzig Gesuche um Einsetzung einer Kommission übersandt worden; die Erledigung der letzten sieben, die erst im November eingereicht worden sind, entzieht sich aus diesem Grunde der Kenntnis. Von den übrigen 17 Fällen haben die Arbeitgeber in 6 und die Arbeitnehmer in 11 Fällen den Antrag auf Einsetzung einer Kommission gestellt. Drei Fälle betrafen Industrien nicht monopolistischen Charakters. Der erste derselben erledigte sich ohne Einsetzung einer Kommission, weil die Arbeiter — Antragsteller waren die Arbeitgeber, eine Schuhfabrik in Quebeck — ihre Zustimmung verweigerten. Im zweiten Falle war der Antrag von der Textilarbeitergewerkschaft gestellt worden, um Lohnstreitigkeiten und technische Einzelheiten des Arbeitsvertrages zum Austrage zu bringen: die Arbeitgeberin war eine Baumwollspinnerei in der Nähe von Montreal. Die Streitigkeiten hatten in diesem Falle mit dem Ausstande der Arbeiter begonnen; Strafbarkeit war hierdurch nicht begründet, da das Gesetz auf Betriebe wie Baumwollspinnereien erst nach beiderseitiger Vereinbarung der Parteien Anwendung findet. Nach dem Ausbruche des Streiks sandte der Minister einen Beamten an Ort und Stelle**). Der vermittelnden Tätigkeit desselben gelang es, die Parteien zur Einreichung eines gemeinschaftlichen Antrages auf Einsetzung einer Kommission zu bestimmen. Der nunmehr (§ 63 d. Ges., s. oben) strafbar gewordene Ausstand, der zehn Tage gedauert hatte, wurde beendet, und die Arbeiter nahmen ihre Tätigkeit unter den alten Bedingungen einstweilen wieder auf.

---

*) Vgl. The Labour Gazette, April bis Dezember 1907.

**) Dem kanadischen Arbeitsminister sind schon 1900 durch den sog. Council Act und 1903 durch den Railway Labour Disputes Act weitgehende Befugnisse zur Schlichtung gewerblicher Streitigkeiten eingeräumt worden. Diese beiden Gesetze sind 1906 zu dem sog. Conciliation and Labor Act vereinigt worden, s. Rev. Statutes 1906, Chap. 96. Bemerkenswert ist das Vertrauen, das den Beamten des Arbeitsministeriums in den Fällen, wo sie nach ausgebrochenen Ausständen die Vermittlung an Ort und Stelle versucht haben, von beiden Seiten entgegengebracht worden ist.

Die Kommission wurde ernannt und begann ihre Tätigkeit. Es gelang ihr bald, die Parteien zur Unterzeichnung eines Einigungsprotokolls zu bringen, in dem u. a. auch ein dauernder Versöhnungsausschuß zur Schlichtung zukünftiger Streitigkeiten eingesetzt wurde. An dem Ausstande waren 2200 Arbeiter beteiligt gewesen. Die nur zehntägige Dauer desselben und die Fortsetzung der Arbeit während der mehrwöchigen Ausgleichsverhandlungen ist ein Erfolg, der ohne das Bestehen des Gesetzes kaum erreicht worden wäre. Der dritte Fall, in dem die Anwendung des Gesetzes auf ein nicht monopolistisches Gewerbe versucht worden ist, betraf eine Wollspinnerei. Die Arbeiter hatten hier den Antrag gestellt, eine Kommission zur Schlichtung von Lohnstreitigkeiten zu ernennen. Da sie aber schon zehn Tage vorher in den Ausstand getreten waren, lehnten die Fabriken es ab, ihre Zustimmung zu dem Antrage zu erteilen. Die Anwendung des Gesetzes kam damit nicht weiter in Frage.

Die andern vierzehn Fälle betrafen Streitigkeiten, in denen die Beantragung einer Kommission vor Einstellung der Arbeit gesetzlich vorgeschrieben war. Schon am 8. April, zwei Wochen nach der Verkündung des Gesetzes, wurde von der Cumberland Eisenbahn- und Bergwerksgesellschaft der Antrag auf Einsetzung einer Kommission gestellt. Es wurde mitgeteilt, daß die Arbeiter in Ausstand getreten seien, da die Gesellschaft dem Verlangen jener, nur Gewerkschaftsmitglieder anzustellen, nicht entsprochen habe. Bevor aber der Minister weitere Schritte unternahm, wurde er von der Gesellschaft benachrichtigt, daß die Arbeit wieder aufgenommen und alle Arbeiter freiwillig Mitglieder der Gewerkschaft geworden seien; der Ausstand war angeblich aus Gesetzesunkenntnis herbeigeführt worden. Am 8. Mai beantragte dann die Gewerkschaft die Einsetzung einer Kommission. Den Streitpunkt bildeten diesmal bergbautechnische Fragen, die aber von einer Arbeitermacht von 1700 Köpfen vertreten wurden. Die Kommission trat am 23. Mai zusammen und hielt eine Reihe von Sitzungen ab. Ihre Bemühungen um Herbeiführung einer Einigung scheiterten. Am 5. Juli erstattete die Kommission ihren Schlußbericht an den Minister. In der Kommission selbst herrschte keine Einigkeit, so daß auch die Minderheit einen Bericht erstattete. Die Arbeiter erklärten, daß sie das Gutachten der Kommission nicht annähmen, und traten am 1. August in den Ausstand, nunmehr ohne Gesetzesverletzung.*) Sie hatten vorher, am 12. Juli, die Einsetzung einer neuen Kommission zur Regelung von Lohnstreitigkeiten beantragt. Die Tätigkeit der alten Kommission war mit der Erstattung ihres Berichts beendet. Die Beisitzer der neuen Kommission waren dieselben wie früher, dagegen bestimmte der Minister, dem bezüglich des Vorsitzenden keine Vorschläge gemacht worden waren, hierzu diesmal eine andre Person, beide Male Richter. Wegen des inzwischen eingetretenen Ausstandes vertagte sich die neue Kommission

*) Da die Tätigkeit der Kommission abgeschlossen war; s. die oben angeführten gesetzlichen Bestimmungen.

auf unbestimmte Zeit. Der Ausstand dauerte drei Monate, bis zum 31. Oktober. Der Vorsitzende der Kommission, Richter Graham, bemühte sich während des Oktobers, eine Einigung zustande zu bringen. Dies gelang ihm schließlich. Während des Novembers beantragte die Gewerkschaft nochmals die Einsetzung einer Kommission, um alle Punkte geregelt zu haben. Die Erledigung dieses Antrages steht noch aus. Ein Ausstand ist in diesem Fall also durch das Gesetz und die Kommissionen nicht verhindert worden. Trotzdem darf die Wirksamkeit des Gesetzes nicht unterschätzt werden. Die Arbeiter haben sich mit bewundernswerter Disziplin seinen Bestimmungen angepaßt und sind erst in den Ausstand getreten, nachdem die gesetzlichen Hindernisse beseitigt und die Streitpunkte festgestellt worden waren. Ausschreitungen kamen nicht vor.

Noch gewaltiger war das Arbeiterheer, das in dem zweiten unter der Herrschaft des Gesetzes zum Ausbruche gekommenen Streitfalle den kapitalistischen Interessen entgegentrat. Es handelte sich um 3500 Arbeiter der Westlichen Kohlenbergwerksbesitzervereinigung. Beide Parteien hatten früher ein Abkommen getroffen und darin insbesondere die Lohnfrage geregelt. Dies Abkommen lief zum 1. April ab. Die während des März zwischen den Parteien — die Arbeiter waren gewerkschaftlich organisiert — geführten Verhandlungen scheiterten. Gleichwohl traten die Arbeiter nicht in den Ausstand. Dieser würde, da die Kanadische Pazifikbahn und viele Bergwerke in Britisch Kolumbien auf den Bezug der Kohlen von der Vereinigung angewiesen waren, sehr weitreichende Schädigungen und Verkehrsstockungen zur Folge gehabt haben. Die Arbeiter stellten vielmehr am 5. April den Antrag auf Einsetzung einer Kommission. Die Arbeitgeber versagten anfänglich ihre Mitwirkung, benannten dann aber doch ihren Vertreter. Kurz vorher hatten einige zum Bergwerksbesitzerverbande, der sich auf einen weiten Bezirk in Britisch Kolumbien erstreckt, gehörige Gesellschaften eine Herabsetzung der Löhne angekündigt. Dies faßten die Arbeiter, in Unkenntnis der neuen gesetzlichen Bestimmung, daß der Ankündigung eine wenigstens einmonatige Sperrfrist zu folgen hatte, als Kriegserklärung auf und traten in den Ausstand, der ungefähr am 21. April allgemein war. Wegen der weiten Interessen, die hierdurch gefährdet waren, schickte der Minister den Unterstaatssekretär Mackenzie King, den Verfasser des Gesetzes, ins Ausstandsgebiet, das von der Hauptstadt Ottawa vier Tagereisen mit der Eisenbahn entfernt ist. Den Bemühungen desselben gelang es schließlich, am 4. Mai eine Einigung und die Wiederaufnahme der Arbeit herbeizuführen. Hierbei wurde ihm von den Arbeiterführern versichert, daß die Arbeiter nur aus Unkenntnis der neuen gesetzlichen Bestimmungen in den Ausstand getreten seien. Die Bildung der Kommission erfolgte hier so spät, daß sie keine Gelegenheit mehr vorfand, sich zu betätigen.

Auch die übrigen Fälle, über die das Material vorliegt, sind von den Kommissionen nach höchstens zweimonatiger Dauer zum befriedigenden Ab-

schlusse gebracht worden, ohne daß längere Ausstände das allgemeine Erwerbsleben gestört hätten. Zwei derselben mögen noch erwähnt werden, von denen der eine zeigt, einen wie wohltuenden Einfluß die Klarlegung aller Streitpunkte vor der Oeffentlichkeit auf die Beendigung des Streites auszuüben vermag. Der andre, der Streik der Hafenarbeiter in Montreal, hat sein Analogon in New-York kurz vorher gehabt. Die Lösung in beiden Häfen ist aber verschieden und zugunsten der kanadischen Arbeiter ausgefallen.

Die Bergarbeiter der Alberta Eisenbahn- und Bewässerungsgesellschaft reichten im Mai durch ihre Gewerkschaft den Antrag auf Einsetzung einer Kommission ein. Sie behaupteten, die ganze Bevölkerung der Provinzen Alberta und Saskatschawan se durch ihren Streit in Mitleidenschaft gezogen. Den Gegenstand des Streites bildete ein von der Gewerkschaft aufgestelltes Schema eines Arbeitsvertrages. Das Schema sollte am 1. Juni 1907 für zwei Jahre in Kraft treten, es war darin die ausschließliche Beschäftigung von Gewerkschaftsarbeitern, achtstündige Arbeitszeit von der Einfahrt bis zur Ausfahrt, Lohnsätze, Beilegung von Streitigkeiten u. a. vorgesehn. Der Minister forderte, wie üblich, die Eisenbahngesellschaft zur Darlegung ihres Standpunktes und Benennung ihres Vertreters auf. Die Gesellschaft tat aber keine Schritte. Nach Wiederholung der Aufforderung ging plötzlich ein Telegramm von dem Arbeitervertreter ein, daß ein zufriedenstellendes Abkommen unterzeichnet worden sei. Hier hat also das bloße Dasein des Gesetzes, die Scheu einer oder beider Parteien vor dem Drucke der öffentlichen Meinung die Versöhnung der Parteien herbeigeführt.

Am Streite der Hafenarbeiter zu Montreal mit den vereinigten kanadischen Schiffahrtsgesellschaften waren 1600 Personen beteiligt. Es wurde von ihnen eine Lohnerhöhung von 5 % verlangt. Die Schiffahrtsgesellschaften beantragten am 14. Mai die Einsetzung einer Kommission. Kurz vorher waren die Hafenarbeiter in Ausstand getreten, unter Verletzung des Gesetzes und einer von ihnen eingegangenen Verpflichtung. Der Minister entschied sich für die Einsetzung einer Kommission, sandte aber sogleich einen Beamten an Ort und Stelle. Diesem wurde von den Arbeitervertretern mitgeteilt, daß die Arbeiter nur aus Unkenntnis der gesetzlichen Bestimmungen in den Ausstand getreten seien. Nach verschiedenen Verhandlungen erklärten die Arbeiter sich am 21. Mai bereit, zur Arbeit zurückzukehren, und stellten jetzt ihrerseits den Antrag auf Einsetzung einer Kommission, da die Schiffahrtsgesellschaften ihren Antrag wegen der ungesetzlichen Arbeitseinstellung durch die Arbeiter zurückgezogen hatten. Die Arbeiter kehrten am 21. Mai zur Arbeit zurück und wurden angenommen, soweit ihre Plätze nicht inzwischen neu besetzt worden waren. Die Kommission trat am 11. Juni unter dem Vorsitze des Erzbischofes von Montreal zusammen. Die Schiffahrtsgesellschaften erklärten sich sogleich bereit, die Vorschläge der Kommission als bindend anzunehmen,

falls die Arbeiter dasselbe tun würden. Diese jedoch verweigerten ihre Zustimmung. Die Kommission erstattete jetzt ihren Schlußbericht mit Gutachten. In diesem war den Arbeitern eine Lohnerhöhung von $2^1/_3$ %, statt der verlangten 5 %, zugebilligt worden. Die Schiffahrtsgesellschaften machten hierauf Anschläge, in denen sie jedem Arbeiter, der sich bei ihnen zur Eintragung melden und auf die neuen Bedingungen verpflichten würde, bis zum Schlusse der Schiffahrt auf dem Lorenzstrome (anfangs Dezember 1907) eine Lohnerhöhung von $2^1/_2$ % zusicherten. Die Arbeiter meldeten sich hierauf zur Eintragung. In New-York fand zur gleichen Zeit ein Ausstand der Hafenarbeiter statt. Diese waren für eine Reihe von Wochen beschäftigungslos und erreichten nichts.

Die bisherigen Erfahrungen mit dem Gesetze können also im Ergebnis als sehr günstig bezeichnet werden. Bemerkenswert ist, daß trotz der tiefen Beschränkung der persönlichen Freiheit durch die Streikverbote absichtliche und von vornherein angelegte Verletzungen des Gesetzes und Mißachtung seiner Zwecke kaum festgestellt worden ist. In einem Falle, dem Ausstand in den Silberminen zu Kobalt, haben beide Parteien sich über das Gesetz hinweggesetzt. Die Regierung hat hier, da der Streik eine rein lokale Angelegenheit war, die Parteien nicht zur Befolgung der gesetzlichen Bestimmungen gedrängt. Die Herbeiführung der Bestrafung ist ja auch, wie dargelegt, Sache der Parteien.

Natürlich lassen sich den Vorzügen eine große Reihe von Bedenken gegenüberstellen. Daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer durch empfindliche Strafen gezwungen werden, das ihnen lästig gewordene Arbeitsverhältnis für Monate fortzusetzen, bedeutet einen so schroffen Eingriff in die persönliche Freiheit, daß ein unter unsern Rechtsbegriffen Aufgewachsener sich daran wohl nie gewöhnen wird. Dem Präsidenten Eliot, der in einem am 14. Januar d. Js. im Twentieth Century Club zu Boston gehaltenen Vortrage die Einführung des Gesetzes in die Vereinigten Staaten empfahl, wurde von einem Arbeiterführer erwidert, ob er darin nicht die Wiedereinführung der durch die Verfassung verbotenen Sklaverei erblicke. Präsident Eliot antwortete, Arbeit sei seiner Ansicht nach niemals Sklaverei, im übrigen betrachte er sich nicht als einen Rechtsanwalt, dessen Aufgabe die Auslegung von Verfassungsbestimmungen sei. Für unser Rechtssystem, das eine höchstens vierzehntägige Bindung beider Parteien vorsieht und an den Kontraktsbruch nur zivilrechtliche Folgen knüpft, sind derartige Bestimmungen undenkbar. Die Vollstreckung der Strafen würde nur bei den Arbeitgebern möglich sein, bei den Arbeitern dagegen im allgemeinen am Vorrechte der Unpfändbarkeit abprallen. Schließlich mag die Bestimmung, daß Aenderungen der Arbeitszeit und Lohnhöhe einen Monat vorher anzusagen sind, trotz des Schweigens des Gesetzes auf wirtschaftliche Krisen nicht anwendbar sei. Die Auslegung aber, wann die Aenderung wirtschaftlich geboten war und wann sie nur aus parteitaktischen Gründen geschah, wird immer großen Schwierigkeiten begegnen.

Der Verfasser des Gesetzes bezeichnet es in dem Geleitworte, das er ihm in der Labour Gazette mit auf den Weg gibt, nur als einen Schritt vorwärts auf der Bahn der Versöhnung und sagt, daß sein Erfolg zum großen Teile von dem guten Willen der Parteien abhängen werde. In dieser Richtung hat sich das Gesetz bisher bewährt, und es enthält vieles, was auch bei uns zur Milderung des Klassengegensatzes verwertet werden kann.

Boston Mass., den 23. Januar 1908.

Amtsrichter Walter Reitzel.

Das Lehrerkonferenzrecht.

Im preußischen Volksschulwesen fehlt ein Lehrerkonferenzrecht. Der Zweck dieser Zeilen ist, seine Einführung zu empfehlen. Die von Rheinland und Westfalen ausgegangenen Bestrebungen der Klassenlehrer, die Rektorstellung zu beseitigen, die jetzt auch auf andere Provinzen übergegriffen haben, machen einen höchst unerfreulichen Eindruck. Es ist betrüblich, daß ein so scharfer Gegensatz zwischen Rektoren und Lehrern erwachsen ist, daß sich besondere Klassenlehrervereine gebildet haben. Auf den Fernerstehenden muß es den Eindruck machen, als ob die Klassenlehrer überhaupt jede Aufsicht über sich ablehnten und man nicht nur von der geistlichen, sondern von jeder wirksamen Aufsicht befreit werden wollte. Höchstens will man sich noch die Aufsicht des fernen Kreisschulinspektors gefallen lassen. Die Auslassungen auf jener Seite lauten tatsächlich oft so, daß sie diesen Eindruck erwecken. Sie schaden dem Ansehen des Lehrerstandes außerordentlich und gefährden die Erreichung seiner berechtigten Ziele. Wie jeder Beamtenstand bedarf auch der Lehrerstand nicht mehr, aber auch nicht weniger, der Aufsicht, und wie es zu tiefer Unzufriedenheit im Publikum führen würde, wenn bei irgend einem Beamtenstande die Dienstaufsicht und die nahe und mit der nötigen Macht zur Abhilfe ausgerüstete Beschwerdeinstanz fehlen würde, so ist es auch beim Lehrerstande. Das sollte in seinen Reihen allgemein anerkannt werden. Der Lehrerstand braucht die Aufsicht nicht zu scheuen.

Wer tiefer zusieht und ein Verständnis zu gewinnen sucht für die Entstehung der Klassenlehrerbewegung, wird aber, wie bei den meisten die Massen ergreifenden Bewegungen, erkennen, daß ihr ein berechtigter Kern innewohnt. Wenn es gelingt, diesen herauszuschälen und die Beschwerden an der Wurzel abzustellen, so wird die überschäumende Bewegung auch in ihr altes Bett zurückkehren. Wie mir scheint, ist der Unmut, der sich in der Klassenlehrerbewegung ausspricht, hauptsächlich daraus erwachsen, daß der preußische Volksschulleiter ein fast unbeschränktes Recht der Anordnungen gegenüber dem einzelnen Lehrer hat, auch in Fragen des inneren Unterrichtsbetriebes, bei denen verschiedene Ansichten und Maßnahmen zulässig erscheinen, und daß der Lehrerkonferenz ein Recht zu beschließen fast überall nicht beigelegt ist. Die einzelnen Lehrer entbehren es, auch wenn ein noch

so verständiger und entgegenkommender Rektor die Schule leitet, daß ihnen nicht durch die Verfassung der Schule eine bestimmte Mitwirkung und Verantwortung, abgesehen von der Abarbeitung des Jahrespensums ihrer Klasse, und ein Recht zur Vertretung ihrer Ansichten über die Erfüllung ihrer Berufspflichten beigelegt ist, kurz, daß ein Lehrerkonferenzrecht fehlt.

Daß es so ist, ist aus der geschichtlichen Entwicklung wohl verständlich. Die Rektorstellung ist in Preußen eine noch recht junge Einrichtung. In den östlichen Provinzen ist sie viel früher zur Einführung gekommen als in den westlichen. Sie ist in den Städten dort häufig aus der Stellung zweiter oder dritter Geistlichen hervorgegangen, die zuerst im Neben-, später im Hauptamt die Schulen leiteten und vermöge ihres geistlichen Amtes von vornherein das Uebergewicht hatten. Sie waren Leiter der Schulen, ohne daß eine Mitwirkung der übrigen Lehrer stattfand. Dagegen fehlte es auch im Osten auf dem Lande und zuweilen auch in den Städten überhaupt an einer anderen Schulleitung als der des geistlichen Ortsschulinspektors, der den Zusammenhang der Schulklassen repräsentierte, keineswegs aber immer herstellte. Alle Lehrer standen mit gleichem Range und mit gleichem Recht nebeneinander. Sie unterrichteten fast ausschließlich ihre Klasse und fühlten sich nur für diese verantwortlich. Ein anschauliches Bild solcher Klassenlehrertätigkeit entfalten Bosses Lebenserinnerungen. Im Westen und in den neuen Provinzen war es auch in den Städten durchweg nicht anders. Da standen alle Klassenlehrer, auch an großen Schulsystemen, zusammenhanglos nebeneinander. War ein Rektor vorhanden, so hatte er doch keine Leitungsbefugnisse, er war nur Titularrektor. Nur in einzelnen größeren Städten, wo städtische Schulaufsichtsbeamte angestellt waren, war eine andere Schulaufsicht als die der Geistlichen vorhanden. In diesen Städten aber stand ein städtischer Schulinspektor über hundert und mehr völlig gleichberechtigten Lehrern. Es ist noch nicht lange her, daß es so im preußischen Schulwesen aussah.

Mit dem Wachstum der Städte und Lehrerkollegien ging jeder Zusammenhang innerhalb der Schulsysteme verloren. Der Unterrichtsbetrieb, der regelmäßige Fortschritt der Schüler von einer Klasse zur anderen litten darunter. Es schien an der Zeit, die Volksschuleinrichtungen den bewährten Einrichtungen der höheren Schulen anzupassen. So griff die Regierung ein und schuf, gedrängt durch die Verhältnisse, die Stellung der Hauptlehrer und Rektoren als verantwortlicher Schulleiter.

Die Stellung der Schulleiter zu den Lehrern wurde durch Dienstanweisungen geregelt. Das geschah in unverkennbar einseitiger Weise, indem die Rechte und Pflichten der Rektoren gegenüber den Lehrern festgestellt wurden, darin inbegriffen die Pflichten der Lehrer. Auch Rechte der Lehrer und der Lehrerkonferenz festzustellen wurde in fast allen Dienstanweisungen übersehen. Zuerst trat die Düsseldorfer Regierung, deren Maßnahmen aus den siebziger Jahren überhaupt vorbildlich für die übrigen Regierungen gewesen sind, mit ihrer Dienstinstruktion für die Haupt- und Klassen-

lehrer vom Jahre 1874 auf den Plan. Sie verfügte, daß der zum Hauptlehrer bestimmte Lehrer der Schule das Organ sein sollte, dessen sich die unmittelbaren Vorgesetzten (zuerst der Ortsschulinspektor) für ihre Beziehungen zu den Lehrern bedienten. Der Hauptlehrer hatte seine Stellung als die eines älteren, erfahrenen Kollegen aufzufassen. Seinen Anordnungen hatten die Klassenlehrer Folge zu leisten, auch bei Meinungsverschiedenheiten; im letzteren Falle sollte die Entscheidung des Schulvorstandes eingeholt werden; von wem, wurde nicht bestimmt. Der Hauptlehrer hatte nicht bloß die Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung zu überwachen, sondern auch die Beobachtung des Lehr- und Stundenplans seitens der Lehrer; hierzu hatte er auch das Recht, in den Unterrichtsstunden zu hospitieren. Dann hieß es, daß zum Zwecke der Besprechung der Schulangelegenheiten die Abhaltung regelmäßig wiederkehrender Konferenzen unter Leitung des Hauptlehrers empfohlen werde. Die Anwendung einer gleichmäßigen Methode beim Unterricht, die Herstellung eines stufenmäßigen Ineinandergreifens der Lehrtätigkeit der einzelnen Klassen, die Handhabung der Disziplin, die Förderung der äußeren Ordnung würde einen reichen Stoff für die Konferenzberatung abgeben. Dem Muster dieser Düsseldorfer Instruktion sind die der anderen Regierungen mehr oder weniger nachgebildet. Nur verflüchtigt sich bald der die Klassenlehrer treffende Titel und es bleibt nur eine Instruktion für die Hauptlehrer bezw. später für die Rektoren übrig. Und die wenigen Bestimmungen über die Lehrerkonferenz aus der Düsseldorfer Instruktion wurden bald noch weiter vereinfacht. So sagt die Liegnitzer und die Breslauer Instruktion von 1882 schon bloß: Der Hauptlehrer hat das Recht, die Klassenlehrer zu Konferenzen über Schulangelegenheiten zusammenzurufen. In der Mehrzahl der Instruktionen aber heißt es wenigstens: Der Hauptlehrer hat die Lehrer nach Bedürfnis zu Konferenzen zusammenzurufen. Hier und da ist auch bestimmt, daß die Konferenz allmonatlich zu berufen ist. In Schleswig-Holstein und Hannover, wo die Vorherrschaft des geistlichen Schulaufsehers eine unbeschränkte war, unterließen die Regierungen bis zum Eingreifen des Ministers überhaupt die Einrichtung von Hauptlehrerstellen und, wo doch solche entstanden, den Erlaß von Dienstinstruktionen. Höchstens gab es sehr mangelhafte örtlich geltende Instruktionen. Die Lehrerkonferenz wurde fast überall nur als ein Mittel zur Fortbildung der Lehrer betrachtet. In den meisten Sammelwerken preußischer Schulverordnungen, so z. B. in dem großen Werke von Schneider und v. Bremen, wie auch in dem neuen Werke v. Bremens: „Die preußische Volksschule“ fehlt im Sachregister das Wort: Lehrerkonferenz, oder, wenn es vorkommt, verweist es auf Seminar- und Kreislehrerkonferenzen. Ein Konferenzrecht fehlte. Eine Ausnahme machte, soweit ich sehen kann, nur die alte Hauptlehrerinstruktion der städtischen Schuldeputation in Berlin von 1875. Darin heißt es, daß alle wichtigeren Fragen, welche den Lehrplan, die Lehrmethode und die Schulzucht betreffen, vom Hauptlehrer zur Beratung gestellt werden

müssen und daß schriftlich eingereichte Anträge von Kollegialmitgliedern entweder vom Hauptlehrer zur Beratung gestellt oder an die städtische Schuldeputation abgegeben werden müssen. An den Abstimmungen nehmen alle ordentlichen Lehrer und Lehrerinnen teil; bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Hauptlehrers. Bei abweichender Ansicht kann der Hauptlehrer die Ausführung des Beschlusses suspendieren, muß dann aber die Entscheidung der Schuldeputation einholen.

Gab es früher außerhalb Berlins kein Konferenzrecht für die Volksschullehrer, so ist es damit doch besser geworden, seitdem der Minister in die Fragen der Schulleitung eingegriffen hat und von 1889 ab systematisch auf die Schaffung von Rektor- und Hauptlehrerstellen hingewirkt hat. Es war durchaus notwendig, daß neben der weichenden Autorität des Ortsschulinspektors und bei größeren Systemen unter Ausschließung derselben eine kräftige Schulleitung eingeführt wurde, um den Zusammenhalt des Schulganzen zu wahren. Die von dem Minister als Muster hingestellte Stettiner Rektoreninstruktion von 1894 sieht ein Konferenzrecht etwa in gleichem Umfange, wie in Berlin vor; bei Beanstandung der Konferenzbeschlüsse hat der Rektor die Entscheidung des Kreisschulinspektors einzuholen. Die Stettiner Instruktion ist aber in ihren das Konferenzrecht betreffenden Teilen nicht von allen Regierungen genügend verstanden und beachtet worden. Noch immer liegt es in vielen Bezirken in der Hand der Rektoren und Hauptlehrer, ob sie Konferenzen berufen wollen oder nicht. Sie sind nicht verpflichtet, bestimmte Gegenstände zur Abstimmung zu bringen. Nicht einmal Versetzungskonferenzen sind vorgeschrieben. Das Stimmrecht ist nicht geregelt und es fehlt an Vorschriften über die Ausführung der Konferenzbeschlüsse. Hier ist der Punkt, wo die Lehrerschaft mit Recht Klage führt und hier muß eingesetzt werden. Es scheint auch, als ob der Herr Kultusminister geneigt ist, hier Abhilfe zu schaffen. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 13. Januar 1908 hat er die Erklärung abgegeben, es seien Arbeiten im Gange, um die Dienstanweisung des Rektors und sein Verhältnis zu den Klassenlehrern einer Revision zu unterziehen, damit das Zusammenwirken des Rektors und der Klassenlehrer möglichst gedeihlich werde.

Für die höheren Schulen in Preußen ist das Lehrerkonferenzrecht durch die Direktoreninstruktionen provinziell in zweckmäßiger Weise geregelt. Sehr schön begründet die Notwendigkeit dieser Regelung die Direktoreninstruktion für die Provinz Hannover von 1873. Dort heißt es: „Weil nirgends mehr als im Schulwesen von der richtigen Einsicht, der Uebereinstimmung und dem guten Willen der Zusammenwirkenden das Gelingen des ganzen Werkes abhängt, so sind die wichtigen Angelegenheiten der Schule in den Lehrerkonferenzen zu beraten und zu ordnen.“ Es wird sich empfehlen, das Lehrerkonferenzrecht für die Volks- und Mittelschulen in Preußen ähnlich zu regeln wie an den höheren Schulen.

Es ist auch nützlich, einen Blick auf die größeren deutschen Bundes-

staaten zu werfen, in denen sonst so viele Volksschuleinrichtungen besser geordnet sind, als es sich in Preußen bisher hat ermöglichen lassen. Hier ist das, abgesehen von Württemberg, allerdings nicht der Fall. In Bayern sind nur in einzelnen größeren Städten Instruktionen für die Schulleiter (Oberlehrer) erlassen. Das Lehrerkonferenzrecht ist jedenfalls nicht weiter ausgebildet als in Preußen. Die Konferenztätigkeit wird vom Gesichtspunkte der Fortbildung aus betrachtet. In Württemberg sind bereits 1864 ministerielle Vorschriften für die Beratungen des Lehrerkonvents erlassen, um ein harmonisches Zusammenwirken der an derselben Volksschule angestellten Lehrer herbeizuführen. Der Lehrerkonvent hat sich hauptsächlich mit den inneren Angelegenheiten der Schule zu beschäftigen, insbesondere gehören dahin die Entwerfung des Lehrplans, des Lehrganges, des Lehrverfahrens, der Auswahl der Lehrmittel, der Grundsätze für die Schulzucht. Das Stimmrecht ist geregelt; der Ortsschulinspektor, der den Vorsitz führt, hat für die sofortige Ausführung eines Beschlusses Sorge zu tragen; glaubt er ihn jedoch beanstanden zu müssen, so hat er ihn je nach der Beschaffenheit der Sache dem Bezirksschulinspektor oder dem Schulvorstande vorzulegen. Später ist als Schulleiter, jedoch in einer dem Ortsschulinspektor untergeordneten Stellung, der Aufsichtslehrer, in größeren Systemen der Oberlehrer eingeführt worden. Das Schulgesetz für das Königreich Sachsen von 1873 überträgt die Leitung der mit sechs und mehr Lehrern besetzten Volksschulen einem Direktor und bestimmt, daß ihm unter Beratung mit den übrigen Lehrern die Entwerfung des Lehrplans zukommt. Eine weitere Ausbildung hat aber das Lehrerkonferenzrecht, abgesehen von einzelnen Orten, nicht erfahren.

Anders ist es in Oesterreich. Hier herrscht die Ueberzeugung, daß auf die gegenseitige Abgrenzung des Wirkungskreises und auf die genaue Feststellung der jedem, dem Leiter und dem Lehrer, zukommenden Rechte und Pflichten das größte Gewicht zu legen ist, damit ein einträchtiges Zusammenwirken aller Lehrkräfte unter allen Umständen gesichert werde. Schon durch das Reichsvolksschulgesetz von 1869 ist die Abhaltung von Bezirks- und Landeslehrerkonferenzen vorgeschrieben. Aufgabe der Bezirkskonferenz ist die Beratung und Besprechung über Gegenstände, welche das Schulwesen betreffen, insbesondere über die Lehrfächer der Volksschule, über die Methoden des Unterrichts, Lehrmittel, Einführung neuer Lehr- und Lesebücher, Schulzucht und dergl. mehr. Ausgestaltet ist diese Bestimmung durch eine eingehende Ministerialverordnung von 1872. Viel bedeutungsvoller und hier einschlägig sind aber die in der definitiven Schul- und Unterrichtsordnung von 1905 (provisorische Fassung von 1870) getroffenen Bestimmungen über die Lehrerkonferenz der einzelnen Schulen. Dem Abschnitte über die Rechte und Pflichten des Schulleiters folgt unmittelbar der Abschnitt über die Lehrerkonferenz. An zwei- und mehrklassigen Volksschulen ist in jedem Monat eine Lehrerkonferenz abzuhalten. Sie dient zu gemeinsamen Besprechungen aller pädagogischen und administrativen Schulangelegenheiten

und zur Fortbildung der Lehrer. Der Lehrerkonferenz kommt die Beschlußfassung über die von der Schulleitung zu erstattenden Berichte, Gutachten und Ausweise und über die von ihr zu stellenden Anträge zu; in derselben ist auch die Durchführung der dem Schulleiter zugekommenen behördlichen Erlasse zu erörtern. Folgende Angelegenheiten unterliegen der Entscheidung der Lehrerkonferenz: die Verteilung des Lehrstoffes im einzelnen; Festsetzung von Ort und Zeit der Versammlung der Schulkinder zu vorgeschriebenen religiösen Uebungen; Durchberatung der Stundenpläne; Entscheidung, ob Kindern nach erreichtem Entlassungsalter die Fortsetzung des Schulbesuchs zu gestatten ist; Einreihung der in die Volksschule aufgenommenen Schulkinder in die Klassen; Beaufsichtigung der Kinder während der Schulzeit; Antrag auf Ausschließung von Schulkindern; Entwerfung einer örtlichen Schulordnung; Feststellung der Noten über das Betragen; Entscheidung bei Meinungsverschiedenheit der Klassenlehrer über die Fleißnote; Versetzung der Kinder in höhere Klassen; Festsetzung der Noten des Entlassungszeugnisses; Entscheidung über die Fortsetzung des Schulbesuchs, wenn die Volksschulziele nicht erreicht sind; Anschaffung von Lehrmitteln. Die Lehrerkonferenz ist anzuhören über den Zeitpunkt des Beginns des Schuljahres und der Hauptferien. Vorsitzender der Lehrerkonferenz ist der Schulleiter. Das Stimmrecht und die Geschäftsführung sind genau geregelt. Wenn zwei Mitglieder der Lehrerkonferenz es verlangen, so hat der Schulleiter eine außerordentliche Konferenz zu berufen. Der Schulleiter ist verpflichtet, die Beschlüsse der Lehrerkonferenz durchzuführen, er ist aber auch berechtigt und verpflichtet, die Ausführung jedes Beschlusses einzustellen, der nach seiner Ueberzeugung den Vorschriften widerstreitet oder das Interesse der Schule gefährdet. Dann ist das Protokoll der Bezirksschulbehörde zur Entscheidung vorzulegen. An einklassigen Schulen gehen die Befugnisse der Lehrerkonferenz auf den Lehrer über. Die Lehrer haben den Weisungen des Schulleiters zu gehorchen; er ist ihr unmittelbarer Vorgesetzter und nach den einzelnen Landesgesetzen, welche die Disziplinarverhältnisse regeln, berechtigt, den Lehrern Rügen zu erteilen, während die Disziplinarstrafen der höheren Behörde vorbehalten sind. Beschwerden der Lehrer über den Schulleiter gehören an die Bezirksschulbehörde.

Man darf annehmen, daß sich das durch die provisorische Schulordnung von 1870 begründete Lehrerkonferenzrecht in Oesterreich bewährt hat. Sonst würde es nicht in der definitiven Schulordnung von 1905 beibehalten und fortgebildet worden sein. Die Preußische Rektorenstellung bedarf der Fortbildung in dem Sinne, daß der fortgeschrittenen Ausbildung der Volksschullehrer und ihrer gehobenen Lebensstellung Rechnung getragen und ihrer freudigen Anteilnahme an der Förderung der Volksschule ein weiterer Spielraum eröffnet wird. Es scheint der Prüfung wert zu sein, ob dies nicht durch Schaffung eines Lehrerkonferenzrechts nach dem Muster des Oesterreichischen zu erreichen ist.

Arnold Sachse.

Der Kolonial-Etat.

Der ordentliche Etat des Reichskolonialamts ist während der Zeit des Ausstands der Berichterstatter im Reichstage erledigt worden. Die hauptsächlichsten und einzig wichtigen Veränderungen gegenüber seiner ursprünglichen Gestalt sind die Herabsetzung der Truppen in Südwestafrika, mit der die Kolonialverwaltung von vornherein einverstanden war, und die Ablehnung des Hafenbaues für Swakopmund für dieses Jahr. Ich hatte bereits im Januarheft der Preußischen Jahrbücher darauf hingewiesen, daß die Regierung in der Rede des damaligen Kolonialdirektors, Herrn Dernburg, am 7. Mai 1907 ihr Bestreben betont hatte, die Zahl der Schutztruppe in Südwestafrika stetig herabzusetzen, und ich führte damals aus, daß nunmehr der Zeitpunkt gekommen sei, diese Zusage zu verwirklichen. In sehr erfreulicher und dankenswerter Weise hat sich der Staatssekretär des Kolonialamts denn auch bereit finden lassen, wenn auch noch nicht einer sehr erheblichen, so doch einer nennenswerten Verminderung der südwestafrikanischen Schutztruppe um reichlich ein Viertel des jetzigen Bestandes zuzustimmen, und zwar so, daß diese Verminderung bis zum 1. Oktober 1908 durchgeführt sein soll. Außerdem ist auf eine Anregung des Abgeordneten Dr. Semler hin für den jetzt fälligen Ablösungstransport von zwei Kompagnieen bestimmt worden, daß nicht, wie anfangs beabsichtigt, bloß Reiter, sondern Eisenbahner oder Pioniere hinausgehen sollten, um für die Beschleunigung der in Südwestafrika notwendigen Bahnbauten mit verwendet zu werden. Diese beiden technischen Kompagnien kommen auf den verringerten Gesamtbestand der Truppe gleichfalls zur Anrechnung. Die ganze Erledigung dieser Angelegenheit kann als ein Musterbeispiel verständnisvoller Zusammenarbeit zwischen den kolonialsachverständigen Elementen des Reichstags und der Regierung betrachtet werden. Dagegen hat sich in der Frage des Hafenbaues keine Uebereinstimmung herstellen lassen. Die Budgetkommission und mit ihr das Plenum des Reichstags stellten sich auf den Standpunkt, daß weder die Notwendigkeit eines sofortigen Ersatzes der jetzt bestehenden hölzernen Landungsbrücke noch die Widerstandsfähigkeit des geplanten Molenbaus gegenüber der Versandungsgefahr hinreichend erwiesen sei. Demgegenüber muß doch darauf hingewiesen werden, daß es sich bei dem jetzigen Projekte der Regierung nicht um eine bloße Wiederholung des früheren mißglückten Experiments handelt, durch einen unzulänglichen Molenbau einen Leichterhafen für Swakopmund zu schaffen, sondern um eine grundsätzliche andersartige Idee. Nicht eine feste steinerne Mole sollte errichtet werden, sondern eine eiserne, zunächst ganz durchlässig konstruierte sogenannte Seebrücke. Diese Brücke beabsichtigte man dann durch eine innerhalb ihrer Gitterwände angebrachte lose Steinschüttung zu einer Auffangbuhne für die längs der Küste von Süden nach Norden vor sich gehende Sandversetzung zu machen. Dieselbe Sandversetzung, die den alten viel zu kurzen Molenbau durch eine rundumgreifende Versandung unbrauchbar gemacht hat, soll also nach dem neuen,

auf eine Idee des Oberbaudirektors Kummer zurückgehenden Projekt vielmehr dazu benutzt werden, um den eigentlichen Damm, der den leewärts gelegenen Leichterhafen gegen Brandung und Dünung zu schützen hat, erst herzustellen. Natürlich kommt es dabei darauf an, daß die Sandfangbuhne so weit ins Meer hinausgeführt wird, daß die von ihr aufgefangenen Sandmassen, sobald sie sich auf der Luvseite bis an die Spitze des Bauwerks herangeschoben haben und um den Buhnenkopf herumbiegen, sich nicht in dem leewärts gelegenen Bassin bis an die Küste hin ablagern können, wie in dem alten kleinen Hafen, sondern eine parallel der Küste sich verlängernde, zuerst unterseeische, dann allmählich über den Meeresspiegel emporwachsende Nehrung bilden. So ist z. B. die Sandzunge entstanden, durch welche die Walfischbai etwas südlich von Swakopmund von der offenen See getrennt wird. Da es sich hier um eine für Swakopmund vollkommen neue Idee handelt, so ist nicht recht abzusehen, inwiefern die alten Argumente in betreff der Sandversetzung, die von den Erfahrungen mit dem unzulänglichen Molenbau abgeleitet sind, für das jetzige Hafenbauprojekt der Regierung stichhaltig genug sein sollen. Wenn man einzelnen Aeußerungen aus der Budgetkommission Gewicht beilegen muß, so haben denn auch bei der vorläufigen Ablehnung dieses Hafenbauprojektes neben den technischen Bedenken andere Motive, die auf gewisse Eigentümlichkeiten in dem Auftreten des Staatssekretärs zurückgehen, mit eine Rolle gespielt. Auf jeden Fall wird man, wenn nicht überhaupt eine andere, der öffentlichen Beurteilung vorläufig nicht unterliegende Wendung in der Sachlage eintritt, damit zu rechnen haben, daß die Hafenbauvorlage im nächsten Etat wiederkehrt und dann hoffentlich ebenso wie alle übrigen kolonialen Fragen eine allseitig ruhige Behandlung und glatte Erledigung findet. Viel bedeutsamer noch als diese Fragen ist der Eisenbahnbauplan, den der Staatssekretär für die Kolonien vorgelegt hat. Es werden darin, um die unbestreitbaren Positionen vorweg zu nehmen, zunächst für Togo eine ca. 170 Kilometer lange Bahn von Lome nach der ersten größeren Stadt des Hinterlandes, Atakpame, und für Südwestafrika eine etwa ebenso lange Abzweigung von der Lüderitzbucht-Keetmanshooper Bahn, von Seeheim am Fischfluß nach Kalkfontein, verlangt. Bedeutend umfassender ist der Regierungsantrag für Ostafrika: die bestehende Linie von Daressalam nach Morogoro soll im Sinne des alten Zentralprojekts bis Tabora, d. h. um etwa 700 Kilometer verlängert werden. Außerdem wird ein kleines Stück von einigen 40 Kilometern von der notwendigen Fortsetzung der Usambarabahn auf den Kilimandscharo hin angefordert. In Kamerun handelt es sich um eine ca. 360 Kilometer lange Linie von Duala nach Onanabesa, am schiffbaren Teil des Njongflusses in der Südhälfte der Kolonie. Im ganzen sind es Projekte im Betrage von 150 Millionen Mark mit einer vorgesehenen Verwendungszeit für diese Mittel von 7 bis 8 Jahren; es ist also zu unterscheiden zwischen der Zustimmung des Reichstags zu diesem gesamten Bauplan und der Bewilligung der unmittelbar

für das bevorstehende Etatsjahr vorgesehenen Beträge. Beides aber ist nach der Vorlage der Regierung organisch mit einander verbunden.

Zweifellos am überzeugendsten ist der Nachweis für die Notwendigkeit und die voraussichtliche wirtschaftliche Rentabilität der projektierten Linie in Togo geliefert. Die Denkschrift für den Bau der Bahn von Lome, dem wichtigsten Küstenplatz und Ausfuhrhafen Togos, zugleich dem Sitz des Gouvernements, nach Atakpame, ist in ihrer inhaltlichen Vollständigkeit, ihrer knappen formellen Sachlichkeit und ihrem Freisein von jeder Schönfärberei oder bloß allgemeinen Redewendungen ein Musterbeispiel dafür, wie das Material für koloniale Eisenbahndenkschriften zusammengestellt werden soll. Zugleich gibt sie Nachricht von den überaus erfreulichen Ergebnissen des vor etwas über einem Jahr in Togo vollendeten Bahnbaus Lome-Palime, die in der Tat die stärkste Ermutigung zum weiteren Fortfahren auf dem betretenen Wege enthalten. Die jetzt beantragte Strecke bis Atakpame bildet denn auch nur den ersten Teil einer für später in Aussicht genommenen Aufschließungsbahn für Gesamt-Togo, die sich über Atakpame hinaus durch Bassari bis nach Banjeli in Nord-Togo, einem wichtigen Platz mit großen Eisenerzlagern, ca. 440 Kilometer von der Küste entfernt, erstrecken soll. Togo wird nicht umsonst und nicht nur aus Schönrednerei unsere Musterkolonie genannt. Es ist nicht nur unter den deutschen, sondern überhaupt unter den westafrikanischen Kolonien der Europäer ein Exempel für eine erfolgreiche, in wirtschaftlicher wie in politischer Hinsicht gleich einsichtige und glückliche Verwaltung. Ich habe das Land vor etwa einem Jahr während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts in dem Dreieck Lome, Palime, Atakpame kennen gelernt und bin mit dem Eindruck daraus geschieden, daß es hier in der Verwaltung, deren Grundlage eine sehr verständige, straffe, zugleich aber gerechte und innerlich wohlwollende Behandlung der Eingeborenenfrage bildet, tatsächlich im wesentlichen kaum etwas zu bessern gibt — nur daß man dem Gouvernement und den Bezirksämtern noch etwas reichere Mittel wünschen möchte, als die, über die sie jetzt verfügen. Der wirtschaftliche Aufschwung des Landes und die feste Stabilierung der Regierungsautorität bis in die entlegensten Innenbezirke hinein, ohne eigentliche Schutztruppe und ohne Eisenbahnen im Inneren, bilden die Früchte dieses Systems und zugleich die Tragpfeiler, auf denen seine weitere gedeihliche Entwicklung beruht. Bemerkenswert erscheint allerdings in diesem Zusammenhang, daß keine unserer Kolonieen ein so glücklich ausgewähltes, so lange am Platze befindliches und so sehr mit dem Lande verwachsenes weißes Verwaltungspersonal besitzt, wie Togo. Und die große Mehrzahl dieser Männer, der Bezirksleiter und ihrer Gehilfen, ist nicht aus dem regulären Verwaltungs-Schematismus, sondern aus der verschiedenartigsten Vorbildung, zum Teil auch der militärischen Laufbahn, hervorgegangen. In Togo gilt tatsächlich das Wort, daß nicht die Art der formellen Vorbildung, sondern die Bewährung der administrativen Tüchtigkeit die besten Männer an ihren Platz

gebracht und auf ihm erhalten hat — was leider von unseren anderen Kolonieen bisher lange nicht in demselben Maße gesagt werden konnte. Was in Togo schon seit längerer Zeit die Regel ist, hört dort vielleicht eben auf, Ausnahme zu werden.

Was Südwestafrika betrifft, so bedarf es zu der gewünschten Linie von Seeheim nach Kalkfontein nur weniger Worte. Die Begründung, daß trotz der Bau- und Betriebskosten dadurch eine zweifellose Ersparnis gegenüber dem jetzigen Zustand hergestellt wird, daß infolge dieses Eisenbahnbaus die Truppenzahl dauernd verringert werden kann, ist vollkommen überzeugend. „Es darf damit gerechnet werden, daß im Süden drei Kompagnien Schutztruppe in Stärke von etwa 360 Mann und 570 Tieren weniger nötig sein werden, was einer jährlichen Kostenersparnis von 2 Millionen Mark gleichkommt. Diese Ersparnis genügt, um die gesamte Bahn in zehn Jahren vollständig abzuschreiben." Außer mit diesem Satz hat die Denkschrift aber auch mit ihren weiteren Annahmen über den wirtschaftlichen Nutzen der Linie, über die Stärkung des Deutschtums im Südbezirk durch die Herstellung einer leichteren Verbindungsmöglichkeit, und über die größere Unabhängigkeit des Südens von der Kapkolonie recht.

Was zunächst Verwunderung erregt, ist, daß die Denkschrift über die Notwendigkeit aller weiteren Bahnbauten in Südwestafrika, außer dieser Zweiglinie der Südbahn, vollkommen schweigt. Es ist weder von einer Verbesserung der trostlosen Zustände auf der Staatsbahn von Swakopmund nach Windhuk die Rede, noch von einer Verlängerung der Windhuker Bahn nach Süden und der Keetmanshooper Bahn nach Norden. Wie verlautet, hat die Regierung aber in der Budgetkommission in Aussicht gestellt, noch im Laufe des Sommers diesen weiteren dringlichen Notwendigkeiten für Südwestafrika näher zu treten. Das wäre in der Tat dankenswert; namentlich muß zwischen Karibib und Windhuk etwas geschehen, wo der jetzige Betrieb sowohl inbezug auf die allgemeine Finanzwirtschaft, als auch was die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Landes betrifft, einen auf die Dauer ganz unmöglichen Zustand darstellt.

Nicht so ohne weiteres wird man der Regierungsvorlage in Kamerun zustimmen können. Das, worum es sich handelt, ist die Verbindung zwischen Südkamerun und dem Verwaltungszentrum und wichtigsten Ausfuhrplatz Duala, an der Mündung des Wuri in das Kamerunbecken. Kamerun ist ein in seinen einzelnen Teilen sehr verschieden geartetes Land. Der Nordwesten, der Bezirk Bamenda und seine Nachbargebiete, enthält auf verhältnismäßig beschränktem Raum etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung, die fruchtbarsten Böden, die vorgeschrittensten Eingeborenenkulturen und die günstigsten klimatischen Verhältnisse. Es ist selbstverständlich, daß er durch eine Bahn mit afrikanischer Voll-, d. h. mit Meterspur, an den Ausfuhrhafen Duala angeschlossen wird, und ebenso ist zu erwarten, daß sich diese von Duala in der Richtung nach Norden auf das Manengubagebirge und die Landschaft Bamum zu führende, be-

reits im Bau begriffene Bahn mit der Zeit zu einer der zukünftigen großen innerafrikanischen Durchgangslinien entwickeln wird. In dem Wirkungsbereich der sogenannten Manengubabahn ist eine sehr bedeutende Belebung der Ausfuhrproduktion wie der Einfuhr in diesen begünstigten Teilen Kameruns zu erwarten. Zunächst ist ihre Aufgabe die, den produktenarmen und einer großen wirtschaftlichen Entwicklung unfähigen Urwaldgürtel zwischen der Küste und dem Manengubagebirge zu durchstoßen, so daß die Produkte des Hinterlandes den Weg zur Küste, der ihnen jetzt durch die hohen Trägerkosten und den Mangel an Trägerpersonal versperrt ist, finden können. In Südkamerun dagegen setzt sich der menschen- und produktenarme Küstenurwald bis weit ins Innere hinein fort, ja mit Ausnahme der Landstriche am mittleren Njong, der Hauptwasserader Südkameruns, ist dieser ganze Teil der Kolonie ein beinahe zusammenhängender Urwald. Damit ist auch gegeben, daß er im wesentlichen schlecht bevölkert ist. Wo es aber an Bevölkerung mangelt, da ist auf eine nennenswerte Steigerung der wirtschaftlichen Produktion in Afrika schwer zu rechnen. Die Hauptprodukte Südkameruns sind Kautschuk und Oelpalmen. Der Kautschuk wird in absehbarer Zeit, wenigstens was die natürlichen Urwaldbestände betrifft, nach dem Urteil der Sachverständigen, das mir in Kamerun wiederholt und von allen Seiten in gleichmäßiger Weise begegnet ist, ausgebeutet oder doch auf ziemlich geringe Erträge beschränkt sein. Abgesehen davon bildet er aber auch ein so hochwertiges Produkt, daß er die höchsten Transportkosten vertragen kann und ähnlich wie Elfenbein von der Eisenbahnverbindung relativ unabhängig ist. Die Oelpalme aber, die in Südkamerun ausgedehnte Bestände aufweist, bedarf zu ihrer Ausbeutung vor allen Dingen einer nicht zu spärlichen und einigermaßen arbeitswilligen Bevölkerung. Mit beidem steht es in Südkamerun durchschnittlich schwach. Selbst verhältnismäßig besser bevölkerte Gegenden, wie das Bakoko- und das Jaundeland, die in den Wirkungsbereich der geplanten Bahn fallen, halten an Volkszahl und Kulturstand nicht im entferntesten den Vergleich mit Bamum oder den Baliländern in Nordwestkamerun aus. Ich kenne gerade diese Gebiete aus eigener Anschauung, denn ich bin im Februar und März vorigen Jahres von Jaunde nach Edea in unmittelbarer Nachbarschaft der projektierten Bahntrace marschiert und habe die Verhältnisse mit Rücksicht auf die Möglichkeit eines Bahnbaus in diesen Gebieten beobachtet. Edea liegt am Sanaga, dem größten Fluß von Südkamerun, an der Stelle, wo ein großer Katarakt die Befahrung des Stromes weiter stromaufwärts verhindert. Von hier kann man bei günstigem Wasserstande durch den Sanaga und eine Seitenmündung, die er in das Kamerunbecken entsendet, den Kwakwakriek, zu Wasser nach Duala gelangen. Von Edea nach Onanabesa sind 240, von Edea nach Duala ca. 90 Kilometer. Namentlich diese letztere Strecke führt durch ein Terrain, das teils wegen seiner Sumpfbildung, teils wegen seiner vertikalen Geländeverhältnisse einem Eisenbahnbau außer-

ordentliche Schwierigkeiten entgegensetzt; außerdem sind zwei große und breite Flüsse, der Dibombe und der Sanaga, mit mehreren hundert Meter langen Brückenkonstruktionen zu überwinden. Zwischen Edea und Duala ist das Land zum größeren Teil so gut wie unbevölkert.

Der Hauptzweck der Südkamerunbahn ist kein wirtschaftlicher, sondern ein militärischer. In dem großen südlichen Waldgebiet wohnen verschiedene kriegerische Stämme, die teils noch nicht vollständig unterworfen und zur Unbotmäßigkeit geneigt sind, wie die menschenfressenden Njems, die Makka und andere, teils aus anderen Gründen der Verwaltung unzuverlässig erscheinen, wie die Jaundes. Gäbe es keine andere Möglichkeit, um der Gefahr eines Aufstands in Südkamerun zu begegnen, als den Bahnbau von Duala über Edea zum Njong, so müßte man sich nach Lage der Dinge damit bescheiden. In Wirklichkeit aber ist eine solche andere Möglichkeit vorhanden. Man kann z. B. von Kribi oder Longji an der Kameruner Südküste ausgehen und auf verschiedenen Tracen, zwischen denen die Wahl frei steht, mit einer Schmalspurbahn das Njong-Gebiet erreichen. Die Kosten hierfür würden sich nur auf einen Bruchteil des großen Projekts belaufen und der Effekt wäre derselbe. Dazu kommt, daß durch einen Bahnbau von Duala aus die an der Südküste etablierten Firmen die erheblichen Werte, die sie in ihre dortige Anlagen gesteckt haben, vollkommen verlieren würden. Wenn gegen die kleine Südbahn zugunsten der großen eingewendet wird, daß die Landungsverhältnisse an der Küste von Südkamerun viel schlechtere seien, als in Duala, so ist das richtig, aber erstens gehört z. B. die Reede von Longji noch lange nicht zu den schlimmsten in Westafrika, wie die bisherigen Erfahrungen beweisen, und zweitens wird es sich in Südkamerun aus den oben angeführten Gründen für absehbare Zeit ja gar nicht um eine große Güterbewegung handeln, sondern es handelt sich um die Notwendigkeit, eine beschränkte Warenmenge auf und ab zu befördern, die Bevölkerung von dem unwitschaftlichen und zerrüttenden Trägerdienst zu entlasten und einer etwa drohenden Aufstandsgefahr sofort wirksam entgegen treten zu können.

Etwa die Hälfte des dem Reichstag vorgelegten Eisenbahnprogramms entfällt auf Ostafrika. Von den ostafrikanischen Eisenbahnproblemen können eigentlich nur zwei als vollkommen spruchreif gelten: die Linie von Tanga am Westfuß des Usambara-Gebirges entlang in das Kilimandscharo-Merugebiet und die von Daressalam über Morogoro-Kilossa nach Uhehe. Von beiden Strecken ist je ein Anfangsstück, von Tanga an der Usambarabahn bis Mombo und von Daressalam bis Morogoro, fertig. Die Eisenbahnvorlage der Regierung sieht nur eine ganz kurze Fortsetzung der Usambarabahn vor, etwa um den fünften Teil der auf jeden Fall noch zu bauenden Strecke. Dagegen wird für den von Daressalam ausgehenden Strang mit einem Mal die Fortsetzung um 700 Kilometer über Kilossa bis nach Tabora verlangt. Damit wird die sogenannten Zentralbahn auf alle Fälle festgelegt, und die Bewilligung der an sich selbstverständ-

lichen und notwendigen übrigen Linien wird der Natur der Sache nach später keinen Schwierigkeiten ausgesetzt sein. Daß man bis an den Meruberg bauen muß, bezweifelt überhaupt niemand; strittig ist nur, ob späterhin eine Fortsetzung vom Merugebiet bis zum Viktoriasee, d. h. eine Verlängerung der Nordbahn um mehr als das Doppelte, ratsam sein wird. In dieser Beziehung vertritt der Staatssekretär Dernburg den Gedanken, daß es keineswegs notwendig ist, alsbald eine direkte deutsche Konkurrenzlinie für die Ugandabahn — eine solche würde durch die Verlängerung der Nordbahn bis zum See gegeben sein — herzustellen. Der wirtschaftliche Nutzen, den eine deutsche Bahn bis zum See für die Ufergebiete des großen ostafrikanischen Binnenmeeres gewähren würde, wird ihnen zum größten Teil auch durch die Ugandabahn gewährt, und das bloße Schlagwort, man solle die deutschen Waren nicht über die englische Bahn fahren lassen, ist in der Tat noch kein Grund für die Herstellung einer bloßen Konkurrenzlinie, deren Folge zunächst wahrscheinlich ein erbitterter, beide Seiten schädigender Tarifkampf sein würde. Diesem Standpunkt in der Nordbahnfrage, der natürlich keine Festlegung für alle Zeiten, sondern nur eine vorläufige Konzession an die tatsächliche Lage bedeutet, wird man ohne weiteres beipflichten können. Eine erheblich größere Verantwortlichkeit als bei der etwas dilatorischen Behandlung der Nordbahn, deren grundsätzlich notwendiger Weiterbau in der diesmaligen Vorlage eben nur markiert wird, übernimmt die Regierung dagegen dadurch, daß sie sich auf das Zentralbahnprojekt jetzt schon festlegt, obwohl es praktisch genügt hätte, das Stück von Morogoro bis Kilossa anzufordern, das einen etwa einjährigen Bauabschnitt repräsentiert. Etwa bei Kilossa muß der Gabelungspunkt für die e v e n t u e l l notwendige Zentralbahn nach Tabora und für die a u f j e d e n F a l l notwendige Uhehebahn liegen. Herr Dernburg kann für seine dem Reichstag gemachte Vorlage, was die Zentralbahn betrifft, eine so bedeutende Autorität wie die des früheren Gouverneurs von Ostafrika, Grafen von Götzen, ins Feld führen. Bekanntlich umfaßt das Graf Götzen'sche Eisenbahnprogramm für Ostafrika: 1. die Zentralbahn von Daressalam nach Tabora, 2. die Nordbahn von Tanga bis zum Meru und 3. die Südbahn von Kilwa zum Nyassa-See; außerdem noch eine Abzweigung von der Zentralbahn bei Kilossa nach Uhehe, einem voraussichtlich bedeutsamen Ansiedlungsgebiet für deutsche Farmer. Während aber Graf Götzen für die Zentralbahn die wirtschaftlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund stellt, fällt in der jetzigen Regierungsvorlage das Hauptgewicht auf die politische Seite, wenn auch die wirtschaftlichen Argumente mit vorgebracht werden. Die Denkschrift des Reichskolonialamts geht von dem Satze aus, daß die Landschaft Unjamwesi mit dem politischen und kommerziellen Mittelpunkt Tabora wegen ihrer Volkszahl (schätzungsweise eine Million Einwohner), wegen der relativen Arbeitsamkeit und Anpassungsfähigkeit ihrer Bewohner, der Wanjamwesi, und wegen ihrer zentralen Lage unter allen Umständen fest in der

Hand der Verwaltung liegen müsse, da ein Aufstand hier von besonders schlimmen Folgen begleitet sein würde. Die Frage ist nur, ob gerade die Zentralbahnroute für die Erreichung von Tabora der zweckmäßigste Weg ist und ob nicht eher eine Verbindung Tanga-Tabora vorzuziehen ist. Darn, daß der Hafen von Tanga in Zukunft eine Verbesserung und Erweiterung erfahren muß, besteht ohnehin kein Zweifel, und die Strecke von Tanga nach Tabora ist nicht nur etwas kürzer, als die von Daressalam nach Tabora, sondern die Trace würde auch auf dem ersteren Wege durch ein bedeutend besser bevölkertes und produktionsfähigeres Gebiet hindurchführen, als die Zentralbahn, deren schwächste Seite die anscheinende Unfruchtbarkeit und große Menschenarmut des größten Teiles der von ihr durchzogenen Landschaften diesseits von Tabora ist.

Um den richtigen Gesichtswinkel für die Anschauung unserer kolonialen und speziell der ostafrikanischen Eisenbahnfrage zu gewinnen, muß man freilich immer vor Augen haben, daß sich in Zukunft das dortige Eisenbahnnetz auf jeden Fall weit über die jetzt zur Diskussion stehenden Hauptprojekte hinaus entwickeln wird und daß es daher falsch wäre, eine Linie, die man jetzt vom Reichstag bewilligt bekommen kann, deshalb zu perhorreszieren, weil sie möglicherweise nicht die bestdenkbare ist. Unter diesem Gesichtspunkte haben es auch diejenigen Abgeordneten in der Budgetkommission, die der Haltung des Staatssekretärs in anderen wichtigen Fragen zunächst kritisch entgegentraten, für richtig gehalten, an einem gewissen Punkte ihre Kritik einzustellen — um nicht durch eine weitere Ausführung der bestehenden Gegensätze das Gelingen der Eisenbahnvorlage zu gefährden. Die angedeuteten Gegensätze werden über kurz oder lang freilich zum grundsätzlichen Austrag gelangen müssen, denn sie sind zurzeit nicht gelöst, sondern nur um höherer Interessen willen zurückgestellt. Am schwersten verständlich ist und bleibt die Haltung des Staatssekretärs in der Frage der weißen Ansiedlung in Ostafrika. Wenn z. B. von offiziöser Seite in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung darauf hingewiesen wird, daß selbst am Kilimandscharo und am Meru sich bereits Landknappheit geltend mache, daß der Umfang des wirklich kulturfähigen Gebiets an den beiden großen Vulkanen nicht nur in der Heimat, sondern auch im Schutzgebiet erheblich überschätzt werde, wenn selbst für diejenigen Gebiete, wo Autoritäten wie Robert Koch und alle dort seit lange ansässigen Missionare und Beamten die Besiedlungsfähigkeit durch Weiße positiv bezeugen, auf die großen klimatischen Gefahren u. s. w. hingewiesen wird, so kann das doch nur in dem Sinne verstanden werden, daß eine stärkere weiße Einwanderung unerwünscht ist. Ebenso bleibt die Frage der Eingeborenenarbeit oder der Arbeitsverpflichtung der Neger ein Punkt, an dem die Ansichten des Kolonialamts und der erfahrenen Afrikanern — keineswegs nur der Ansiedler, sondern auch der alten Beamten und Offiziere — so stark von einander abweichen, daß eine positive Auseinandersetzung inbetreff dieser Probleme über kurz oder lang

unvermeidlich ist. Einstweilen bleibt jedenfalls die Tatsache bestehen, daß wesentliche Punkte in dem kolonialwirtschaftlichen System des Staatssekretärs von zweifellos sachverständiger Seite teils direkt abgelehnt, teils in ihrer, wie man meint, einseitigen Herausarbeitung beanstandet werden. Es sind dies aber Fragen, in denen eine exakte und augenblickliche Entscheidung der Natur der Dinge nach überhaupt unmöglich ist, in denen sich vielmehr für den unmittelbaren Augenschein erst allmählich durch den Gang der Entwicklung herausstellen kann, auf welcher Seite das Recht liegt, und man darf auf keinen Fall über den bestehenden Differenzen die Tatsache vergessen, daß wir in dem Eisenbahnprogramm und in den Grundsätzen kolonialer Finanzwirtschaft, wie sie Herr Dernburg aufgestellt hat, zum ersten Mal, seit das deutsche Reich Kolonien besitzt, etwas Großzügiges auf diesem Gebiete vor uns haben — ein Programm, das als Ganzes zu bewerten ist und als Ganzes nur mit Bewunderung und Dank begrüßt werden kann.

Paul Rohrbach.

Enteignungsvorlage, Vereinsgesetz, Wahlreform.

Die Enteignungsvorlage für die Ostmarken ist schließlich zwar nicht in der Abmilderung der Herrenhauskommission, aber auch nicht in der scharfen Form der Regierungsvorlage, sondern in der Mittelform, die ihr das Abgeordnetenhaus gegeben hatte, angenommen worden. Aber nicht nur diese Abmilderung (Beschränkung auf 70 000 Hektar; Zulässigkeit der Enteignung nur im Anschluß an schon bestehende Siedelungen und bei der Unmöglichkeit einer Abrundung durch freien Ankauf usw.), sondern die ganze Verhandlung, die Diskussion und die Art der Annahme haben die Bedeutung des Gesetzes im politischen Sinne recht wesentlich modifiziert. Zwar, das gefährliche Prinzip eines Eingriffs in das Privateigentum, nicht zu sozialen, sondern zu politischen Zwecken, ist bestehen geblieben, aber die energische Opposition, die sich dagegen geltend machte, die im Herrenhause das Gesetz noch beinah zum Scheitern gebracht hätte, aber auch im Abgeordnetenhause nur mit Mühe unterdrückt wurde, hat die Gefahr, daß wir auf diesem Wege weiter fortschreiten könnten, von vornherein sehr abgemildert. Es ist kaum denkbar, daß, wenn die 70 000 zugestandenen Hektar aufgebraucht sind, Abgeordnetenhaus wie Herrenhaus ihre Zustimmung zu einem zweiten Gesetz dieser Art geben sollten, und es ist sicher, daß die Regierung ein Gesetz, das sie ohnehin nur gegen die Opposition eines großen Teils ihrer allerbesten Freunde hat durchbringen können, nur mit der äußersten Vorsicht und Schonung in Anwendung bringen wird. Manche Andeutungen des Fürsten Bülow klangen so, daß er wünsche, daß die Enteignung überhaupt nicht tatsächlich in Anwendung komme, sondern nur als prinzipielles Druckmittel bestehe. So stehen wir also nach dem Gesetz ganz

so wie vorher: die Hakatisten sehen es an als einen Schritt auf dem Wege der bisherigen Politik, dem mit der Zeit noch weitere und noch stärkere folgen werden, bis das Polentum völlig gebrochen und vernichtet am Boden liegt; die Politiker sehen darin ein Mittel, den Polen die Macht und die Entschlossenheit des preußischen Staates zu zeigen, um sie schließlich, zwar nicht alle, aber doch einen sehr erheblichen Teil, willfährig zu machen, sich dem preußischen Staatsgedanken ein- und unterzuordnen.

Man könnte einwenden, daß dieser Zweck doch eigentlich nicht erreicht sei, ja ganz umgekehrt, die Polen durch den Gang der Verhandlungen sich in ihrem Trotz und ihrem Selbstbewußtsein nur gestärkt und gehoben fühlen müßten. Ob so und so viel Hektar polnischen Bodens enteignet werden, darauf kommt schließlich so viel nicht an; für die guten Preise, die sie erhalten, siedeln die Polen sich anderwärts wieder an, und ihre Stärke liegt überhaupt nicht in ihrem Grundbesitz, sondern in ihrer fest zusammenhaltenden Volksmasse. Nun aber haben sie namentlich durch die Verhandlungen im Herrenhause gesehen, ein wie starker und wichtiger Teil auch der regierenden Kreise in Preußen gegen diese ganze Politik ist; sie stehen unter dem Eindruck, daß der Hakatismus auf dem letzten Loch pfeife: wie sollen sie da zu größerer Nachgiebigkeit gestimmt worden sein?

Ich glaube doch, daß diese Erwägungen, die mir mehrfach entgegengetreten sind, nicht zutreffen. Allerdings ist ja die Schwere des Schlages, die in dem Enteignungsgedanken an sich liegt, sehr abgeschwächt worden sowohl durch die Milderungen im Gesetz selbst, wie durch die im Abgeordnetenhaus und Herrenhaus gehaltenen Reden, aber der Eindruck, daß der preußische Staat opponierende Elemente scharf und immer schärfer anzupacken imstande sei, ist doch der überwiegende. Freilich, die hakatistische Vorstellung, daß durch solche Mittel ein so starkes Volkstum wie das polnische dazu gebracht werden könne, sich selbst aufzugeben, ist jetzt ganz gewiß in noch viel weiteren Kreisen als vorher als eine Illusion und als Phantasiepolitik erkannt; unter diesem Gesichtspunkt war die ganze Verhandlung über die neue Ostmarkenvorlage unzweifelhaft ein Sieg des Polentums, eine Niederlage der bisherigen Regierungspolitik. Aber unter dem andern Gesichtspunkt, daß die Polen nicht national vernichtet, sondern nur zur Einfügung in unsern Staatsgedanken gezwungen werden sollen, ist dieses neue Gesetz doch als ein Erfolg zu betrachten und die Aussicht, daß wir in absehbarer Frist in diese Bahnen einlenken werden, nicht gesunken sondern gewachsen.

Ich bin gegen das Gesetz gewesen, weil ich die schädlichen Nebenwirkungen für das ostmärkische Deutschtum für sehr groß halte, und weil nach meiner Kenntnis des Polentums dieser Schlag gar nicht mehr nötig war. Die Stimmung ist bereits reif; die Elemente des polnischen Volkes, die bereit sind, sich unter Wahrung ihrer Nationalität unserm Staatsgedanken einzugliedern, sind so erheblich, daß man sie sammeln und gegen den nationalpolnischen Radikalismus mit guter Aussicht auf Erfolg ins

Feld führen könnte, sobald man will. Nachdem das Gesetz angenommen ist, sind natürlich diese „preußischen Staatsbürger polnischer Nationalität" für den Augenblick in sehr schwieriger Lage, aber es fällt doch auf der andern Seite auch schwer ins Gewicht, wie sehr in den Debatten von deutscher Seite betont worden ist, daß, wenn die Polen sich nur auf den Boden des preußischen Staates stellen wollten, oder anders ausgedrückt, wenn sich zeige, daß „die preußischen Staatsbürger polnischer Nationalität" nicht bloß Offiziere ohne Soldaten seien, man sehr bereit sei zu einem vernünftigen Friedensschluß. Wenn der Gruppe des Fürsten Radziwill, der Herren von Turno, von Dziembowski, Napieralski, von den polnischen Radikalen entgegengehalten wird, wie grausam die preußische Regierung ihre polnischen Untertanen behandle, so können diese sich doch auch darauf berufen, wie sehr ihnen von preußischer Seite, auch von dem Fürsten Bülow selbst, versichert worden ist, daß die Polen diese Behandlung ihren Radikalen verdanken und daß vieles anders werden würde, wenn man sich entschließe, der sinn- und aussichtslosen Propaganda für einen einheitlichen polnischen Nationalstaat zu entsagen.

Das Ueble an dieser Politik, weshalb ich mich nie habe entschließen können, sie zu billigen, ist, daß man nicht sicher sein kann, ob sie auch in dem dargelegten Sinne gemeint ist, vielmehr, daß die Väter dieser Politik sie ganz sicher nicht so gemeint, sondern einen Nationalitätenkampf daraus haben machen wollen, dieser Unsicherheit des Zwecks aber als ganz sicheres Ergebnis die schweren moralischen und nationalen Schädigungen, die das Deutschtum dabei erleidet, gegenüberstehen. Das ostmärkische Deutschtum ist, wie namentlich auch in dem Bernhardschen Buche klar und ziffernmäßig erwiesen, durch den Hakatismus zum Rückgang gebracht worden, während das Polentum eine gewaltige moralische und nationale Stärkung erfahren hat. Viele der besten Kenner der ostmärkischen Verhältnisse nehmen an, daß auch das neue Gesetz das Deutschtum nicht fördern, sondern zu einem verstärkten Abzug aus der Provinz treiben werde. Die soziale und politische Unfreiheit unter der stets lauernden Aufsicht der Hakatisten und der immer schärfer einschnürende Boykott der Polen machen das Leben in den gemischtsprachigen Landschaften für den Deutschen immer weniger erträglich. Die in der letzten Statistik angegebene kleine Vermehrung der Deutschen, minimal wie sie ist, wird von Kennern des Landes für Illusion gehalten. Dazu kommt der üble Ruf, den uns diese Politik bei den andern Kulturvölkern macht. Welche Mühe geben wir uns, mit Austausch-Professoren und wechselseitigen Besuchen in England und Amerika etwas bessere Stimmung für uns zu machen, aber die Gegenarbeit der Polen überwältigt und verschlingt das alles. Nehmen wir dazu die Abstumpfung des Sinnes für Recht und Billigkeit, die ein solcher Kampf naturgemäß mit sich bringt, und die sich dann nicht bloß auf das Kampfgebiet beschränkt sondern sich über das ganze Staatswesen, das Volksempfinden und die Gesinnung des Beamtentums ausdehnt, so sieht man, wie sehr nicht nur

die Polen, sondern auch die Deutschen Grund haben, das Ende des Kampfes herbeizusehnen.

Der letzte Satz führt uns hinüber auf den zweiten Gegenstand unsrer diesmaligen Betrachtung: das Vereinsgesetz, das im Reichstage beraten wird. Ein höchst verständiges, nach allen Seiten wohl erwogenes Gesetz, das allen modernen liberalen Anschauungen Rechnung trägt, ohne den Prinzipien unsrer überlieferten staatlichen Autorität etwas zu vergeben, ein solches Gesetz und mit ihm der als die Erlösung von der Herrschaft des Zentrums begrüßte Block drohen zu scheitern — am Hakatismus. Es wäre eine wahre Nemesis, wenn so der nationale Aufschwung, der so freudig und hoffnungsvoll mit der Reichstagsauflösung im Dezember 1906 einsetzte, sich selbst wieder zerstörte, wenn der Erfolg des Hakatismus, nachdem er gegen das Polentum sich ohnmächtig erwiesen, nun noch wäre, Deutschland unter die Herrschaft des Zentrums zurückzuführen.

Die Regierungsvorlage will den fremdsprachigen Elementen im Deutschen Reich das Recht nehmen, Volksversammlungen in der Muttersprache abhalten zu dürfen. Was diese Vorschrift eigentlich für einen Zweck hat, ist nicht ausgesprochen worden. Daß man die Leute dadurch gewöhnen wolle, deutsch zu sprechen, kann man doch wohl kaum annehmen, und wenn und soweit es geschähe, hätte das Deutschtum wahrlich keinen Vorteil davon, denn was in diesen Versammlungen erzwungenerweise in deutscher Sprache gesagt würde, würde sich natürlich nur mit unendlich gesteigerter Leidenschaft gegen das Deutschtum wenden, wie ja auch die weitere Verbreitung der deutschen Sprache bei den Polen durch unsere Volksschulen nicht zu einer Annäherung zwischen den Nationalitäten geführt, sondern im Gegenteil die Polen mit neuen kräftigen Mitteln zu unsrer Bekämpfung ausgestattet hat. Die doktrinäre Argumentation unsrer Nationalisten, das Deutsche Reich sei ein nationaler Staat, folglich dürfe in allen öffentlichen Angelegenheiten nur deutsch gesprochen werden, beweist zu viel, denn der richtige Schluß würde lauten: folglich dürfen nur Deutsche Staatsbürger sein und nur deutsche Kinder auf dem Reichsboden zur Welt gebracht werden. Freilich sind wir ein deutscher Staat, aber leider vermöge der historischen Entwicklung mit Einsprengung gewisser recht erheblicher fremder Bestandteile, die wir nicht in der Lage sind, zu Deutschen zu machen und die wir deshalb als praktische Politiker suchen müssen in unser nationales Staatswesen so gut wie es gehen will einzupassen.

Der offizielle Grund, den Herr von Bethmann-Hollweg für die Notwendigkeit der Unterdrückung der fremden Versammlungssprachen angegeben hat, ist, daß die Regierung nicht die genügende Zahl sprachkundiger Beamten habe, um alle diese Versammlungen zu überwachen. Ob man diesen Grund gelten lassen will, hängt davon ab, ob man meint, daß die Beamten um des Volkes willen oder das Volk um der Beamten willen da ist. Wäre es wirklich der letzte Grund der Regierung, so könnten die Freisinnigen guten Muts den ganzen Paragraphen streichen, denn man kann

sich kaum vorstellen, daß die Regierung lieber ihre Blockpolitik in Stücke gehen lassen möchte als ein paar Dutzend Beamte anhalten, eine fremde Sprache zu lernen.

Daß der Regierung an der Sache selbst so sehr viel liegt, kann man um so weniger annehmen, wenn man sich klar macht, wieviel Widerwärtigkeiten die Ausführung eines solchen Gesetzes bringen muß. Die Volksversammlung soll in deutscher Sprache stattfinden: aber darf man in Volksversammlungen auch kein lateinisches, französisches oder englisches Zitat mehr sagen? Oder kein polnisches? Darf man innerhalb einer deutschen Rede einen polnischen Zeitungsartikel vorlesen? Darf man mehrere solcher Artikel vorlesen? Was wirkt mehr zur Erhitzung des polnischen Nationalgefühls gegen das Deutsche Reich, die immer wiederholte Auflösung von Versammlungen wegen der eingeflochtenen Verlesung eines polnischen Artikels oder die freien Versammlungen in polnischer Sprache, die eben dadurch beweisen, daß die Nationalität nicht gekränkt wird?

Der letzte und wahre Grund des Sprachenparagraphen ist natürlich der politische, daß man die Gelegenheit wahrnehmen will, auch durch ein Reichsgesetz die preußische Polenpolitik zu stützen und den Polen eine neue Fessel anzulegen. Da nun aber die Aufhebung des Rechts der Muttersprache in den Volksversammlungen die Aufhebung oder wenigstens eine sehr starke und peinliche Einschränkung des Versammlungsrechts für den zehnten Teil der preußischen Staatsbürger bedeuten würde, so steht sie mit den Grundsätzen des Liberalismus in unvereinbarem Gegensatz, und die Regierung, die gerne Blockpolitik machen möchte, ist dadurch in einen gefährlichen Konflikt mit den Freisinnigen geraten.

Der Kompromiß, über den man sich vorläufig geeinigt hat, besagt, daß bei Wahlversammlungen für alle Zeit und in den Kreisen mit mehr als 60 % alteingesessener polnischer Bevölkerung noch für zwanzig Jahre die Sprachfreiheit bestehen bleiben soll. Die Fristbestimmung mit den zwanzig Jahren ist ein kluger Gedanke und kann ohne Bedenken von beiden Seiten akzeptiert werden. Denn binnen zwanzig Jahren muß sich gezeigt haben, welche von beiden Auffassungen im Recht ist. Setzt sich die hakatistische Politik wirklich durch und besteht auch noch nach zwanzig Jahren, so will ich zugestehn, daß ich mit meiner Kritik von je Unrecht gehabt habe, und dann mag man auch den Polen die Sprachfreiheit in den Versammlungen nehmen. Behält aber umgekehrt die Kritik recht und das deutsche Volk gibt den Hakatismus als eine unfruchtbare und unmögliche Politik wieder auf, grade wie den Kulturkampf, so behalten auch die Polen eo ipso ihre Sprachfreiheit. Weniger rationell, vielmehr ganz irrationell ist die Scheidung zwischen den Kreisen mit über und unter 60 % Polen. Aber da die Wahlversammlungen frei bleiben, so wird die Linke dem Kompromißgedanken dieses Opfer bringen können und müssen. Der Punkt des Anstoßes, über den am schwersten herüberzukommen sein wird, liegt merkwürdigerweise da, wo die Polen eigentlich garnichts zu

suchen haben, nämlich in Westfalen. Von den westfälischen Bergleuten ist ein sehr großer Teil fremder Abkunft, neben den Polen auch Kroaten, Ruthenen, Italiener. Diese durch die Betriebsamkeit des Kapitals herangezogenen Fremden sind in vieler Beziehung ein sehr unliebsames Element inmitten der eingesessenen Bevölkerung; sie stehen kulturell und moralisch recht tief, sie sind zum größten Teil nicht gewerkschaftlich organisiert und machen den deutschen Arbeitern als Lohndrücker Konkurrenz. Von Ethikern sind schon die schwersten Vorwürfe gegen die Bergwerksbesitzer erhoben, weil sie in ihrer Gewinngier mit dieser Einmischung fremder Kulis das germanische Volkstum schädigten. Kommt es nun einmal zu einem Streit zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, so hängt, wie man weiß, für beide Seiten alles von der Einigkeit ab. Für die Arbeiter ist es überaus schwer, die verschiedenartigen Fremden unter ihrer Fahne zu sammeln und bei der oft recht komplizierten Taktik dieser Arbeiterkämpfe die Führung in der Hand zu behalten. Wird es ihnen in Zukunft verboten, sie durch Führer aus ihrer eignen Mitte in ihrer eignen Sprache anreden zu lassen, so ist jede selbständige Arbeiterbewegung in diesen Gegenden so gut wie ausgeschlossen. Man mag nun über solche Arbeiterbewegungen denken wie man will — ich selber sehe durchaus nicht das soziale Heil in ihnen und weiß, wieviel Unsinniges, Demagogisches und Schädliches dabei mitspielt und herauskommt — soviel ist doch klar, daß eine derartige Unterdrückung der Bewegungsfreiheit schlechterdings sich nicht mit dem Geist moderner Sozialpolitik verträgt und daß im besonderen die Freisinnigen, wenn sie sich in den Augen der gesamten Arbeiterschaft nicht gradezu um allen Kredit bringen wollen, eine solche Gesetzesbestimmung nicht zulassen dürfen. Umgekehrt wird vermutet, daß manche Nationalliberale, die zu den Bergwerksbesitzern halten, grade um dieser Nebenwirkung wegen so eifrig für den Sprachparagraphen eintreten. Gelingt es der Geschicklichkeit des Staatssekretärs von Bethmann-Hollweg, auch in dieser Frage noch einen für die Freisinnigen annehmbaren Kompromiß zu stande zu bringen, so möchte ich, so wenig ich dem Hakatismus hold bin und so peinlich ich die Freiheitsbeschränkung als des deutschen Volkes unwürdig empfinde, doch schließlich für die Annahme des Gesetzes eintreten, denn wird es abgelehnt, so hat der Gedanke der Blockpolitik eine Niederlage erlitten, von der er sich kaum wird wieder erholen können.

Die jüngste Reichstagsrede des Fürsten Bülow hat gezeigt, wie gern er in dieser Richtung fortarbeitet, und wie ernst es ihm damit ist, das anscheinend so unmögliche Werk, Freisinn und Konservative gleichzeitig zu befriedigen, nicht fallen zu lassen, sondern langsam, wie es nicht anders sein kann, und doch stetig fortzuführen.

Die Freisinnigen verlangen zum Teil ernsthaft, zum Teil aus wahltaktischen Gründen die Einführung des Reichstagswahlrechts auch in Preußen. Es galt diese Forderung mit schlechthin unzweideutiger Entschiedenheit abzulehnen, ohne doch irgendwie den Verdacht zu erwecken, daß

dies Wahlrecht im Reiche selber bedroht sei. Mit ausgezeichneter Feinheit entwickelte der Kanzler, wie man im Reichstag mit diesem Wahlrecht auskommen könne, weil hier die starken nationalen Impulse in den Volksmassen in Kraft gesetzt werden können und die Demagogie der auflösenden und staatsfeindlichen Parteien niederhalte. Die letzten Wahlen haben es gezeigt. In den Einzelstaaten aber, denen die Pflege der Kulturaufgaben obliegt, kann der Pulsschlag der eigentlichen Politik nie so lebendig sein und deshalb ist der Schluß, daß das Wahlrecht, welches im Reiche gut sei, auch in Preußen gut sein müsse, von vorherein hinfällig. Was deshalb für Preußen gut sei, ist damit noch nicht gesagt. Daß das heutige Dreiklassen-System nicht länger haltbar ist, braucht nicht mehr bewiesen zu werden: wie sind nun aber die konservativen und die freisinnigen Ansprüche bei einer Reform miteinander auszugleichen?

Minimal erschienen die Konzessionen und in ihren Umrissen nur grade angedeutet, die der Kanzler in seiner Rede im Abgeordnetenhause am 10. Januar ankündigte, und auch in der Rede im Reichstag hat er nichts anderes gesagt, als was er auch schon im Abgeordnetenhause mitgeteilt. Aber das, was hier als ein bloßer Schatten erschien, hatte jetzt kräftigere und deutlichere Konturen angenommen. Was aus der Rede im Abgeordnetenhaus nur recht Feinhörige herausgehört hatten, daß nämlich der leitende Staatsmann bereit sei, falls es die Volksvertretung fordere, die geheime statt der öffentlichen Abstimmung einzuführen, das ist jetzt mit vollkommener Deutlichkeit zur Aussprache gelangt, und das ist eine Konzession, mit der die Freisinnigen sich zufrieden geben können und werden. Es bleiben noch Fragen genug: wie das statt der Klassen einzuführende Pluralwahlrecht zu gestalten ist; wie weit die Korrektur der bestehenden Wahlkreise auszudehnen ist u. s. w. Aber da gibt es allenthalben Mittelwege, über die man bei dem nicht zu bezweifelnden guten Willen auf beiden Seiten sich schon einigen wird. Das Entscheidende, Prinzipielle war die Abschaffung der unerträglichen Unfreiheit und Unwahrhaftigkeit, die mit der öffentlichen Wahl verbunden ist. Indem der Kanzler hier die richtige Direktive gegeben, ist eine neue, hoch einzuschätzende Bürgschaft für den Fortbestand des Blockes gegeben und das wird hoffentlich auch auf die Abstimmungen über das Vereinsgesetz und das Börsengesetz zurückwirken.

29. 3. 08. Delbrück.

Von dem Oberpräsidenten der Provinz Posen, Herrn von Waldow, Exzellenz, habe ich folgende Berichtigung erhalten.

Posen, den 10. März 1906.

Euere Hochwohlgeboren haben in der Politischen Korrespondenz des März-Heftes 1908 der Preußischen Jahrbücher ausgeführt:

„Der Oberpräsident von Waldow tut was er kann, um den Strom zu dämmen, aber es ist alles vergeblich. Einer der Führer

der Bewegung trat unter der persönlichen Einwirkung des Oberpräsidenten mit einer öffentlichen Erklärung von der Agitation zurück, aber nach zwei Tagen erließ er eine neue Erklärung, in der er seine Unterschrift aufrecht erhielt."

Hierzu bemerke ich ergebenst, daß diese Ausführungen den Tatsachen nicht entsprechen; ich habe weder auf einen der Führer der gegen die Ostmarkenvorlage gerichteten Bewegung eingewirkt, noch habe ich auf andere Personen einzuwirken versucht, um sie in ihrer Meinungsäußerung über die Ostmarkenvorlage zu beschränken.

Ich darf annehmen, daß Euere Hochwohlgeboren Gelegenheit nehmen werden, den Sachverhalt richtig zu stellen und bin mit dem Ausdruck vollkommener Hochachtung

Euerer Hochwohlgeboren ergebener
v. Waldow,
Ober-Präsident.

Die Berichtigung des Herrn Oberpräsidenten stellt fest, daß er auf Niemand einzuwirken gesucht hat, um ihn in seiner Meinungsäußerung über die Ostmarkenvorlage zu beschränken. Ich nehme gern Akt von dieser Erklärung, benutze jedoch die Gelegenheit, den Herrn Oberpräsidenten darauf aufmerksam zu machen, daß ihm unterstehende hohe Beamte tatsächlich das, was er selber perhorresziert, getan haben und zwar nicht einmal, sondern mehrfach. Nach den Grundsätzen der Disziplin im preußischen Beamtentum dürfte der Vorgesetzte für solche Abwegigkeiten seiner Untergebenen mit verantwortlich gemacht werden können. Oder wäre am Ende ein Unterschied zu machen zwischen einer Einwirkung, um Meinungsäußerungen zu beschränken, und einer Einwirkung um Meinungen zu bilden?

Delbrück.

Während der Monate April bis Oktober dieses Jahres werde ich eine kolonialwirtschaftliche Studienreise nach unserem ostasiatischen Interessengebiet und nach Ostafrika unternehmen. Die Ergebnisse dieser Reise werden gleichzeitig in Form eines fortlaufenden Berichts in den Preußischen Jahrbüchern erscheinen. Während der Zeit meiner Abwesenheit hat Herr Dr. Gustav Roloff, Privatdozent der Geschichte an der Universität Berlin, meine Vertretung übernommen. Rohrbach.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Acta Borussica. — Behördenorganisation. IV. Band 1. Hälfte geb. M. 19.—, 2. Hälfte geb. M. 18.—. IX. Band geb. M. 20.—. Berlin, Paul Parey.

Bauer, Dr. Johannes. — Schleiermacher als patriotischer Prediger. (Studien zur Geschichte des neuen Protestantismus Heft 4) M. 10.—, geb. M. 11.—. Giessen, Alfred Töpelmann.

Beiträge zur Arbeiterstatistik Nr. 7. Die Fortschritte der Arbeitsstatistik in den wichtigsten Staaten. Zweiter Teil. Bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt. Abteilung für Arbeiterstatistik. Berlin, Carl Heymann.

Blennerhassett, Lady Charlotte. — Maria Stuart, Königin von Schottland 1542—1587. Nach den neuesten Forschungen und Veröffentlichungen aus Staatsarchiven dargestellt. M. 4.20, geb. M. 5.20. Kempten, Jos. Kösel.

Brausewetter, Arthur. — Die neue Göttin. Roman. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. Berlin, Otto Janke.

Cassel, H. — Amerikanisches Geschäftsleben. M. 1.50. Berlin, Karl Curtius.

Corinth, Lovis. Das Erlernen der Malerei. M 7.50. Berlin, Paul Cassirer.

Deutsche Wehr-Politik der Zukunft. Von einem Ausland-Deutschen. M. 3.— Zürich, Zürcher & Furrer.

Dilthy, Friedr. Otto. — Die Geschichte der Niederrheinischen Baumwoll-Industrie. M. 1,60. Jena, Gustav Fischer.

Erhebungen über die Wirkungen des Handwerker-Gesetzes. Veranstaltet Anfang 1905. Mit Anhang. Nachträgliche Erhebung über die Tätigkeit und die Erfolge der Handwerkskammern nach dem Stande am 31. Oktober 1907. Bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Berlin, Carl Heymann.

Fastrez, A. — Ce que l' armée peut être pour la nation. (Instituts Solvay, Travaux de l'Institut de Sociologie. Actualités sociales.) Bruxelles et Leipzig, Misch et Thron.

Finsler, Georg. — Homer. M. 6.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Fischer, Theobald. — Mittelmeerbilder, neue Folge. M. 6.—. Leipzig, B. G. Teubner.

Flügel, O — Monismus und Theologie. M. 7 — Cöthen, Otto Schulze.

Gaede, Udo. — Schiller und Nietzsche als Verkünder der tragischen Kultur. Berlin, Hermann, Walther.

Glocke, Die. — Monatshefte für Literatur und Wissenschaft. Heft XII. Jahrespreis 3 Dollar, für das Ausland 4 Dollar. Einzelheft 25 C. Evanston-Chicago, U. S. A. Verlag der Glocke.

Goldscheid, Rudolf. — Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie, Menschenökonomie. Eine Programmschrift. M. 5 —, geb. M. 6.—. Leipzig. Dr. Werner Klinkhardt.

von Halle, E. — Die Weltwirtschaft. Ein Jahr- und Lesebuch, 2. Jahrg., 3. Teil: Das Ausland. M. 5.—. Leipzig. B. G. Teubner.

Handel-Mazzetti, Deutsches Recht und andere Gedichte. Elegant geb. M. 3.—. Kempten und München, Jos. Kösel.

Manuskripte werden während des Monats April erbeten unter der Adresse der Verlagsbuchhandlung.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Paul Rohrbach,
Berlin - Friedenau, Isoldestr. 1. Telephon: Amt Friedenau 739.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Druck von J. S. Preuß, Berlin SW. 19, Kommandantenstr. 14.

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt: Seite

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1908.

Ausgegeben den 29. April 1908.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Anton Korwan, Homburg v. d. H.: W. von Schnehen, Energetische Weltanschauung? (S. 340.) — O. D. Chwolson, Zwei Fragen an die Mitglieder des deutschen Monistenbundes. (S. 342.) — Professor Dr. Adolf Matthaei, Cuxhaven: K. Fischer, Gesammelte Aufsätze über David Friedrich Strauß. (S. 343.)

Theologie. Prof. Dr. Adolf Matthaei: J. Geffken, Christliche Apokryphen. (S. 344.) — A. Bertholet, Religionsgeschichtliches Lesebuch. (S. 345.)

Geschichte. Prof. Dr. Adolf Matthaei: A. E. Berger, Die Kulturaufgaben der Reformation. (S. 347.) — E. Kelter, Ein Jenaer Student um 1630. (S. 348.) — Dr. Ernst Müller, Hamburg: J. L. Reimer, Grundzüge deutscher Wiedergeburt. (S. 349.) — Dr. Johannes Ziekursch, Breslau: H. Fechner, Wirtschaftsgeschichte der preußischen Provinz Schlesien in der Zeit ihrer provinziellen Selbständigkeit 1741—1806. (S. 350.) — Dr. Paul Müller, Berlin: W. Steffens, Hardenberg und die ständische Opposition 1810/11. (S. 351.) — H. Triepel, Unitarismus und Föderalismus im Deutschen Reiche. (S. 352.) — K. Larsen, Ein modernes Volk im Kriege. (S. 352.)

Literatur. Marie Fuhrmann, Greifswald: Eichendorff, Dichter und ihre Gesellen. — Gedichte. — Ph. O. Runge, Gedanken und Gedichte. (S. 354.) — H. Eschelbach, Das Tier. (S. 357.) — A. Ular, Die gelbe Flut. (S. 357.) — W. Eggert, Eines Dichters Liebe. Ed. Mörikes Brautbriefe. (S. 359.)

Theater-Korrespondenz.

—r—: Berliner Schiller-Theater: Shakperes Bezähmte Widerspenstige. (S. 363.)

Politische Korrespondenz.

D.: Block, Sozialdemokratie und Landtagswahlen. (S. 369.)

Reform der Beamtenbesoldung.

Von

Dr. Ferdinand Elz.

Wie auf manchem andern Gebiete, so wird auch auf dem der Gehaltsaufbesserung der Beamten „fortgewurstelt". Zuerst sollten wegen der ungünstigen Finanzlage die höheren Beamten ausgeschlossen werden, nun ist die ganze Vorlage bis zur Ordnung der Finanzen zurückgestellt, aber auch, wenn das geschehen, sollen nach den neuesten Eröffnungen im Abgeordnetenhause die höheren Beamten nicht bedacht werden. Damit bleibt dann eine Verzahnung stehen: Die höheren Beamten werden den Anspruch aufrecht erhalten, daß auch ihnen eine Gehaltsaufbesserung zuteil werden müsse, ihnen werden sich all' diejenigen Beamten andrer Kategorien anschließen, die auf irgend eine Weise darzutun vermögen, daß sie, absolut genommen, nicht genügend bedacht worden seien, an deren Ansprüchen werden sich wieder andre mit den neuerdings so erfolgreichen Berufungen emporranken. Und damit beginnt der Kreislauf aufs Neue; eine Beruhigung wird nie eintreten.

Die Ursache zu dieser chronisch gewordenen Unruhe liegt darin, daß die Gehaltsaufbesserungen planlos vorgenommen worden sind. Wenn die Preissteigerung der unmittelbarsten Lebens-Notdurft und -Nahrung zu augenfällig geworden war, wurden die Einkommen erhöht. Diese Erhöhungen können allenfalls für die Unterbeamten — schon durch Vergleich mit dem Einkommen der Arbeiter — einigermaßen zutreffend bemessen werden, für die oberen Beamten ist ein ähnlicher Anhalt kaum zu finden. Ihnen soll das Diensteinkommen mehr bieten, als zur Bestreitung der unmittelbarsten Lebens-Notdurft und -Nahrung erforderlich, sie sind auch viel mehr als die Unterbeamten davon abhängig, daß die fortschreitende Kultur ständig neue Lebensbedürfnisse hervorbringt, die — früher kaum geahnt — binnen kurzem unentbehrlich geworden zu sein scheinen,

jedenfalls aber unausweichlich bestritten werden müssen. Aber all' diese vielfältigen, noch dazu individuell und regional verschiedenen Bedürfnisse richtig zu erfassen, gegeneinander abzuwägen, aus dem Resultat eine Norm für die Lebenshaltung der oberen Beamten und daraus wieder ein angemessenes Diensteinkommen abzuleiten, das dürfte in der Tat unmöglich sein. Indeß, anstatt das Problem von einem andern Ausgangspunkte anzufassen, hat man sich begnügt, die Gehaltserhöhungen für die oberen Beamten willkürlich zu greifen. Noch neuerdings ist im Abgeordnetenhause der, übrigens wohlmeinende, Vorschlag gemacht worden, die Gehälter der Unterbeamten um 15, die der mittleren um $12^1/_2$, die der höheren Beamten um 10 v. H. aufzubessern; auch hierfür dürfte sich, besonders hinsichtlich des Verhältnisses der Abstufungen zueinander, kaum eine innerlich haltbare Begründung geben lassen.

Diese durchgehende Planlosigkeit trägt jetzt ihre bösen Früchte. Mit den bisher gewährten Erhöhungen ist das Richtige nicht getroffen. Unsere gesamte Beamtenschaft leidet unter dem niederdrückenden Gefühle, daß ihr Diensteinkommen dem allgemein gestiegenen Volkswohlstande nicht mehr entspricht, daß ihre Lage trotz der schon durchgeführten Aufbesserungen sich relativ verschlechtert hat, daß sie von Schicht zu Schicht gesunken ist. Das Leben unsrer Beamten ist heute freudloser, sorgenvoller, als es das ihrer Vorgänger in gleichen Stellungen vor etwa fünfzig Jahren war.

Gewiß, von eigentlicher Not, im schärfsten Sinne des Wortes, sind die oberen Beamten zur Zeit noch nicht gedrückt, aber empfindliche Einschränkungen sind unvermeidlich, um Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht zu halten. Man wende hier nicht ein, der Beamte brauche ja den allgemeinen Luxus nicht mitzumachen, er müsse seine Ausgaben nach seinen Einnahmen einrichten, man komme auch nicht mit der wohlfeilen Phrase von altpreußischer Bedürfnislosigkeit und Entsagungsfähigkeit. Der großen Masse der Ausgaben *kann* der Beamte sich garnicht entziehen, eben weil er mitten im modernen Leben steht, in dem er sich für seinen Beruf tauglich und geeignet halten muß. Was irgendwie entbehrlich ist, das muß er sich ohnehin versagen, damit aber auch all' das, was gegenüber dem Aufreibenden, Austrocknenden seines Berufes zur Abspannung, Erfrischung und zur Erhebung geeignet und notwendig ist.

Wer über vierzig bis fünfzig Jahre zurückblicken kann, weiß, daß es so früher nicht gewesen ist.

Zunächst soll nun ein Ueberblick gegeben werden, um wieviel die Beamteneinkommen in den letzten fünfzig Jahren gesteigert worden sind. Der Uebersichtlichkeit wegen sind nur die Durchschnittseinkommen der Beamtenklassen aufgeführt, wie sie sich durch das Wohnungsgeldzuschuß-Gesetz gebildet haben; hierbei ist noch Klasse I wegen ihrer Ausnahmestellung und wegen der geringen Zahl der ihr Angehörenden außer Betracht gelassen. Klasse II besteht im wesentlichen aus den Mitgliedern der Zentralbehörden, Klasse III aus den Mitgliedern der Provinzialbehörden, Klasse IV aus den mittleren, Klasse V aus den Unterbeamten. Als Einkommensverbesserungen sind eingetreten: Gehaltserhöhungen, deren umfassendste im letzten Jahrzehnt durchgeführt worden ist, die Gewährung des Wohnungsgeldzuschusses, ferner der Fortfall des Gehaltsabzugs für die Bildung des Pensionsfonds, endlich die Uebernahme der Witwenpension auf Staatsfonds.

Das Durchschnittseinkommen in diesen vier Wohnungsgeldzuschußklassen betrug

	1857	1907
in 122 Stellen der Klasse II:	6645 M.	9684 M.
„ 353 „ „ „ III:	3111 „	4880 „
„ 164 „ „ „ IV:	1840 „	3077 „
„ 113 „ „ „ V:	905 „	1626 „

in Prozenten ausgedrückt beträgt die Steigerung:

in Klasse II:	46 v. H.
„ „ III:	57 „ „
„ „ IV:	67 „ „
„ „ V:	80 „ „

Die Verhältniszahlen waren

	Klasse II	III	IV	V
1857 (905 = 1 gesetzt):	$7^1/_8$	$3^1/_2$	2	1
1907 (1626 = 1 gesetzt):	6	3	$1^7/_8$	1

Die Einkommen der oberen Beamten sind also verhältnismäßig gegen die der Unterbeamten zurückgeblieben; es mag dahingestellt bleiben, ob mit Recht oder Unrecht, schon weil, wie oben ausgeführt, sich nicht ermitteln läßt, in welchem Verhältnis die Einkommen der oberen Beamten zu denen der Unterbeamten stehen müßten, sodann aber auch, weil nicht erwiesen ist, daß überhaupt die Steigerung der Unterbeamten-Einkommen von 905 auf 1626 M. angemessen oder ausreichend ist.

Ueber die Angemessenheit der Beamteneinkommen kann nur ein Vergleich ihrer Entwicklung mit der des allgemeinen Volkswohlstandes Klarheit verschaffen. Es bedarf hier keines Nachweises, daß sich parallel mit dem Steigen des Volkswohlstandes die Kaufkraft des Geldes vermindert, und daß in Zeiten günstiger wirtschaftlicher Entwicklung Fortschritte der Lebenshaltung vorzugsweise allgemeines Bedürfnis werden. Ein Einkommen muß also, um gleichwertig zu bleiben, sich parallel mit dem allgemeinen Volkswohlstande bewegen: Wer zu den oberen Zehntausend gehörte, ist in seiner sozialen Stellung gesunken, — mag auch sein Einkommen absolut gewachsen sein —, wenn z. B. Zwanzigtausend höheres Einkommen als er haben. Und hiermit sind wir an der Fehlerquelle angelangt: man hat nicht darauf Bedacht genommen, die Beamten nach ihrem Einkommen in derjenigen sozialen Schicht zu erhalten, der sie Jahrzehnte lang angehört hatten. Um dies nachzuweisen, ist eine Betrachtung notwendig, in welchen Einkommensschichten die Beamten vor etwa 50 Jahren standen, und in welchen sie jetzt stehen.

Auskunft über die Einkommensverhältnisse der Bevölkerung des Preußischen Staates im Jahre 1854 gibt eine Abhandlung von Dr. Engel: „Die Klassen- und klassifizierte Einkommensteuer und die Einkommensverteilung im Preußischen Staate in den Jahren 1852 bis 1875" in der Zeitschrift des Kgl. Preußischen Statistischen Bureaus 1875. Es waren 1854 eingeschätzt:

Oberhalb der Steuerstufe von	6000—7200 M. (entsprechend der Wohnungsgeldzuschuß-Klasse II:	9 486	Personen
„ „ „ „	3000—3600 M. (W.G.Z.Kl. III)	32 200	„
„ „ „ „	1500—1950 „ (W.G.Z.Kl. IV)	97 376	„
„ „ „ „	900—1050 „ (W.G.Z.Kl. V)	253 539	„

Dagegen im Jahre 1906 (nach der „Staftitik der preußischen Einkommensteuer-Veranlagung für das Jahr 1906", Bearbeitung des Kgl. Preußischen Statistischen Landesamts) waren eingeschätzt:

Oberhalb der Steuerstufe von	7000—7500 M.: . .	132 542	physische Personen
„ „ „ „	3300—3600 „ . .	389 717	„ „
„ „ „ „	1800—2100 „ . .	910 309	„ „
„ „ „ „	900—1050 „ . .	3 335 736	„ „

Das würde also bedeuten: Eine Person, welche mit einem Einkommen von 6645 M. im Jahre 1854 zu den oberen Zehntausend gehörte, befindet sich jetzt nicht einmal mehr unter den oberen Hunderttausend. Zweierlei ist allerdings hierbei zu berücksichtigen:

Erstens: Durch die veränderte Einschätzung vom Jahre 1892/93 ab sind die steuerbaren Einkommen jetzt viel schärfer erfaßt. Dieser Tatsache wird man mehr als genügend Rechnung tragen, wenn der Unterschied der Einschätzungen von 1891/92 und 1892/93 von den Zahlen für 1906 voll abgezogen wird.

Zweitens: Es muß die veränderte Bevölkerungszahl Preußens in Ansatz gebracht werden, sie hat sich von 1855 bis 1906 von 17 203 000 auf 36 830 000, also auf 214 v. H. vermehrt. Demnach werden die Zahlen von 1854, um sie mit denen von 1906 vergleichbar zu machen, mit 2,14 multipliziert werden müssen. Dann stellen sich folgende Reihen gegenüber:

Steuerstufen von 1854	Mit 2,14 multiplizierte Zahlen von 1854	Steuerstufen von 1906	Die berichtigten Zahlen von 1906
6000 – 7200 M.	20 300	7000 – 7500 M.	93 773
3000 – 3600 „	68 908	3300 – 3600 „	327 096
1500 – 1950 „	208 384	1800 – 2100 „	819 795
900 – 1050 „	542 573	900 – 1050 „	2 689 910

Das heißt: Eine Person, welche (unter Berücksichtigung der vermehrten Bevölkerungszahl) früher zu den oberen Einundzwanzigtausend gehörte, steht jetzt nicht einmal mehr in den oberen Neunzigtausend, u.s.w.

Umgekehrt: Ermittelt man, welches Einkommen heute die vier Beamtenklassen haben müßten, um in diejenige soziale Stellung wiedereinzutreten, die sie 1854 nach ihrem Einkommen innerhalb der allgemeinen Einkommensschichten hatten, indem man die Einkommen des einundzwanzigsten, des neunundsechszigsten u.s.w. Tausends — jedoch wieder unter Berücksichtigung der schärferen Einschätzung von 1892/93 ab — herausnimmt, so ergibt sich für:

W.G.Z.Kl.	II	statt 9 684 M. :	23 500	bis	24 500 M.
„	III	„ 4 880 „ :	8 500	bis	9 500 „
„	IV	„ 3 077 „ :	6 000	bis	6 500 „
„	V	„ 1 626 „ :	2 400	bis	2 700 „

als historisch begründetes und zustehendes Einkommen. Diese Zahlen zeigen, wie tief der reich gewordene Staat seine Beamten unter diejenige Schicht hat sinken lassen, in welche sie das vergleichsweise arme Preußen vor 1850 gestellt hatte.

Jene alte Berlinerin hatte recht, die einmal sagte: In meiner Jugend wohnten die Geheimräte und Excellenzen eine Treppe — jetzt wohnen sie drei Treppen.

Bei vorstehenden rein theoretischen Untersuchungen ist auf die ungünstige Finanzlage Preußens und des Reichs keinerlei Rücksicht genommen. Wenn man jedoch das Resultat dieser Untersuchungen in die Praxis überführen will, wird naturgemäß die Rücksicht auf das finanzielle Ergebnis und dessen Unvereinbarkeit mit dem derzeitigen Stande unsrer Finanzen in den Vordergrund treten müssen. Schwerlich wird sich selbst der kühnste Optimist zu dem Glauben aufschwingen, daß das verlorne Terrain jemals wieder ganz zu gewinnen sei, daß die Beamten durch Einkommenserhöhungen jemals wieder in ihre früheren Stellungen innerhalb der Bevölkerungsschichten werden eingewiesen werden können. Wohl aber kann und muß gefordert werden, daß das willkürliche Bemessen der Einkommensverbesserungen nicht fortgesetzt werde, daß namentlich nicht die am meisten beeinträchtigten höheren Beamten bei den Einkommensverbesserungen übergangen werden, daß also die jetzige Planlosigkeit aufhöre, damit die Beamten nicht noch weiter heruntersinken. Wenn ein liberaleres Verfahren unmöglich sein sollte, so nehme man etwa die Stellungen, in welche die Beamten nach der allgemeinen Aufbesserung des vorigen Jahrzehnts gekommen waren, als normal an, ermittele, zu welchen Bevölkerungsschichten nach Tausenden oder Zehntausenden die verschiedenen Beamtenklassen damals gehörten, und setze fest, daß sie — unter Berücksichtigung der steigenden Bevölkerungsziffer — in diese Schichten durch Einkommensregulierung zurückzuversetzen und später darin zu erhalten sind. Es habe z. B. eine Beamtenklasse im Jahre 1896 70 000 physische Personen mit höherem Einkommen über sich gehabt, und der Bevölkerungszuwachs habe bis 1908 25 v. H. betragen, so würde ihr im Jahre 1908 ein derartiges Einkommen zu gewähren sein, daß sie 87 500, rund 90 000, Personen mit höherem Einkommen über sich behält. —

Nach derartiger allgemeiner planmäßiger Regulierung, die zur Schonung der Finanzen auf zwei oder drei Jahre verteilt werden könnte, würde eine periodische Regulierung etwa von fünf zu fünf Jahren einzuführen sein, und zwar ebenfalls derart, daß nicht in einem Jahre sämtliche Beamtengehälter, sondern daß in jedem Jahre etwa ein Fünfteil (mit den Mindestbesoldeten angefangen) reguliert werden.

Diese periodische Regulierung hätte für die Finanzverwaltung den unbestreitbaren Vorteil, daß sie jährlich von vornherein eine gewisse Summe für die Einkommensaufbesserungen disponieren müßte, also nicht, wie jetzt, unvorhergesehen in die Lage kommen kann, die Gehälter sämtlicher Beamten mit einem Schlage, trotz ungünstigster Finanzlage, aufbessern zu sollen. Müßten, um jene Mittel bereit zu stellen, einige Luxusausgaben, die jetzt unter der Firma „Für Kulturzwecke" gefordert und bewilligt werden, insbesondere auch Luxusbauten, zurückgestellt oder beschränkt werden, so wäre das kein Schade: wenn ein Hausvater, der seine Hausgenossen nicht genügend ernähren, bekleiden, behausen kann, verhältnismäßig so viel für nur wünschenswerte Zwecke ausgäbe, wie der preußische Staat, so würde man ihn einen **bonus pater familias** kaum nennen können.

Bei diesen periodischen Einkommensregulierungen würden dann auch die wunderbar feinen Unterschiede in der Bemessung der Gehälter für wesentlich gleichwertige Beamtenklassen beseitigt werden können, die zudem bei ihrer Geringfügigkeit den heutigen Geldverhältnissen garnicht mehr entsprechen, die „Berufungen" würden aufhören oder mit Fug zurückgewiesen werden können, vor allem aber, es würde die Unruhe in der Beamtenschaft, das fortwährende Streben nach Gehaltsaufbesserung, das schon zu unleidlichen, dem Staatswohle zuwiderlaufenden Erscheinungen geführt hat, aufhören, denn die Einkommen aller Beamten entwickeln sich dann automatisch parallel dem allgemeinen Volkswohlstande; selbstverständlich würden sie sich aber auch, wenn der Volkswohlstand einmal sinken sollte, ebenso automatisch — und mit vollem Rechte — verringern.

Der Große Kurfürst schrieb 1667 seinem Nachfolger vor: „Ihr müsset Eure Räte und Diener also unterhalten und rekompensieren, daß sie Euch zu Ehren leben können, und nicht Ursache haben mögen, auf andre Mittel zu gedenken, . . . damit sie also bloß und allein von Euch dependieren, und sonst auf Niemand in der Welt ihr Absehen haben." —

Worte hoher staatsmännischer Weisheit. Es ist an der Zeit, daß ihnen wieder Geltung verschafft werde!

Zur Psychologie der Kunst Anselm Feuerbachs.

Von

Ernst Cohn.

Vollkommene Harmonie im Menschen kann nur das Resultat eines Kampfes sein. Menschen allein, die in ernstem Ringen um ihren Zusammenhang mit der Welt all ihre Jugendköstlichkeiten aufgeopfert haben, um zu erkennen, daß zwischen ihrer Psyche und dem Treiben der anderen gar kein Zusammenhang besteht, finden ihre Ruhe in ernster Einsamkeit, die vollendete Harmonie ist. Objektiver als alle anderen sehen sie unter die Menschen, weil ihrer subjektiven Betrachtung die Gesamtheit der anderen gleichgültig ist. Und nur das, was ihnen Objekt des Genießens ist, hat Wert für sie.

Zeiten allgemeiner Ruhe haben viel, Zeiten des Kampfes wenig solcher Menschen hervorgebracht. In Hellas, in Indien, in Japan war zeitweise die ganze kultivierte Oberschicht aus ihnen geformt. So mußten diese Namen bei der Erziehung zum Genießen förmlich zum Kampfruf werden, indeß unruhige Zeiten den inneren Sinn solcher Kulturen mißverstanden. Es ist kein Zufall, daß Lessing, der doch ein feiner Genießer war, gerade an einem Bildwerk die ästhetischen Grundsätze der Antike aufzeigen zu können glaubte, das zu den Werken des Phidias sich verhält, wie Bernini zu Donatello. Die Epoche war zu unruhig, zu kampferfüllt. Auch die Reformation hat nur zwei solcher Menschen geschaffen: Erasmus von Rotterdam und den jüngeren Hans Holbein. Das Bild des Erasmus im Louvre, das der andere gemalt hat, zeigt das vollkommene Aufgehen beider Naturen. Des Erasmus zuckende Lippen genießen das geistvolle Wort, das seine Hand schreibt, und Holbeins Pinsel nimmt den Genuß auf. Luther und die anderen waren Kampfnaturen, selbst Dürer rechnet nicht zu der Nachbarschaft jener beiden. Wenn er nach Luthers Gefangennahme in dem bekannten Gebet gerade den Erasmus aufruft, an den verlassenen Platz zu treten,

so beweist das, wie wenig er solche Menschen verstand. Nur sehr kultivierte Zeiten überhaupt sind fähig, sie abzuschätzen. Leben sie in kulturloser Zeit, so ist ihr Jugendkampf um so schwerer, und der Widerstreit, ob ihr Wille oder die Anschauung ihrer Umgebung recht hat, beherrscht ihn. Um so stärker, um so vollkommener wird nachher die Harmonie in ihnen. Aber sie werden immer einsam sein.

Wir können es heute kaum noch verstehen, daß man Feuerbachs nackte Kinder und die keuschen Akte seines Parisurteils unsauber fand. Er ist aber, vielleicht auf dem ganzen Wege von Michelangelo und Dürer zu uns, der einzige gewesen, dessen künstlerisches Klarheitsbedürfnis den nackten Körper in allen seinen Funktionen zeichnerisch zu beherrschen strebte und ihn doch nicht zerlegte, sondern als Organismus sah. Es ist ungemein interessant, den Weg zu verfolgen von seinem frühen Blumenmädchen in Karlsruhe, der das Hemd abgestreift ist, um noch den Schulteransatz freizulegen, bis zum Titanensturz, der zum Vergleich nur neben Michelangelos jüngstes Gericht gestellt werden darf. Aber noch zwei Generationen vorher hatten die dichtenden und malenden Romantiker geglaubt, katholisch werden zu müssen, um Künstler zu sein, und für die Erben ihrer Kunst, jene Historienmaler, die nach ihnen den Geschmack in Deutschland führten, war die Kunst nur eine Ausdrucksform für Gedanken, etwa in demselben Sinn wie die Hieroglyphe für das Wort. Ihnen also mußte die Entblößung von Körpergelenken, nicht aus dem Gegenstand des Bildes heraus, sondern aus architektonischem Bedürfnis bei den Gestalten Feuerbachs als unkeusche Nacktheit erscheinen, da sie die Forderung nach der Logik der Einzelfigur in sich kaum stellten: ihnen, denen das Bild um so reicher war, je mehr die Handlung in Einzelheiten sich zersplitterte, mußte Feuerbach gedankenarm erscheinen. Denn er sucht die Bildeinheit, das heißt, die Bildklarheit, ebenso wie die Klarheit der einzelnen Körper.

Sein ganzes Wollen ist vollendete Harmonie. Seine Aufsätze und Briefe sind ebenso klar gefügt, wie seine Gemälde. Er ist wie die Weissagung einer Zukunft, die erst unsere Zeit zu erfüllen beginnt, in seine Epoche hineingeschleudert worden, und es war unmöglich, daß sie ihn verstand. Auch Allgeyer verehrt ihn, aber begreift ihn nicht. Es muß zwischen beiden eines jener Freundschaftsverhältnisse bestanden haben, wie es bei bedeutenden Menschen sich öfter findet. Sie brauchen irgend jemanden, der ihnen ergeben ist, an den sie ihren Reichtum verschenken können, manchmal nur,

um diesen eigenen Reichtum zu genießen. Aehnlich steht Eckermann zu Goethe, und über einen solchen Freund Hegels hat Heine einmal ergötzlich geplaudert. Aber Allgeyer ist doch persönlich bedeutend genug, um Feuerbach zu einer Zeit zu schätzen, wo niemand ihn kannte, und taktvoll genug einer so empfindlichen Psyche gegenüber. Die Art, wie er in seinem Buch die eigene Person in den Hintergrund stellt, beweist das. Eckermann hat weniger vornehm geschrieben. Immerhin wurzelt Allgeyer zu tief in seiner Zeit, um Feuerbachs Bilder, oder gar die Psyche, aus der sie entsprungen sind, beurteilen zu können. Er erzählt, daß Feuerbach als Knabe einmal gezüchtigt wird und versucht, sich das Leben zu nehmen, und nennt das tragikomisch. Wir aber fühlen, daß in dieser Scham schon jene Sensitivität ruht, aus der seine Kunst sich bildete, und daß er damals einen von jenen Schmerzen erlitt, die in unserer jungen Generation die Härte der vorhergehenden an jedem Tag lebendig macht. Nur aus dieser Intensität des Empfindens ist Feuerbach zu verstehen, ihre allmähliche Steigerung ist seine künstlerische Entwicklung. Jenes Suchen nach Klarheit und Harmonie im Bildausdruck wie im einzelnen Gebilde, das heißt sein Streben nach monumentalem Stil, entspringen aus ihr. — Dieser Stil ist besonders im Verhältnis zur Unkultur der Zeitgenossen, immer als Problem empfunden worden, am stärksten von Neumann*), der doch keine psychologische Lösung gibt. Der Feinheit des Empfindens gegenüber aber hat man ein Recht, wenn man die Schriften der Ahnen Feuerbachs gelesen hat, von Familienkultur zu sprechen. Diese Sensitivität ist angeboren; in der Form sind seine ersten Bilder ebenso harmonisch wie seine letzten. Allgeyer spricht davon, daß Feuerbach Linien oft um Messerrückenbreite verschoben habe, um die Formen gegeneinander abzustimmen, und die Feinfühligkeit ist für ihn ebenso charakteristisch, wie sie seiner ganzen Zeit abgeht. Es gab für solche Sensivität nur eine Art des Fortschrittes: Feuerbachs Auge mußte für immer leisere Eindrücke empfindlich werden, mußte immer zartere Farben, immer ruhigere Linien als ausdrucksvoll erkennen, ohne daß die Augen der anderen ihm zu folgen vermochten. Er von sich aus kann das nicht verstehen und schreibt:**) „Wenn man doch endlich aufhören wollte, von der herben Keuschheit meiner Bilder zu reden; sie sind alle weich, und bloß, weil niemand die Form sieht und alle an breiartig

*) Preuß. Jahrbücher Bd. 62 (1888) S. 57., wiederholt in des Verfassers Kampf um die neue Kunst. S. 196 ff.
**) Allgeyer-Neumann Bd. II. S. 299.

knochenlose Mollusken gewöhnt sind, stehen sie mit offenem Maule davor." Hatte er in seiner Jugend im Reichtum der Bewegung und Farbe und in einer gewissen impressionistischen Art, mit der er in Paris und Antwerpen Bekanntschaft gemacht hatte, die Mittel für den Ausdruck gefunden, so verschwindet nun allmählich alles Laute aus seinen Bildern, sie werden gleichmäßig ruhig in Farbe und Form, harmonisch abgestimmt in den Tonwerten und von größter innerer Einheit. Darum wirken die Bilder seiner ersten großen Zeit so einfarbig und reliefartig, fast wie Durisschalen. Hier, wo ihm in Deutschland die meisten Augen nie ganz haben folgen können, ist er dem monumentalen hellenischen Stil am nächsten gewesen. Darum mutet das Karlsruher Gastmahl des Plato, das der Gipfelpunkt dieser Entwicklung ist, so echt hellenisch an, so abgeklärt, wie Platos Schrift selbst. Der Gegenstand hätte jeden sonst zu sinnlicher Behandlung gereizt: Eine angetrunkene Schar, die unter einen Kreis von Philosophen fährt, wie Mänaden in einen Tempel des Apoll. Feuerbachs hellenische Ruhe aber gibt den Hauptteil des Bildes den schlichten Linien der Philosophengruppe, stellt vor sie wie eine wuchtige dorische Säule den Agathon mit den ruhig fließenden Faltenzügen des Gewandes hin, dessen Gebärde das ganze Bild zu beruhigen scheint, und überbrückt den Zwischenraum bis zu der stürmischeren Gruppe mit den ruhigen Vertikalen der Architektur. Seine Zeitgenossen aber können diesen Raum im Bilde nur als unausgefüllt empfunden haben. In der Gruppe des Alkibiades dieselbe Mäßigung, Feuerbach gibt die ausgelassen grüßende Gebärde des Alkibiades fast in demselben Tempo wie die Geste des begeisterten Hafis in einem seiner Erstlinge. Dieses Streben nach Beruhigung, dessen Begründung bereits gegeben wurde, erklärt die Objektivität, mit der das ganze Bild und seine Einzelheiten, etwa der köstliche Akt der vorantanzenden Auletris gezeichnet ist. Er gibt das Maß: Wenn die Zeitgenossen Feuerbachs einen weiblichen Akt zeichneten, so malten sie ihn entweder asketisch keusch, wie die Nazarener, und negierten ihn durch sich selbst,*) oder sie sahen ihn dirnenhaft, mit der Weichheit des Fleisches, die ihre Sinnlichkeit zu sehen wünschte. Beide sahen nur mit ihrer Subjektivität, Feuerbach aber ist objektiv, er beobachtet und zeichnet ruhig, führt alle Schönheit des Aktes vor Augen und läßt doch keine Bewegung in Gelenken und Muskeln

*) Ein interessantes Beispiel für diese Unfähigkeit ist W. v. Kaulbachs: Wer kauft Liebesgötter?, das äußerst obscön, aber ohne jede starke Formsinnlichkeit ist.

unklar. Der konstruktive Akt ist schön, Klarheit der Körperfunktionen ist künstlerisches Bedürfnis, Wahrhaftigkeit ist Schönheit, ist Harmonie. So wird Feuerbach Bürger jenes Hellas, in dem Körperschönheit ein täglicher ästhetischer Genuß, und der ästhetische Genuß zum geistigen wurde, wie der geistige, etwa der philosophische, zum ästhetischen.

Wenn man bei uns fast stets Feuerbach und Böcklin nebeneinander stellt, so wird Böcklin gern als Hellene bezeichnet, während Feuerbachs Eigenart bisher für uns noch auf keine Formel zu bringen war. Böcklin aber ist Deutscher durch und durch, in seinen Farben ein direkter Schüler des jüngeren Hans Holbein und namentlich des Matthias Grünewald, und nur die Faune und Nymphen ließen seine Art als spezifisch hellenisch erscheinen. Ganz mit Unrecht. — Böcklins Allegorien sind visionär, er gibt eine Stimmung in der Landschaft, die sich in jenen Wesen konzentriert und diese ihm vor Augen führt, eine Art, in der er Corot äußerst nahe steht. Feuerbach aber gibt die Stimmung in der allegorischen Figur selbst. Er stellt eine Frau hin mit einer Geige, streng und ernst in Farbe und Form, mit tiefen Augen, von jener herben Schlichtheit, die er Poesie nennt. Sie symbolisiert in diesem Frühwerk schon in gleicher Art, wie später in der Iphigenie, die man gut eine Allegorie der Sehnsucht nennen kann. Einige ganz eigenartige Künstler — u. a. Francesco Cossa, Sandro Botticelli, Hans Baldung Grien — haben Allegorien gleicher Art, aber typisch sind sie nur für Hellas. Praxiteles enthüllt eine Frau, meißelt all ihre Schönheit in den Stein und stellt sie als knidische Aphrodite, als die Schönheit selbst, vor die Augen des Volkes. Erst die hellenistische Kunst bringt die Attribute, und das Parallelzeitalter der christlichen Epochen, Spätrenaissance und Barock, nimmt sie auf. Aber das waren Zeiten mit wenig einfacher Anschauungsart.

Jene „Poesie“ ist ein Frühwerk und bezeichnet mit dem Karlsruher Bild „Dante und die edlen Frauen“ zusammen den Uebergang vom farbigen zum tonigen Stil. Das Gegenständliche ist in beiden Bildern nur Ausdruck der Stimmung; jede dieser wandelnden Frauen ist für sich nur ein leiser Ton in dem getragenen Rhythmus des langsamen Schreitens, der als Ganzes, als Melodie vollendet harmonisch klingt. Nur die Einfachheit der Farbe fehlt noch, um diesen Rhythmus zum einzigen Gedanken des Bildes zu machen.

Vier Jahre später bringt die Pietà auch hier die Vollendung. Ernst und herb ist das ganze Bild, edel im Zusammenklang der

Farben und Formen. Alle Farben sind gedämpft, aber umso feiner gegeneinander abgestimmt, alle Linien sind beruhigt und doch ausdrucksvoll. Wie die Madonna mit dem Leichnam zu einem Einzigen verbunden ist, das hat seit Michelangelo niemand in so großen Zügen der sich begegnenden und sich ausweichenden Linien gegeben. Und trotzdem diese einheitlich große Form das ganze Bild beherrscht, ist doch in ihm völliges Gleichmaß. Die breitgelagerte Gruppe wird als Bildwert aufgewogen durch eine ebenso massige, durch die drei Frauen, die der überhängende Felsblock zu einem Ganzen bindet. Man muß Vergleiche suchen, um die Größe des Bildes ganz abschätzen zu können, etwa Böcklins Bild gleichen Gegenstandes. Auch hier verhüllt die Madonna das Haupt*), aber sie kommt als Halbfigur — die Feuerbach, weil die untere Partie unklar bleibt, stets als unarchitektonisch gemieden hat — hinter dem Katafalk hervor, und die Verbindung durch den nach vorn überfallenden Mantel ist allzu äußerlich. So gehen die Körper nicht ineinander auf und heben den Gegensatz zwischen der Ruhe des Toten und dem Aufschrei der Lebendigen, der bei Feuerbach ausgeglichen ist, auch äußerlich scharf hervor. Das ist zwar realistischer, aber weniger edel. Der Engel im prachtroten Gewand, der sich tröstend herabneigt, und die anderen, die halb mitleidig, halb neugierig hinter den Wolken hervorschauen, beeinträchtigen in ihrer genreartigen Auffassung und in der Lebendigkeit der Farbe den Ernst des Bildes. Böcklin steht hier dem Gefühl der Menge näher, die von der Kunst zu sehr bequemen Genuß erwartet, um strengsten Ernst ohne Milderung ertragen zu können, Feuerbach aber schafft für die, denen die Herbheit zum edelsten Genuß wird. Sein Idealismus ist nicht Verklärung, sondern das Suchen des reinen, objektiv klaren Ausdrucks, das Suchen des letzten Typus. Dinge, die ein anderer zum Genrebild hätte gestalten müssen, wie der Hafis am Brunnen und vor allem die Idylle von Tivoli, werden durch diese Art der Idealisierung zu Gebilden von monumentaler Einfachheit, wie irgend eines von den Monumental-Gemälden seiner großen Zeit.

Wenn diese auch vor allem durch drei Bilder, das Karlsruher Gastmahl, das Parisurteil und Orpheus und Eurydike, von denen

*) Man hat allen Grund, an eine Anlehnung an Feuerbach zu glauben, ebenso wie es auffallen muß, daß Feuerbach 1863 in einem Brief (Allgeyer-Neumann Bd. II. S. 16) den Plan zu einem Bilde „Odysseus und Kalypso" so entwickelt, wie Böcklin es 1880/81 gemalt hat.

das letzte vielleicht das am unmittelbarsten empfundene ist, in Zeit und Stil genau festgelegt wird, so ist doch Feuerbachs Art nie konstant, nie ohne Entwicklung gewesen, was man freilich bei denkend schaffenden Künstlern von vornherein voraussetzen muß. Der Weg wird klar, wenn man die drei Iphigenien in zeitlicher Abfolge nebeneinander stellt. Die stehende Iphigenie ist stolz und groß, die sitzende in Darmstadt verträumt in ihrer Sehnsucht, und bei der Stuttgarter ist man gezwungen, an Sentiment zu denken. Dabei sollen ihre Vorzüge den Bildern der Zeitgenossen gegenüber, ihre statuarische Größe und Einheitlichkeit nicht weggeleugnet werden, aber innerhalb des Werkes Feuerbachs muß man von einem Herabstimmen des Tones sprechen. Man verfolge einen anderen, etwa den Medea-Gedanken, in seiner Entwicklung. Im Berliner Entwurf liegt, gegenüber der verzweifelnden Unsicherheit der Amme und der robusten Sicherheit der Schiffer der Hauptton auf Medea, die in der Mitte des Bildes, ruhig und sicher, kaum ihres Knaben achtend, dahinschreitet. Trotz dieser Dreiteilung hält die Landschaft das Bild im Gleichgewicht; ein breitgelagertes Felsmassiv nimmt Medea und die Amme in seine Silhouette auf und steht der wuchtigen Schiffergruppe entgegen. Das ausgeführte Münchener Bild ist weniger kraftvoll in seinen Absichten. Medea beschäftigt sich, wenn sie auch vielleicht nicht innerlich dabei beteiligt gedacht ist, mit ihren Kindern, und wie damit ein weicher Gefühlsausdruck an die Stelle eines herben getreten ist, so tritt in der Bildarchitektur eine weichere Schönheit an Stelle der konstruktiven. Eine fortlaufende Größensteigerung in den Gestalten führt den Blick auf Medea hin und vertritt zugleich das sicher Abgewogene des Entwurfes. Die Landschaft scheidet aus. Die Figuren sind eng aneinander geschoben, so daß kaum ein Durchblick bleibt; unmittelbar über den Köpfen schneidet das Bild ab. Die Absicht geht offenbar seit 1870 dahin, die Stimmung, für die die Landschaft bisher wesentlich tragender Faktor ist, aus der Gesamtheit des Bildes in die Gestalten allein zu verlegen, deren Ausdruck nun entsprechend gesteigert werden muß. Daher die schließliche Konzentration des ganzen Medeagedankens in die Einzelfigur, die nun für die starke Stimmung, die sie tragen soll, nicht ausreicht und im Ausdruck ebenso posiert, wie die Stuttgarter Iphigenie, daher die Ueberfüllung des Raumes im zweiten Gastmahl, und schließlich das Zusammendrängen der Gruppen in der Nürnberger Amazonenschlacht, die bei aller bereits in neue Bahnen weisenden Großartigkeit doch weniger gegliedert ist, als der Entwurf. Aber das sind Erscheinungen

eines Ueberganges, unter dem die Bildeinheit notwendig leiden mußte. Die Zeit, in der Feuerbachs sensitive Psyche allein auf Verfeinerung ausging, ist vorbei, die Absicht geht nun darauf, den monumentalen Ausdruck für den Bildgegenstand zu finden. Diese Entwicklung ergab sich fast selbstverständlich, je männlicher seine Art wurde. Es war notwendig, daß Feuerbach auf dem Wege zwischen der Auflösung des einen Prinzips und der Festigung des anderen zur reinen Historienmalerei kommen und den Modemalern seiner Zeit, die nur die Vorgänge, freilich ohne Konzentration und ohne Stimmungseinheit, malten, begegnen mußte, so nahe, daß man versucht ist, den Umschwung als Beeinflussung durch den Zeitgeschmack zu erklären. Nur in dieser Zeit sind die Nürnberger Historienbilder denkbar. Aber er hat damals naturgemäß jeder Art von Historienmalerei, nicht nur der deutschen seiner Zeit, nahe gestanden, am nächsten der analogen Strömung der Antike, der spätrömischen Sarkophagplastik, deren Absicht ebenso wie die seine auf Großfigurigkeit und Zusammendrängung ging. Eine gewisse Verwandtschaft hat er jedenfalls gefühlt, sonst hätte er nicht, als er die Photographie eines Amazonen-Sarkophages kaufte, um sie in seinem eigenen Bilde zu verwerten, von einem antiken Sarkophag der besten Zeit gesprochen, während das Stück bereits dem nachchristlichen Stil angehört; denn das Wertvolle scheint immer das, was dem Urteilenden wesensverwandt ist. Gegenständlich ist diese Anlehnung immerhin weiter gegangen, als Allgeyer-Neumann annehmen, auch der betreffende Sarkophag der vatikanischen Sammlungen läßt sich nachweisen. Vieles von den Bereicherungen, die die große Amazonenschlacht gegenüber dem noch der früheren Stilphase angehörenden Berliner Entwurf aufweist, geht auf ihn zurück. Aber von Beeinflussungen im Stil zu sprechen hat man kein Recht. Wir wissen heute, daß jeder Künstler und jede Epoche nur solche Stilelemente aus fremder Kunst in sich aufnehmen, die dem eigenen Wollen wesensverwandt sind. So kann man auch von einem Einfluß Roms auf Feuerbach nur in dem Sinne sprechen, daß aus der Summe von Kunst und Schönheit, die es birgt, einzelnes seiner Art Verwandte klärend auf ihn gewirkt hat; im Keim ist alles, was er dort gelernt hat, im Hafis vor der Schenke bereits vorhanden. Leichter aber stellt sich, namentlich bei einigermaßen verwandter Stilrichtung, ein Herübernehmen von Gegenständlichem ein. So erklärt sich die Aufnahme der Motive aus dem Amazonensarkophag, so auch die Herübernahme Makartischer Phrasen ins zweite Gastmahl. Feuerbach hat zwar

Makart unter seinen Zeitgenossen verhältnismäßig hoch bewertet und stets eine Sehnsucht nach größerer Farbigkeit seiner Bilder gehabt, wenn er auch vor der Staffelei nur seiner eigenen Art folgen konnte. Aber ebensowenig, wie von Böcklin, den er beneidete, hätte er selbst in Wien von Makart sich beeinflussen lassen, wenn sich die Wege beider nicht für einen Augenblick gekreuzt hätten. Als Beweis dafür ist interessant, daß in Feuerbach gerade jetzt der Plan auftaucht, den Tod des Aretino noch einmal zu malen, wohl, weil er empfand, wie sehr dieses Frühwerk seiner Absicht, die Handlung stärker zu konzentrieren, entsprach. Daß aber gerade der Aretino mit Makarts Art am nächsten sich berührte, zeigt hier den Punkt eines allerdings nur momentanen Zusammentreffens im Kunstwollen, das zur Aufnahme Makartischer Elemente in der zweiten Redaktion des Gastmahles führte. Gewiß nicht zum Vorteil des Bildes. Daß, über den Zusammenschluß der Bildgruppen hinaus, der vulgäre horror vacui Veranlassung ist, jeden freien Fleck im Bilde zu füllen, stört die Einheit schon empfindlich, zumal auch der Anprall der beiden Gruppen dadurch stark gelähmt wird. Aber die bunte Aufdringlichkeit des Beiwerks und der gemalte Rahmen hemmen die ernste Stimmung des Bildes, und das Tuch aus der Vase auf diesen gemalten Rahmen hinabgleiten zu lassen, ist vollends ein barocker Einfall, da es sich um die Ineinssetzung zweier grundverschiedener Realitäten handelt. Die Handlung des Bildes gehört einer vorgestellten Realität, der Rahmen gehört der Realität der umgebenden Wand und des Beschauers. Eine solche Vermischung beider Vorstellungen findet sich nur in barocken Zeitaltern oder bei unharmonisch empfindenden Künstlern. So im Jesuitenbarock, wenn Teile des gemalten Plafonds in den architektonischen Rahmen hineinreichen, ferner, wenn am pergamenischen Zeusaltar eine Schlange des Frieses über die Treppe geführt ist, auf der man zum Brandaltar stieg, oder wenn Rossellino in einem bekannten Tondo das Kind, das von der Madonna angebetet wird, auf den Rahmen bettet.

So umfassend Makarts Einfluß auch hier gewesen ist, so wenig dauernd war er; wie oberflächlich er wurzelt, wurde schon gezeigt. Das zweite Gastmahl ist nur ein vereinzeltes Abirren. Feuerbachs Weg geht zum Monumentalstil. Er ist psychisch völlig klar und durch sein erreichtes Ziel sicher belegt. Die Großartigkeit der Amazonenschlacht stellt die Richtung unabänderlich fest und der Titanensturz und das Konzert zeigen die Vollendung.

Sie wird klar, wenn man eines dieser beiden Bilder mit irgend

einem von ähnlichem Rythmus, aber aus früherer Zeit, vergleicht, etwa das Konzert, für dessen Lyrik das Wort Monumentalität ohnehin schwerer sich zu rechtfertigen scheint, mit dem ihm klangverwandten Dantebild. Die Absicht beider geht am reinsten vielleicht im ganzen Werke Feuerbachs auf den Ausdruck einer rein psychischen Stimmung, fast ohne jede Beimischung einer Handlung, und das ist der Grund dafür, daß ihre nächsten Analogieen nicht in der bildenden Kunst, sondern in der Musik sich finden. Auch der Gegenstand des Konzertbildes gibt die Stimmung nicht, das Musikalische in ihm war vielmehr das, was erst ausgedrückt werden sollte. Es ist so groß und dabei so klangvoll ausgedrückt worden, daß, wenn Feuerbach selbst das Dantebild ein Mozartisches Andante nennt, das Konzert ein Beethovensches ist. Man vergleiche: Der Rhythmus im Dantebild gibt das ruhige, fast feierliche Einherschreiten einer Reihe Frauengestalten, die durch eine große, stille Landschaft hin an uns vorbei wandeln. Der Rhythmus im Konzertbild ist derselbe. Aber die Figuren füllen ihren Raum völlig aus und das starke en face der beiden vorderen Frauen ist mit den leise begleitenden Profilen der Gefährtinnen zusammengestimmt, wie die vier Instrumente des Quartetts. Die Stimmung bleibt, aber sie ist monumentaler gegeben. Der Gigantensturz ist nur durch den wuchtigeren Vorwurf unterschieden, sein Figuren- und Raumstil ist von derselben großen Art, die nicht im Vorwurf beruht, sondern in der Auffassung.

Daß diese Monumentalität in der Gigantomachie für uns so viel leichter sichtbar wird, so viel stärkeren Eindruck macht, liegt in der Tat im Gegenstande; das Konzert befremdet beim ersten Anblick, weil seine Form zu wuchtig scheint für seinen Inhalt. Die Richtung auf das Monumentale fehlt unserer Zeit bis zu einem starken Grade. Wir lieben die Gedichte in Prosa und die lyrischen Dramen und nennen monumental das nur Einfache, wir sind allzu zart, manchmal ein wenig sentimental. So kommt es, daß man von Feuerbachs Werken die Stuttgarter Iphigenie am häufigsten reproduziert sieht, daß uns mindestens die zarten Stimmungen der Frühzeit so viel näher sind, als der gewaltige Abschluß seines Schaffens, so viel näher, daß man bisher die Entwicklung seiner Kunst ziemlich mißverstand und ein Hinabsteigen sehen wollte, wo noch ein zweiter Anstieg war. Vielleicht, wenn Feuerbachs Leben ihm Zeit gelassen hätte, alt zu werden, wenn man auf schwächere Arbeiten hätte hinweisen können, würde man das Große hier er-

kannt haben. So aber fehlte es am Hinabgehen, das doch vorhanden sein muß, und viele hinderte nur der Respekt, für manches aus dieser Zeit das Wort senil in den Mund zu nehmen. Es sind überhaupt nicht allzuviele unter uns, die zu Feuerbach ein Verhältnis gefunden haben. Schwind und Böcklin haben Dinge ausgedrückt, die wir psychisch täglich fast erleben können. Feuerbachs Geschöpfe vermag nur die Ruhe der Harmonie, wie die wenigsten sie erringen, in uns nachzuschaffen. Einer späteren Generation wird Feuerbach vielleicht Klassiker sein, sie wird den Gigantensturz neben Michelangelo stellen und erkennen, daß das Konzert der stärkste Ausdruck ist, den bildende Kunst bisher für reine Stimmung gefunden hat. Denn Feuerbach hat die Zukunft vorweg genommen. Auf seinem ersten Entwicklungsweg, dem zur Sensitivität, sind die kultivierten unter uns ihm nachgeschritten. Nun wird die Generation seiner Kunst nahe sein, die auch zu seinem männlichen Ziel, dem der Stärke, ihm folgen wird.

Die preußische Reform von 1808 und die französische Revolution.

Von

Max Lehmann.

Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im 19. Jahrhundert. Von Ernst v. Meier. 2. Band. Preußen und die französische Revolution. Leipzig, Duncker & Humblot. 1908.

Herr v. Meier, der bereits im Jahre 1881 ein Buch über die Stein-Hardenbergische Reform geschrieben hat, ergreift hier noch einmal über diesen Gegenstand das Wort. Sein Motiv dabei ist ein polemisches. Er hat, so setzt er selbst im Vorwort auseinander, bemerken müssen, daß mein Buch über den Freiherrn vom Stein[1]) kaum einen Tadel, vielmehr, sogar bis in die höchsten Beamtenkreise hinein, Beifall gefunden hat; dem fühlt er sich gedrungen zu widersprechen. Das tut er nachdrücklich; was er vorlegt, ist eine fast vorbehaltlose Ablehnung.

Vorweg sei festgestellt, daß v. Meier nicht etwa über eine Fülle neuen, mir entgangenen Quellenmaterials gebietet. Im Gegenteil: er hat für die Steinsche Reform kaum ein archivalisches Dokument benutzt, das ich nicht vor ihm verwertet hätte. Mehr noch: er hat gewahren müssen, daß er in seinem älteren Buche eine ansehnliche Zahl wichtiger handschriftlicher Materialien unbenutzt gelassen hatte.

Was v. Meier mir zunächst vorwirft, sind zwei eng miteinander zusammenhängende Gesinnungsdefekte. Ich soll „eine sehr entschiedene Abneigung gegen den grundbesitzenden Adel" und eine „Vorliebe für die französische Revolution" hegen.[2]) Seine Behauptungen zu beweisen macht er nicht einmal den Versuch. Die zweite ist um so unvorsichtiger, da ich mich niemals ausführlich über die französische Revolution geäußert habe; ich muß mich daher auch mit einem

---

1) Leipzig, S. Hirzel. 1. Band 1902; 2. Band 1903; 3. Band 1905.
2) v. Meier S. 274. 509.

Hinweise auf die Stelle meines Scharnhorst (2, 554 ff.) begnügen, wo ich das Verhältnis zwischen der französischen Revolution und der Bewegung von 1813 erörtert habe. Was die Adels-Anklage betrifft, so habe ich über den Freiherrn vom Stein ein Buch geschrieben, von dem Herr v. Meier, wie wir bald hören werden, sogar sagt, es triebe sinnlosen Kultus. Ein anderes meiner Bücher beschäftigt sich mit dem General Scharnhorst, der doch auch vor seinem Namen das „von" trug. Und hat v. Meier nicht gemerkt, daß, wenn ich auf einen gewissen Neidhart von Gneisenau zu sprechen komme, meine Rede Worte braucht, die sich nur dann auf die Lippen drängen, wenn es den Gegenstand einer leidenschaftlichen Neigung gilt? Und von Heinitz, Heinrich von Kleist, von Schenkendorf, von Koenen, Graf Götzen, von Boyen, von Clausewitz, von der Gröben, von Chasot, von Oppen, Wilhelm von Röder, Friedrich von Röder, von Yorck, sogar von der Marwitz,[1]) der Gegner Steins? Herr v. Meier möge mir einen Einzigen nennen, der über diese Männer mit größerer Dankbarkeit und Liebe geredet hat. Und damit er nicht etwa sage, das seien immer nur einzelne gewesen: ich habe den westpreußischen Adel gerühmt, der den Antrag auf Abschaffung der Erbuntertänigkeit stellte; den ostpreußischen, der die Zurücksetzung bürgerlicher Rittergutsbesitzer beseitigt sehen wollte; noch einmal die ostpreußischen Adligen, die 1808 ihr Hab und Gut mit zum Pfande gesetzt haben für die Befreiung des Vaterlandes; die Adligen des preußischen Heeres, die 1812 den Abschied nahmen; zum drittenmal die ostpreußischen Adligen, die 1813 den König bestürmten, das Werk der Befreiung zu beginnen; den Adel der preußischen Monarchie insgesamt, wegen seiner Haltung im Freiheitskriege; den Adel des russischen Reiches, der 1812 die einst von Burke auf die Aristokratie überhaupt gesetzten Hoffnungen so glänzend erfüllte. [2])

Das alles ist Herrn v. Meier entgangen. — Es genügt, wenn man ein Buch bespricht, nicht, in ihm zu blättern.

Gestärkt durch das Bewußtsein, einen Ketzer sich gegenüber zu haben, versucht v. Meier nun zu zeigen, daß ein schlechter Baum nur schlechte Früchte bringen kann. Er erhebt zwei neue Anklagen, die eine allgemeiner Natur, die andere einigermaßen substantiiert. Er wirft mir vor, mit Stein „sinnlosen Personenkultus" getrieben zu

---

[1]) Mein Scharnhorst 2, 472.
[2]) Mein Stein 2, 45. 48. 223; 3, 136. 150. 222. 482.

haben.[1]) „Sinnlos“: er sucht in seiner Argumentation durch Unhöflichkeit das einzubringen, was ihr an Beweiskraft abgeht. Von neuem zeigt er, daß er in meinen Büchern nur geblättert hat. Sonst würde er bemerkt haben, daß ich nicht nur allerorten die Bedingtheit der Wirksamkeit Steins und die Verdienste seiner Mitarbeiter hervorgehoben, sondern auch die Unvollkommenheiten erwähnt habe, die ihm, wie allem Irdischen, anhafteten: vor allem seine Leidenschaftlichkeit, Schroffheit und Härte, die sich bis zur Ungerechtigkeit steigern konnte, und seine Unfähigkeit auf dem Felde der Diplomatie.[2])

Ich soll ferner Stein zu einem „bloßen Nachahmer der französischen Revolution“ gemacht haben.[3])

Statt jeder Widerlegung will ich eine Stelle aus meinem Buche abdrucken, die übrigens v. Meier (in glücklicher Naivität oder aus Versehen) gleichfalls reproduziert, nicht bemerkend, daß sie seiner Behauptung jeden Boden entzieht. Ich charakterisiere dort das Verhältnis, in dem Steins sogenannte Nassauer Denkschrift von 1807 und die sie ergänzenden anderen Aufzeichnungen zu den Beschlüssen der Assemblée Constituante stehen, stelle zunächst fest, wie weit sie übereinstimmen, und fahre dann fort:[4]) „Freilich, er (Stein) gab sich ihnen (den Ideen von 1789) nicht hin. Er wollte sie sozusagen ermäßigen, er wollte eine Kombination zwischen ihnen einerseits, den überlieferten Zuständen Preußens und den protestantischen Idealen Deutschlands andrerseits. Die Constituante, hingenommen von der Idee der Nationalität, mißtrauisch gegen alles, was deren Wirksamkeit beeinträchtigen konnte, hatte alle historischen Einteilungen des französischen Staats, (vor allem die Provinzen, beseitigt und an ihre Stelle die Departements und Distrikte gesetzt;) Stein ließ Kreise und Provinzen bestehen, brachte sie in die engste Verbindung untereinander und mit den Gemeinden, erweiterte ihre Wirksamkeit. Die

---

[1]) v. Meier Vorwort S. VIII. Er nennt mich hier nicht ausdrücklich, aber alles Vorangegangene zeigt, daß er mich meint.

[2]) M. Stein 1, 453 (Verhältnis zum Könige); 2, 255 ff. 519. 546. 569 f., 607; 3, 107. 356. 496 und sonst.

[3]) v. Meier S. 500.

[4]) M. Stein 2, 87 f. Ich notiere die wichtigsten der Stellen meines Buches, die außerdem in Betracht kommen. Abweichung von Frankreich festgestellt: 2, 191. 217. 290 f. 381. 448. 458 ff. 506 510. 519. 520. 529. 530. 537. — Einwirkung Englands: 1, 42). 426. 2, 39. 84. 174 189. 316. 506 ff. 510. 515. — Oesterreichs: 2, 191. — Dänemarks (nur bei Hardenberg und Niebuhr): 2, 289. — Italiens: 2, 518. — „Die alte deutsche Verfassung“: 1, 251. 2, 83 f. 512 f. und sonst, namentlich so weit die westlichen Provinzen des preußischen Staates in Betracht kommen.

Constituante ließ die Reichsstände aus Urwahlen hervorgehen; die Konsequenz der Steinschen Vorschläge führte zu einer Wahl vonseiten der Provinzial-Landtage: etwa so wie die Union der sieben Provinzen ihre General-Staaten gebildet hatte oder wie Turgot seine Munizipalitäten einander unterordnen wollte. Die Constituante hob den Adel auf; Stein ließ ihn, wenn auch mit stark geschmälerten Befugnissen, fortdauern. Sie stürzte die bestehende Verfassung der römischen Kirche um; er wollte sie regenerieren. Sie gab den niederen Verbänden, den Kommunen, Kantons, Distrikten und Departements so viel Rechte, daß man sie mit kleinen Republiken vergleichen konnte; er wahrte dem Staate ein Aufsichtsrecht. Sie beseitigte den Unterschied zwischen städtischen und ländlichen Gemeinden: er ließ ihn, immerhin stark ermäßigt, bestehen. Sie duldete die Bureaukratie nur auf der obersten, er auch auf der mittleren Stufe der Verwaltung. Sie brachte mit einem Schlage die bis dahin politisch fast rechtlosen Bewohner Frankreichs in den Vollbesitz weitgehender Befugnisse; er wollte seine Landsleute die Rechte, die er ihnen zugedacht, erst nach und nach genießen lassen. Sie formulierte das neue Staatsrecht, das alte grundsätzlich negierend, als eine Art Offenbarung in der „Konstitution"; er wollte die Reform durch Spezial-Gesetze bewirken, welche die Kontinuität mit dem bisherigen Rechte wahrten. Sie unterließ es zwar nicht gänzlich, von Pflichten zu reden, formulierte aber überwiegend Rechte; er wollte umgekehrt vor allem die Arbeit der Bürger am Staate, die Rechte begegnen bei ihm fast als die Begleiterscheinungen der Pflichten. Sie behandelte Staat und Nation als etwas Fertiges und ordnete den Staat der Nation unter; er ließ dem Gedanken einer Entwicklung Raum, unterschied zwischen besser und geringer veranlagten, vorgeschrittenen und zurückgebliebenen Nationen, Perioden des Aufstiegs und des Verfalls, und der Staat war ihm ein Erzieher: was doch wieder eine Annäherung an das altüberlieferte Staatsideal einschließt. Bei der Constituante tritt die moralische Tendenz sehr zurück, bei Stein dominiert sie.".

Das nennt Herr v. Meier Stein zu einem „bloßen Nachahmer der französischen Revolution" machen.

Er geht aber noch weiter und behauptet, bei der Steinschen Reform habe überhaupt keine Nachahmung der französischen Revolution stattgefunden. [1])

[1]) v. Meier, S. 375: „Zu keiner Zeit seines Lebens ist er (Stein) für Nachahmung der französischen Revolution gewesen." S. 395: „Für Stein hätte

Ein Vorbild kann auf verschiedene Weise wirken. Die fremden Ideen und Institutionen können erstens dem Gesetzgeber ganz im allgemeinen vorschweben; sie können sich ihm zweitens eingeprägt haben zusammen mit der Benennung, die sie in der Sprache des fremden Volkes erhalten haben; die Paragraphen der fremden Gesetze können drittens mehr oder weniger wörtlich übernommen werden. Hätte die französisch-revolutionäre Einwirkung sich 1807 und 1808 auf die erste Art beschränkt, so würden diejenigen, die alles schwarz auf weiß haben wollen, fragen: „Warum sollen die preußischen Reformen nicht von selbst auf diese Gedanken gekommen sein, und die Ideen von 1789 und 1793 sind doch auch nicht vom Himmel gefallen: vielleicht haben Stein und Gneisenau sich an dieselben Quellen gehalten, aus denen die Gesetzgeber der Revolutionszeit schöpften." Wie aber, wenn die Reformer selber sich als Bewunderer und Nachahmer jener Franzosen bekennen? In der Tat, Stein hat das schwerwiegende Bekenntnis abgelegt[1]): „So verabscheuungswürdig der revolutionäre Wohlfahrtsausschuß war[2]), so sehr verdient er Nachahmung und Bewunderung bei seiner Aufstellung und Entwicklung der Streitkräfte der Nation." Und Gneisenau in jener wundervollen Aufzeichnung, an der man nie auslernt, so oft man sie auch liest, bekannte nicht nur, sondern motivierte, und zwar also[3]): „Ein Grund hat Frankreich besonders

---

es bei allen seinen Reformmaßregeln gar keine französische Revolution zu geben brauchen."

1) Pertz, Stein 3, 18. Mein Stein 3, 116.

2) v. Meier bemerkt (S. 241): „Die Darstellung Steins von der französischen Revolution hat bei Lehmann so gut wie überhaupt keine Beachtung gefunden." Das ist falsch. Wie ich das Werk Steins, das v. Meier im Auge hat (die unter dem Namen „Geschichte des Zeitraumes von 1789 bis 1799" geschriebenen Denkwürdigkeiten), vor dem Untergang habe retten helfen, so habe ich es auch auf das genaueste durchforscht und exzerpiert, mich auch eine Zeitlang mit Editionsplänen getragen, bis ich gewahr wurde, daß Pertz das Beste daraus in seiner Biographie Steins reproduziert hatte (vgl. die Vorrede zum 1. Teile meines Stein). Was übrig blieb, lohnte nicht die Publikation und hat einen Wert nur insofern, als es zeigt, welche Ansicht Stein im Jahre 1811, dem Entstehungsjahr des Werkes, über die Ereignisse in Frankreich seit 1789 hegte. Daß diese sehr ungünstig war, habe ich mit dem größten Nachdruck (3, 99) festgestellt, unter Hinzufügung eines Exzerpts. — Nur aus hochgradiger Erregung zu erklären ist die fernere Behauptung des Autors (S. 239), daß ich die Benutzung des Werkes „den Anderen erschwert" hätte. Es gehört zu den Beständen des Geheimen Staats-Archivs in Berlin, und über deren Benutzung entscheidet die preußische Archiv-Verwaltung. Mit Vergnügen würde ich übrigens, wie stets in solchen Fällen, die archivalische Signatur des Werkes angegeben haben, wenn ich darum gebeten wäre.

3) Pertz, Gneisenau 1, 301 f. Gneisenaus Aufzeichnung fehlt bei v. Meier. Auf Steins Schreiben spielt er (S. 241) an, ohne seinen Lesern den Inhalt mitzuteilen; er verheißt: „worüber später." Aber wo?

auf diese Stufe von Größe gehoben: die Revolution hat alle Kräfte geweckt und jeder Kraft einen ihr angemessenen Wirkungskreis gegeben. Welche unendliche Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sicheren Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen, die Talente und die Tugenden aufzumuntern, von welchem Stande und Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht dieses Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen, und schlossen dem gemeinen Bürgerlichen die Triumph-Pforte auf, durch welche jetzt nur der Adlige ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft! Die Revolution hat die ganze Nationalkraft des französischen Volkes in Tätigkeit gesetzt, durch die Gleichstellung der verschiedenen Stände und die gleiche Besteuerung des Vermögens die lebendige Kraft im Menschen und die tote der Güter zu einem wuchernden Kapital umgeschaffen und dadurch die ehemaligen Verhältnisse der Staaten zueinander und das darauf beruhende Gleichgewicht aufgehoben. Wollten die übrigen Staaten dieses Gleichgewicht wieder herstellen, dann mußten sie sich dieselben Hilfsquellen eröffnen und sie benutzen. Sie mußten sich die Resultate der Revolution zueignen und gewannen so den doppelten Vorteil, daß sie ihre ganze Nationalkraft einer fremden entgegensetzen konnten und den Gefahren einer Revolution entgingen, die gerade darum noch nicht für sie vorüber sind, weil sie durch eine freiwillige Veränderung einer gewaltsamen nicht vorbeugen wollen."

Weiter aber: Stein zitiert die Protokolle der Assemblée Constituante,[1]) und die von Scharnhorst geleitete Konskriptions-Kommission des Jahres 1809 reproduziert in den Motiven einer Denkschrift geradezu Stücke eines Gesetzes der Revolutionszeit in der Sprache des Originals.[2]) Und so finden wir denn auch die zweite der oben aufgezählten Entlehnungsformen. Denn die allgemeine Wehrpflicht hieß bei uns ursprünglich Konskription, der Landsturm Insurrektion oder Aufstand in Masse (levée en masse), die Landwehr Nationalwache oder Reserve-Armee, die Freiwilligen hießen Volontär-Jäger. Und wenn diese Bezeichnungen, nebst anderen ihresgleichen, von einer neuen Welle der steigenden nationalen

[1]) Pertz, Stein 1, 423 f.
[2]) Historische Zeitschrift N. F. 25, 99.

nweggespült und durch gute deutsche Worte ersetzt worden sind, so erinnert bis heute eine ungeschickte, fast sprachwidrige Uebersetzung an den französisch-revolutionären Ursprung: „Ministerium des Innern“ (Ministère de l'intérieur).

Endlich und vor allem: es fehlt auch nicht die dritte Art der Entlehnung. Steins Nassauer Denkschrift, Steins Kritik eines ihm eingereichten Entwurfes zu einer Städteordnung, die Städteordnung selbst, sie enthalten wörtliche Uebereinstimmungen mit den Paragraphen französischer Gesetze aus der Revolutionszeit. Das habe ich vor einem Dezennium den Lesern der „Preußischen Jahrbücher“ gezeigt, ich brauche den Nachweis jetzt nicht zu wiederholen. Nicht anders steht es mit einem Gesetzentwurf über Einführung der Konskription, der dem preußischen Monarchen überreicht ist.[1]) Die Kommission, die ihn beriet, zitierte, wie wir soeben sahen, das konstitutive französische Gesetz in ihren Motiven. Für den eigenen Entwurf entnahm sie ihm das Prinzip, das Verbot der Stellvertretung;[2]) abgesehen von einigen mehr oder weniger bestimmten Anklängen, zeigt außerdem ein Paragraph wörtliche Uebereinstimmung.[3])

Man sollte nun meinen, daß hier jeder Zweifel verstummen und auch die feindlichsten Richtungen innerhalb der Historiographie sich verständigen müßten: geradeso, wie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften das Experiment alle Einwände beseitigt. Auch Herr v. Meier gesteht nach langem Hin- und Herreden[4]) wenigstens eine wörtliche Uebereinstimmung zu, nennt sie aber (S. 509) ein „Kuriosum“.

Er braucht das Wort, offenbar ohne zu bemerken, daß es der Bankerott-Erklärung nahe kommt. Denn es bedeutet so viel wie das Geständnis: ich bin nicht imstande, Ursache und Wirkung zu erkennen. Es ist aber auch für Herrn v. Meier die Kapitulation

---

[1]) „Entwurf zur Ausführung der Konskription in den preußischen Staaten“. Reorganisation der preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden 2, 107 ff.

[2]) § 14: „Eine Stellvertretung findet nicht statt.“ — Art. XIX: Ils ne peuvent pas se faire remplacer.

[3]) § 19: „Wer sich . . . freiwillig . . . meldet . . . hat das Vorrecht, das Corps zu wählen, unter dem er dienen will, vorausgesetzt, daß seine körperliche Konstitution ihn . . . eigne.“ — Art. VIII: Ils [les enrôlés volontaires] . . . peuvent désigner le corps et l'arme dans lesquels ils désirent servir, pourvu que d'ailleurs ils aient la taille et les autres qualités requises.

[4]) Von den Betrachtungen, die v. Meier hier anstellt, verdient folgende tiefer gehängt zu werden (S. 326): „Auch wenn hier wirklich eine bewußte Nachahmung des revolutionären Frankreichs stattgefunden haben sollte, war es denn der Mühe wert, dergleichen und andres mehr von derselben Beschaffenheit an die große Glocke zu schlagen?“

in dem von ihm begonnenen Kampfe: es ist das Eingeständnis der von ihm sonst so leidenschaftlich bestrittenen Influenz. Und wenn zugestanden wird, daß die Einwirkung der französischen Revolution bis zu wörtlicher Entlehnung aus ihren Gesetzen ging, so dürfen wir, a maiori ad minus schließend, einen Einfluß auch da annehmen, wo wörtliche Entlehnung nicht vorliegt. Damit sinken alle Einwände dahin, die v. Meier gegen meine Behauptungen und Vermutungen auf diesem Gebiete aufgestellt hat.

Leider aber muß ich die Geduld der Leser noch länger in Anspruch nehmen; denn v. Meier begnügt sich nicht damit zu kritisieren, er will auch durch eigene Darstellung zeigen, wie Geschichte zu schreiben ist.

Da redet er von der Zeit vor 1806 und rügt — denn immer bleibt seine Darstellung mit Polemik durchtränkt —, daß sie von mir grau in grau gemalt sei.[1] Ich habe rückhaltlos alles Gute, namentlich die zutage getretenen Reformbestrebungen, hervorgehoben.[2] Aber daß Perioden, die mit furchtbaren Katastrophen enden, nicht aufsteigende Zeiten sind, versteht sich für jeden denkenden Historiker von selbst. Auch v. Meier hat eine Ahnung davon. Ehe er die unheilvolle Wirkung revolutinären Giftes auf „die höchsten Beamtenkreise" gewahr wurde, malte er selbst grau; er stellte fest, daß in den Städten „insbesondere das Unterrichts- und Armenwesen" sich im äußersten Verfall befanden und daß „nirgends der Feudalismus stärkere Wurzeln getrieben hatte als in den Gebieten des deutschen Ostens, die den Hauptbestandteil des preußischen Staats insbesondere in damaliger Zeit bildeten."[3]) Jetzt nimmt — wir müssen doch wohl annehmen, wider Willen und Wunsch — die graue Farbe auf seinem Bilde sogar noch zu; er macht (S. 151, 154)

---

1) v. Meier S. 43.

2) Stein 2, 36 bis 48 auf jeder Seite, dann wieder S. 53. 55. — Von der Emanzipation der Domänen-Bauern sage ich hier (S. 37): „Das Wichtigste aber war ein Werk der Befreiung: die Bauern auf den Domänen der östlichen Provinzen wurden aus der Erbuntertänigkeit entlassen." Dazu bemerkt v. Meier (S. 156): „Bei flüchtiger Lesung" habe es in meinem Buche über Stein „den Anschein, als ob die Reform nur für den Westen durchgeführt sei." „Bei flüchtiger Lesung": Herr v. Meier spricht sich selbst das Urteil. — Kabinetts-Rat Beyme, bemerkt v. Meier (S. 153), sei „bei Lehmann abwechselnd, je nach den Umständen, liberal oder konservativ". Nur bei ihm; jeder angehende Historiker weiß, daß diese Parteibezeichnungen in der Zeit, von der ich rede, gar nicht existierten Ich soll Beyme „mit Invektiven überhäufen," wenn er von Stein abweicht; es soll ihm bei mir nicht einmal nützen, wenn er mit Stein übereinstimmt. Lauter Phantasien des Herrn v. Meier. Er liest nicht, er blättert nur. Vgl. m. Stein 2. 37. 38. 274. 407. 539.

3) E. Meier, Reform d. Verwaltungs-Organisation S. 87. 115.

die beiden großen Zugeständnisse, daß es in dem damaligen Preußen geheißen habe: „immer langsam voran“; daß der König „der großen Stelle, zu der er berufen war, nicht gewachsen war“. Aber nun hält er inne, er behandelt die konzedierten Tatsachen wieder als „Kuriosa“. Die Frage, weshalb die Gaben des Königs nicht ausreichten, auf welche objektiven Hindernisse die Reform stieß, wie diese in der ganzen Verfassung des Staates begründet waren, legt er sich nicht vor. Hätte er es getan, so würde er gefunden haben, daß es der Gegensatz der Provinzen und noch mehr der Stände war, der überwunden werden mußte, wenn das „Immer langsam voran“ einem rascheren Tempo weichen sollte. Herr v. Meier erregt sich (S. 509) darüber, daß ich die Adligen nenne die „eigentlichen Regenten“ des alten Staates; er belehrt mich, das seien die Könige und die Beamten gewesen. Kennt er nicht den Paragraphen des Allgemeinen Landrechts, der da lautet: „Der Adel ist zu den Ehrenstellen im Staate, wozu er sich geschickt gemacht hat, vorzüglich berechtigt?“ Und daß diese Anweisung kein totes Kapital blieb, sondern in die klingende Münze hoher und einträglicher Pfründen umgesetzt wurde, wird Herrn v. Meier ein Blick in zwei Bücher zeigen: das „Handbuch über den K. Preußischen Hof und Staat“ und die „Rangliste der K. Preußischen Armee“. Er beklagt sich, daß ich feststelle, wie verschieden Adlige und Bürgerliche vom Staat behandelt wurden.[1]) Sollte er wirklich nicht wissen, daß der alte Staat auf den Rittergütern alles gehen ließ, wie es eben ging, die Städte dagegen unter die strengste Aufsicht nahm; daß Adlige mit „Weibspersonen aus dem geringeren Bürgerstande“ keine Ehe zur rechten Hand schließen durften; daß der Adlige, der mit Verschweigung

[1]) In diesem Zusammenhange läßt v. Meier (S. 46) (ohne übrigens eine Seite meines Buches zu zitieren) mich sagen, „wiederholt“ sagen: „auf Kosten der Städte habe der Adel ein standesgemäßes Leben geführt“, und knüpft daran die liebenswürdige Bemerkung: das sei „unter allen wunderbaren Behauptungen, mit denen der friederizianische Staat diskreditiert wird, die allerwunderbarste.“ Wunderbar ist hier nur die Erregung des Herrn v. Meier: was er mich sagen läßt, ist ein unverfälschtes Produkt seiner Phantasie — Von derselben Qualität ist eine Leistuug auf S. 354. Hier läßt er mich — er meint m. Stein 2, 371 — unter Anwendung von Anführungsstrichen sagen: ich „wunderte“ mich, so „wenig von der Selbstverwaltung“ im Organisations-Plan v. November 1807 „zu finden“. Wieder ein falsches Zitat. Falsch dem Wortlaut nach: denn ich brauche nicht den Ausdruck „wundern“. Falsch in der Sache; denn ich habe mich nicht „gewundert“, vielmehr sofort festgestellt, weshalb der Organisations-Plan mehr von der Büreaukratie als von der Selbstverwaltung und den Ständen redet. — Alles nur zur Probe. Ich müßte ein neues Werk schreiben, wenn ich alle Halbheiten, Widersprüche, Flüchtigkeiten und Irrtümer dieses Buches aufdecken wollte.

oder Verleugnung seines adligen Standes in eine Zunft oder Innung trat und bürgerliche Gewerbe trieb, seiner adligen Rechte verlustig ging: daß nicht einmal Bürgermeister und Ratsherren vor Beleidigung und Mißhandlung durch die in der Armee stehenden Adligen sicher waren? Endlich will v. Meier dahingestellt sein lassen, ob die Bauern Grund zur Unzufriedenheit oder, wie er es ausdrückt, „zur Revolution“ gehabt hätten. „Dahingestellt lassen“: eine sinnreiche Formel, die unbequeme Tatsachen aufs prompteste aus der Welt schafft. Noch wird der Glanz des Meierschen Bildes[1]) gestört durch die wachsende Zahl unzufriedener und aufrührerischer Bauerschaften, auf die ich hingewiesen hatte. Herr v. Meier setzt seine strengste Miene auf, indem er sich anschickt, die von mir angegebenen Quellenzeugnisse zu prüfen. Er reproduziert sie, teils wörtlich, teils im Auszuge; der Leser bemerkt, daß sie sämtlich das beweisen, was ich behauptet hatte, und ist nun aufs äußerste gespannt, was v. Meier einwenden wird. Er aber schweigt und schließt (S. 198) mit einem Gedankenstrich. Der Redner bleibt stecken.

Wer die Ursache nicht sehen kann, ist auch nicht imstande, die Wirkung zu begreifen. Die Katastrophe des Jahres 1806 soll, hören wir von Herrn v. Meier, „mit den inneren Zuständen Preußens gar nichts zu tun gehabt haben“, es war „keine aristokratische Niederlage“. Um das zu beweisen, führt v. Meier die Tatsache ins Feld, daß bei Jena und Auerstädt die kommandierenden Generäle und ihre Generalstabs-Chefs keine geborenen Preußen gewesen seien. Ganz richtig, aber warum ist er so schüchtern und bricht seine genealogischen Untersuchungen plötzlich ab? Warum steigt er nicht hinab zu den Divisionären, den Brigadiers, den Regiments-, Bataillons- und Kompagnie-Führern? Wie viele echte Autochthonen würde er da finden. Und warum läßt er sich an Jena und Auerstädt genügen, warum zieht er nicht in seine Erörterungen hinein auch die Kapitulationen der Festungen, die Kapitulationen im freien Felde? Weiß er nicht, daß nach Beendigung des Krieges eine Untersuchungs-Kommission, Regiments-Tribunale, Kriegsgerichte eingesetzt und von letzteren 5, schreibe fünf veritable einheimische Adlige zum Tode ver-

[1]) v. Meier in seinem klassischen Deutsch (S. 87): ‚Das ländliche Kommunalwesen lebte still vor sich hin“. — — — Nur zuweilen gestört durch das Klatschen der ledernen Peitsche, mit der die Rittergutsbesitzer ihr Gesinde züchtigten. Warum zitiert v. Meier, sonst so freigebig in Zitaten, nicht das Novum Corpus Constitutionum Prussico-Brandenburgensium 10, 1893?

urteilt sind wegen schimpflicher Uebergabe von Festungen und Heeresabteilungen? Fünf „Kuriosa" auf einmal, um in der Sprache des Herrn v. Meier zu reden, und das nennt er „keine aristokratische Niederlage". Sollte er noch einmal über historische Probleme das Wort ergreifen wollen, so empfehlen wir ihm als Motto den Ausspruch eines Denkers, den er vielleicht doch wird gelten lassen, wenn er auch nicht aus dem „ureigenen deutschen Geiste"[1]) geboren ist: Si le hasard d'une bataille, c'est-à-dire une cause particulière, a ruiné un Etat, il y avait une cause générale qui faisait que cet Etat devait périr par une seule bataille.

Es folgt eine Charakteristik Steins. v. Meier betritt hier ein ihm fremdes Gebiet; kein Wunder, daß er strauchelt. Er trägt einige Aeußerungen Steins zusammen und macht sich aus ihnen eine Steinsche Dogmatik zurecht.[2]) Wie abweichende Aeußerungen zu erklären sind, kümmert ihn nicht; er schiebt sie einfach beiseite. Der echte Historiker sucht solche Differenzen in der Haltung eines Staatsmanns zu verstehen aus den wechselnden Bedürfnissen, dem Aufschwung oder der Not des von ihm regierten Staates, aus der beständig sich ändernden Weltlage, aus den einander ablösenden geistigen und sittlichen Strömungen. Für Herrn v. Meier hat Ranke vergebens geschrieben; er hat keine Ahnung davon, daß alle Geschichte Weltgeschichte ist, daß innere und äußere Politik in steter Wechselwirkung stehen, daß das Individuum von der Nation und der Menschheit ebenso empfängt, wie es ihnen gibt.

Anderer, aber nicht minder schlimmer Art sind die Mißgriffe, die uns begegnen in der Meierschen Darstellung der Wirksamkeit Steins.

Stein ist, nachdem er einige Jahre im Bergwerks-Departement gearbeitet hatte, Kammer-Direktor und Kammer-Präsident in den rheinisch-westfälischen Provinzen des preußischen Staats geworden, erst in Kleve-Mark, dann auch in Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen. Nun unterschieden sich die westlichen Landschaften des preußischen Staats auf das stärkste von den östlichen, bereits ehe sie mit ihnen vereinigt wurden, und später hat sie das politisch-wirtschaftliche System der beiden großen Monarchen des 18. Jahrhunderts

---

[1]) v. Meier S. 201.

[2]) Natürlich begegnet da auch die Anekdote, daß der Versuch, Stein für Goethes Faust zu interessieren, kläglich gescheitert sei (S. 205). Sie ist als Fabel erwiesen durch die Erklärung Steins, die ich in meinem Stein 3, 458, Anm. 2, veröffentlicht habe. — Herr v. Meier liest nicht, er blättert nur.

wohl berührt, aber nicht durchdrungen. Hier hatten die Landtage mehr oder weniger ausgedehnte Rechte behauptet; ständische Deputierte saßen in den Regierungs-Kollegien von Geldern und Ostfriesland; in Kleve-Mark war Zahl und Umfang der Rittergüter geringer als im Osten; die Gewerbe waren auf das platte Land gezogen; die Patrimonial-Gerichtsbarkeit war kein Gewohnheitsrecht; es gab keinen Unterschied zwischen Mediat- und Immediat-Untertanen; die Hörigkeit war fast ganz beseitigt, und an der reich entwickelten Selbstverwaltung des platten Landes, namentlich an den Erbentagen, hatten auch die Bauern ihren Anteil. Andererseits steht fest, daß Stein, als er zur Reformierung des Gesammtstaates berufen wurde, gleichfalls begehrte: Landtage, ständische Deputierte in den Regierungs-Kollegien, Gewerbefreiheit, Abschaffung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit, Befreiung der Bauern, Teilnahme der Bauern an der ländlichen Selbstverwaltung. Der Schluß ist zwingend: so weit die Zustände der westlichen Provinzen übereinstimmten mit Steins späteren Reformideen, haben sie ihn im Sinne dieser Reformen beeinflußt, ihm mindestens deren Durchführbarkeit und Zweckmäßigkeit dargetan.[1]) Also diesmal keine französische, überhaupt keine ausländische, sondern eine rein deutsche Einwirkung. Erwägt man nun, daß v. Meier mit einem Pathos[2]), das von seinem papiernen Stil grell absticht, den rein germanischen Charakter der Steinschen Reform preist, so sollte man meinen, daß er mit beiden Händen nach diesem Ergebnis meiner Forschungen greifen und es sich aneignen müßte. Er tut es nicht, im Gegenteil, er mäkelt an ihm herum und stellt es (S. 126) geradezu in Abrede. Auf den ersten Blick völlig unbegreiflich. Wir werden der Lösung des Rätsels näher kommen, wenn wir das frühere Buch des Herrn v. Meier mit seinem jetzigen vergleichen. Dort war ihm das Mißgeschick zugestoßen, die von uns besprochenen Zustände des Westens ebenso zu übersehen wie die französische Einwirkung auf die preußische Reform von 1807 und 1808. So gänzlich hatte er die preußischen pays d'états vergessen, daß, als er in seinem Buche bis zu Seite 381 vorgedrungen war und nun in einer Denkschrift des Präsidenten Vincke auf die Erbentage stieß, er sich beeilen mußte, seine Leser nachträglich über die wichtige Institution zu orientieren. Sehr fatal auf der einen Seite, völlig

[1]) Besonders charakteristisch die Berufung auf die ostfriesische Verfassung. M. Stein 2, 513.

[2]) „Ureigner deutscher Geist", „märkischer Sand" usw. S. 201.

ausreichend auf der anderen, um die üble Laune zu erklären, die er demjenigen bekundet, welcher mehr gesehen als er.[1])

Ein Hindernis ähnlicher Art versperrte ihm den Weg zur erschöpfenden Würdigung der Verwaltungs-Reform. Das Geheime Staats-Archiv in Berlin bewahrt[2]) einen umfangreichen Aktenband über die Organisation der Staatsverwaltung. Er enthält neben datierten und signierten Dokumenten auch solche ohne Unterschrift und Datum, deren Bestimmung und Einordnung große Schwierigkeiten bereitet, und ich darf nachträglich wohl bekennen, daß ich manche Stunde über dieser Arbeit gesessen habe. Der Band hat W. Oncken vorgelegen, und dieser hat, obwohl die archivalische Forschung seine Stärke wahrlich nicht war, doch wenigstens aus den leicht verwertbaren Stücken einiges mitgeteilt.[3]) Herr v. Meier dagegen hat den Band ebenso wenig benutzt wie die Akten über die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit,[4]) obwohl ihm die Registratur des Ministerium des Innern, in der sie sich befinden, ebenfalls zugänglich war.[5]) So kam es, daß er in der alten irrigen Meinung über den „Organisations-Plan" Steins befangen blieb und die falsche Behauptung aufstellte, die Angelegenheit habe nach dem 23. November 1807 „mehrere Monate gänzlich geruht".[6]) Vor diesem Irrtum wäre er schon dann bewahrt geblieben, wenn er so leicht zugängliche Bücher wie das von Bassewitz über die Kurmark Brandenburg und die von Ranke herausgegebenen Denkwürdigkeiten Hardenbergs ordentlich gelesen hätte; dort würde er eine der für ihn in Betracht kommenden Signaturen des Geheimen Staats-Archivs, hier sogar eine der Korrespondenzen selbst gefunden haben.[7]) Anstatt nun wenigstens in der jetzt neu versuchten Darstellung das früher

---

[1]) In dieser Stimmung wirft er mir vor (S. 257), daß ich (Band 1, 267 Anm.) die Leser meines Buches irre geführt und mir fremdes Verdienst ohne die gebührende Nennung des Vorgängers, des Archivars Wilmans, angemaßt hätte. Eine völlig aus der Luft gegriffene Beschuldigung. Herr v. Meier mag überzeugt sein, daß ich mir die archivalische Forschung (es handelt sich um Akten-Exzerpte) nicht ganz so leicht gemacht habe wie er. Wenn ich mich mit dem hätte begnügen wollen, worauf andere ihre Darstellung gründeten, so wäre ich nicht weit gekommen. Ich habe die Schriftstücke, die Wilmans exzerpierte, und einige hundert mehr, selbst in Händen gehabt, ausgezogen und verwertet.

[2]) Unter der Signatur R. 151 a XXI. 1.

[3]) W. Oncken, Zeitalter der Revolution 2, 321 f.

[4]) Diese schloß bekanntlich die gutsherrliche Polizei ein.

[5]) Meier, Reform, Vorrede S. VI. Uebrigens hat er auch wichtige Akten über die Städteordnung nicht benutzt.

[6]) Meier, Reform S. 181.

[7]) Bassewitz, Kurmark Brandenburg 1806—1808 1, 465. Ranke, Denkwürdigkeiten Hardenbergs 2, 534 f.

Versäumte nachzuholen, hilft er sich mit einigen verlegenen Bemerkungen[1]) über die unbequeme Tatsache hinweg; über die Akten betreffend die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit, die das Junkertum ganz ohne Feigenblatt zeigen und in der Entwicklung von Steins Plänen eine große Rolle spielen, bemerkt er nur: ich hätte sie mit großer Ausführlichkeit, mit Vorliebe für die französische Revolution u.s.w. (vgl. oben) behandelt. So in der Beilage seines Buches. Im Text schweigt er sich gänzlich aus, sowohl in dem Kapitel über die Patrimonial-Gerichtsbarkeit wie in dem Kapitel über die Zentral-Verwaltung: obwohl es sich hier um Aufzeichnungen von Friedrich Wilhelm III., Stein, Hardenberg, Scharnhorst (ich nenne nur die wichtigsten Korrespondenten) handelt. Die Entschädigung, die er dem Leser bietet, ist, wie immer, nichtige Polemik. Er bemäkelt (S. 301) die Notiz, daß bei der Benennung des von Stein geplanten Kultus-Ministeriums das französische Vorbild wirksam gewesen sei: also kennt er nicht das Département des cultes.[2]) Wenn ich von einer Annäherung an 1793 rede,[3]) so hält er (S. 313) mir die Constituante und Napoleon entgegen. Wenn ich bemerke,[4]) daß Stein seine Nachfolger durch den Staatsrat kontrolliert zu sehen wünschte, und hinzufüge, dabei habe er sich „abermals an das Muster Frankreichs, den kaiserlichen Conseil d'Etat, gehalten", so läßt v. Meier (S. 308), indem er mich zitiert und bemäkelt, die Worte „den kaiserlichen Conseil d'Etat" ebenso fort, wie er das von mir angerufene Dokument ignoriert. Daß es in der Beschränkung der Monarchie verschiedene Stufen gibt, daß es etwas anderes ist, die Kabinets-Regierung zu beseitigen, etwas anderes, dem Könige die Führer der parlamentarischen Parteien als Minister aufzunötigen, kann oder will v. Meier nicht einsehen.[5])

Einige andere Materien hatte v. Meier in seinem ersten Buche noch nicht behandelt: die ständische Reform, die wirtschaftliche Reform, die Einkommensteuer, die Wehrpflicht. Jetzt auch in diesen Abschnitten nirgends ein eigener Gedanke, nicht einmal ein neues Dokument, überall dieselbe Rabulisterei, Oberflächlichkeit, Ueberhebung.

Wenden wir auf die ständischen Verhandlungen und Projekte des Steinschen Ministeriums das Fazit unserer früheren Schlüsse

[1]) Die pikanteste unter ihnen: „Meine Darstellung ist in keiner irgend wesentlichen Beziehung zu ändern."
[2]) Almanach impérial, z. B. An VIII p. 214.
[3]) Stein, 2, 582.
[4]) Stein 2, 604.
[5]) Vgl. v. Meier S. 309.

an, so gewahren wir auch hier eine Einwirkung Frankreichs. Die französische Krone verfügte 1788, dem Drängen der öffentlichen Meinung nachgebend, für die bevorstehenden Wahlen eine Verstärkung des bürgerlichen Elements; die Constituante beseitigte die Abstimmung nach Ständen und ersetzte sie durch die Abstimmung nach Köpfen; eben dieselbe Versammlung verbot die Erteilung von Instruktionen an die gewählten Deputierten. Alles dies hat auch Stein 1808, für den General-Landtag der Provinz Ostpreußen, verfügt, nur daß es sich bei dem bürgerlichen Element, das bisher unvertreten war, nicht um eine Verstärkung, sondern um die Zulassung handelte.[1]) Noch sichtbarer ist die Annäherung an das französische Vorbild in der Frage der Adels-Reform. Die Constituante schaffte den Adel ab. Gneisenau forderte, im August 1808: „Jeder Adel, der nicht durch im Unabhängigkeitskriege erhaltene Wunden oder Handlungen der Tapferkeit oder große dem Vaterlande dargebrachte Opfer oder durch in ihren Folgen wichtige Ratschläge erneuert wird, hört auf, und künftighin gilt uns nur der auf solche Weise neu erworbene Adel." Und wenige Wochen später Stein: „Der Adel im Preußischen ist der Nation lästig. Man hebe den armen Adel auf."[2]) Wie hilft sich v. Meier? An dem ostpreußischen General-Landtag mäkelt er, an der geplanten Adels-Umwälzung geht er vorüber: er erwähnt sie auch nicht mit einer Silbe. Was für Leser mag er sich vorgestellt haben, als er sein Buch komponierte?

Viel peinlicher noch ist ein Satz, der die Reichs-Stände betrifft. An der Hand des im General-Departement geführten Protokollbuchs hatte ich nachgewiesen, daß am 26. Oktober 1808 die General-Konferenz beschloß: in dem Edikt über die Domänen-Veräußerung sollten die Provinzial-Stände durch die Reichs-Stände ersetzt werden.[3]) Dazu bemerkt v. Meier (S. 374): „In der ganzen Lehmannschen Darstellung wird übrigens mit Reichs-Ständen operiert, während im Edikt nur von Provinzial-Ständen die Rede ist." Beim Lesen dieses Satzes muß in jedem uneingeweihten Leser der böseste Verdacht gegen mich aufsteigen. Ich lasse also die entscheidende Stelle aus dem Protokoll folgen: „Bei dem heutigen Vortrage . . . wurde . . .

---

[1]) M. Stein 2, 198 ff. — In der Stelle meines Vorworts, die von dem General-Landtag und anderen durch mich erläuterten Vorgängen handelt, vermißt v. Meier (S. 363) die Erklärung, daß ich auch die komparative Methode angewandt habe. Sie ist für den echten Historiker so selbstverständlich, daß er sie nicht zu erwähnen braucht.

[2]) Historische Zeitschr. 86, 97. Pertz, Gneisenau 1, 400.

[3]) M. Stein 2, 585 f.

die Aenderung beliebt, daß statt einer Zuziehung der Stände der verschiedenen Provinzen der Monarchie . . . lieber gleich die Zuziehung der Reichs-Stände bevorwortet werde." Ich denke, daß Herr v. Meier noch imstande sein wird, zu erkennen, daß bereits die General-Konferenz des Jahres 1808 „mit Reichs-Ständen operiert" hat. Nun aber das Schlimmste von allem: er hat, wie er bekennt [1]), das Protokoll selbst gelesen. Wie soll man dies Verfahren benennen? [2])

Ueber den Anteil Steins an der Grundlegung der Agrar-Reform, dem Oktober-Edikt von 1807, lesen wir bei v. Meier (S. 283) den Satz: „Stein ist mit der Grundtendenz des Edikts nicht einverstanden gewesen." Kein Wort von Steins Erklärung: „Das Edikt ist sehr wohltätig und wird auf die ganze Monarchie so bald als möglich auszudehnen sein." Sicher, er hatte ein Bedenken, das ihm die Besorgnis vor dem „Eigennutz der Reicheren und Gebildeteren" eingab. [3]) Wie sind Annahme und Einschränkung zu vereinigen? Für den Historiker eine verlockende Aufgabe. Freilich: um die geistigen Fäden, die sich in Steins Seele damals verschlangen, zu lösen und aufzudecken, dazu bedarf es eines feineren Blicks und einer leichteren Hand, als sie der Zimmerer dieses Buches hat.

Die Betrachtungen, die er sodann über die Einkommensteuer anstellt, sind sachlich völlig zwecklos und haben einen Wert nur insofern, als sie die Methode und das Können des Verfassers in ein allerdings sehr helles Licht setzen. Daß die Einkommensteuer von Stein 1806 wie 1808 als Kriegssteuer gemeint war, steht deutlich in meinem Buche zu lesen [4]), und über den Unterschied zwischen Zwangsanleihe und Kriegssteuer bemerkt v. Meier in einem Augenblick der Erleuchtung: „Das ist ein bloßer Wortstreit". [5]) Wozu also die Polemik? Und daß eine Einkommensteuer, auch nur als Kriegssteuer angewandt, eine Umwälzung bedeutete, wird v. Meier dann einsehen, wenn er sich einmal die Frage vorlegt, wie oft wohl

---

[1]) v. Meier, S. 374, Zeile 14 von unten: „nach Ausweis des Protokollbuchs". Daß er das Protokollbuch gelesen hat, erhellt auch aus S. 302 ff. seines Buches.

[2]) Eine andre Probe seiner Methode: er wirft mir (S. 374) vor, nicht erwähnt zu haben, da Stein in der Sitzung des 26. Oktober sich „durchaus passiv verhalten habe". — Das Protokoll unterläßt es, Redner zu nennen, erwähnt nur den Referenten.

[3]) Preuß, Friedrich der Große 4, 492.

[4]) M. Stein 1, 426. 2, 194. Preußische Jahrbücher 103, 37.

[5]) v. Meier, S. 385.

Friedrich der Große in kriegerischen Bedrängnissen diese Steuer erhoben hat.

Gerade hier nun gibt der Autor Proben von einer Flüchtigkeit, wie sie selbst in solchen Werken, die nur lose mit der Wissenschaft zusammenhängen, selten sind: also daß in dem Kritiker ein Gefühl des Bedauerns, das Buch ernst genommen zu haben, aufsteigt. Ueber das Einkommensteuer-Projekt Steins vom 26. September 1806 sagt v. Meier (S. 386): von dessen Inhalt wisse man nichts. Er hat also die ausführlichen Auszüge, die ich gebe (Stein 1, 426 f.), nicht gelesen. Er übersieht, selbstverständlich, auch meine Erklärung (ebendort): „Es ist klar, daß Stein sich an England hielt." Statt dessen läßt er (S. 382) mich behaupten, daß Stein „auch dabei die französische Revolution nachgeahmt habe", und gibt (S. 388) als sein geistiges Eigentum den Satz: „Wenn hier von einer Nachahmung die Rede sein soll, kann sie doch nur eine englische sein". Von Steins Bemühungen, 1808 eine Einkommensteuer zustande zu bringen, bemerkt er auf S. 386: „Alle Welt war mit ihm einverstanden". Nach einer Abschweifung in das Jahr 1810 kommt er, wie die Erwähnung des im Dezember 1808 verabschiedeten Ministers Schroetter beweist, auf die Einkommensteuer von 1808 zurück (S. 388), und nun hat er vergessen [1]), was er zwei Seiten vorher gesagt; er schreibt: „Stein stand übrigens allein". Aber als wenn er sich noch nicht genug auf diesen zwei Blättern kompromittiert hätte, fährt er fort: „besonders Schön" sei gegen die Einkommensteuer gewesen. Wieder mögen, statt jeder Kritik, die Dokumente reden. „Außer einigen englischen Finanzplänen", heißt es in Schöns Votum [2]), „ist wohl selten eine Steuer-Anlage so wissenschaftlich richtig aufgestellt, als dies bei dem Plan zur Tilgung der Kriegssteuer des Königreichs Preußen der Fall ist. Er ist ein vollkommen konstruiertes Ganze; man kann beinahe von der kleinsten Position annehmen, daß sie wissenschaftlich begründet (notwendig) sei. Außer England konnte nur in einem Staat, wo Staatswirtschaft und das Finanzwesen zur Wissenschaft erhoben und dies ins Leben übergegangen ist, ein solcher Plan aufgestellt und angenommen werden. Ich finde nichts dabei zu erinnern."

---

[1]) Aehnlich S. 359. Hier rügt er (Zeile 6 von oben), daß ich einige Projekte aus dem Spätherbst 1808 in meiner Biographie Steins unerwähnt gelassen habe. Fünf Zeilen vorher sagt er selbst: Stein habe an den Verhandlungen nicht teilgenommen.

[2]) Preußische Jahrbücher 103, 23. Mein Stein 2, 193 f.

Können diese Leistungen wohl noch überboten werden? Man ist versucht, die Frage zu bejahen, wenn man den folgenden Abschnitt liest, der von der allgemeinen Wehrpflicht in Frankreich und Preußen handelt. Denn hier begegnet es Herrn v. Meier, daß er das wichtigste der französischen Gesetze übergeht, das von uns bereits zitierte Gesetz vom 19. Fructidor des Jahres VI der Republik[1]), das als das erste der modernen Welt die allgemeine Wehrpflicht in einem stehenden Heere einführte. Merkwürdig, sehr merkwürdig: hätte er es erwähnt und in derselben Weise excerpiert wie die übrigen Gesetze, so würden die Leser seines Buches sofort imstande gewesen sein zu erkennen, daß der Satz, in dem die Meiersche Argumentation gipfelt[2]), das Gegenteil der historischen Wahrheit ist, der Satz, welcher lautet: „Die im Jahre 1808 im Einverständnis mit Stein beschlossene Aufhebung der Exemtionen hat mit der französischen Revolution gar nichts zu tun." Natürlich bin ich weit davon entfernt, anzunehmen, daß diese Koinzidenz von Dokumenten-Ausschaltung und Argumentation planmäßig ist; sie erklärt sich vielmehr, natürlich und ungezwungen, daraus, daß Herr v. Meier, obwohl Jurist, in der französischen Gesetzgebung nicht ausreichend bewandert ist.[3])

Ich komme zum Schluß. Längst, vielleicht schon früher als ich, werden meine Leser genug gehabt haben von dieser Art der Geschichtschreibung.

Einen besonderen Trumpf meint v. Meier gegen mich auszuspielen, indem er, stets im Tone der Anklage, behauptet, daß ich vor 30 Jahren über Manches andrer Meinung gewesen bin als heute. Er hat ganz recht, denn ich habe meine Ansicht stets dann gewechselt, wenn neu aufgefundene Dokumente oder bessere eigene Einsicht mich dazu bestimmten. So ist es auch anderen Forschern ergangen. Man braucht nur die erste Auflage von Rankes deutscher Reformations-Geschichte, Häussers deutscher Geschichte, Sybels Revolutions-Geschichte, Delbrücks Gneisenau mit den späteren Aus-

[1]) Bulletin des lois de la République, Seconde Série, Nr. 223.
[2]) v. Meier, S. 394.
[3]) Nebenbei: wenn er (vgl. S. 51) immer noch redet von dem preußischen Canton-Reglement von 1733 und der angeblich damals für Preußen verfügten Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, so möge er zu seiner Belehrung die Abhandlung über das Heer Friedrich Wilhelms I. lesen, die vor 17 Jahren in der Historischen Zeitschrift erschien. Ihre Auffindung wäre ihm durch Bücher, die wie Brunner, Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte und Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, in der Hand jedes Studenten sind, erleichtert worden.

gaben zu vergleichen; überall haben diese Autoren geprüft, geändert, hier gestrichen, dort hinzugefügt: immer unter dankbarer Anerkennung der Forschungen von Fachgenossen. Anders Herr v. Meier; der gefällt sich in der Schaustellung seiner Unfehlbarkeit; er betont, daß er „nichts zu ändern gefunden" habe.[1]) Das eben ist die Gemütsstimmung, die ihm verhängnisvoll wurde. Er konnte sich nicht vorstellen, daß über einen von ihm bearbeiteten Stoff noch ein Anderer etwas wesentlich Neues finden werde, und so verhärtete er sich gegen die Wirklichkeit. Da er nun aber dem Nachfolger, in dem er den Gegner sah, nichts anhaben konnte und doch auf eine Polemik nicht verzichten wollte, schuf er sich das Zerrbild eines Gegners, selbstverständlich eines solchen, der leicht zu vernichten war. Indem er sich dann mehr und mehr an der Freude seines Scheinsieges berauschte, wuchs auch seine Gleichgültigkeit gegen die Dokumente, auf denen alle und jede historische Wahrheit beruht. Schließlich verfiel er der Strafe, welche die in den Realitäten waltende Vernunft allezeit über ihre Verächter verhängt: sein eigenes Buch wurde ein Zerrbild.

Göttingen, 14. März 1908.

---

[1]) Vorwort S. VI.

Deutsches Leben in Dänemark.

Von

Rudolf Kayser.

Wie zur Gegengabe für die Einfälle und Verwüstungen der Normannen wurde den Dänen seit Ansgars Zeiten von Deutschland das Christentum gebracht; von hier holte man sich auch die lutherische Reformation der Kirche, die Bugenhagen 1537 dort einführte. Er gab dem Lande eine neue Kirchenordnung und gestaltete die Universität zu Kopenhagen um, an die nun häufig deutsche Gelehrte berufen wurden. Seitdem zogen dann deutsche Universitäten, zunächst besonders Wittenberg, zahlreiche Studierende aus Adels- und Bürgerkreisen herüber. Das oldenburgische Grafenhaus, das seit 1448 den dänischen Königsthron innehatte und damit seit 1460 die Herzogtümer Schleswig-Holstein verband, war durch alles hingewiesen auf das südliche Nachbarland. Hier, in den Herzogtümern, lagen die Residenzschlösser der Könige und ihrer Verwandten aus den Nebenlinien; von ihrem Adel traten viele in den kriegerischen und bürgerlichen Dienst der dänischen Fürsten. Die Königinnen entstammten alle deutschen Häusern; politische Beziehungen zogen die Könige immer wieder, nicht nur im 30jährigen Kriege, in die deutschen Verhältnisse hinein. So war denn auch die Sprache am Hofe, ausgenommen unter Christian IV., die deutsche, deutsch die Kommandosprache im Heere bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, deutsch der Gottesdienst in der Schloßkirche der Hauptstadt, — der eine der Hofprediger war stets ein Deutscher. Noch war auch für alle höhere geistige Kultur das kleine Bauernland auf den südlichen Nachbarn angewiesen. Noch gab es außer meist lateinischen theologischen Schriften und einer Kirchenlieder-Dichtung in der heimischen Sprache keine dänische Literatur. So sah auch Christian IV., der populärste dänische König, dem die Förderung des Dänentums am Herzen lag, sich genötigt, für seine Schlösser und Kunstwerke in den

Niederlanden und in Deutschland nach Künstlern sich umzusehen und seine Ritter-Akademie zu Sorö auf Seeland, die er 1623 für den dänischen Adel gründete, mit Berühmtheiten aus diesen Ländern, dem niederländischen Philologen Jakob Meursius, dem Mathematiker und niederdeutschen Dichter Johannes Lauremberg aus Rostock zu schmücken und, freilich vergebens, um die Leuchte lutherischer Theologie, um Joh. Gerhard in Jena, zu werben. Dort, wo Söhne des Königs selbst studierten, wurde hauptsächlich deutsch gesprochen, gepredigt, gelehrt. Erst im 18. Jahrhundert wächst eine dänische Literatur und Wissenschaft langsam empor. Noch der eifrige Förderer dänischer und nordischer Wissenschaft, Erik Pontoppidan (1698—1764), schrieb meist in deutscher Sprache. Ludwig Holberg, selber ein Norweger, verschaffte der dänischen Literatur Achtung über die Grenzen des Vaterlandes hinaus. Er verhalf der schon 1665 wieder erloschenen Akademie zu Sorö zu neuem Leben, indem er ihr die nicht geringen Einkünfte zweier Güter und andere Stiftungen zukommen ließ; dort, in der Klosterkirche, fand er selber seine letzte Ruhestätte. Nun wurde dort meist dänisch gelehrt, obschon zeitweilig viele Söhne aus deutschem Adel die Schule besuchten. Holbergs Zeit brachte auch, unter Christian VI., eine Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen und eine Gesellschaft zur Verbesserung der dänischen Sprache und Geschichte, die beide dänisch verhandelten. Und doch ist es bezeichnend genug: Als König Friedrich V. ein dänisches Nationaltheater plante, wandte er sich nicht an den alternden Holberg, sondern an den Deutschen Joh. Elias Schlegel, der als Lehrer zu Sorö wirkte und nun in dänischer Uebersetzung fremde, auch deutsche Stücke auf die neue dänische Bühne brachte, wie er Holbergs Lustspiele der deutschen vermittelte. Er ließ auch als erster in Kopenhagen eine deutsche moralische Wochenschrift, „Der Fremde“, erscheinen und mußte bei festlichen Gelegenheiten im Königshause die Dichtungen liefern, die dann ins Dänische übersetzt wurden.

I.

Hof und Beamtenschaft in Dänemark sind nie mehr deutsch gewesen als in der Periode, die den Pietismus dort zur Herrschaft brachte. Zur Mission in dänischen Kolonien, auf den westindischen Inseln und an der Küste von Malabar, hatte sich schon Friedrich IV. (1699—1730) durch seinen pietistischen Hofprediger Lütkens, den Schüler Speners, nach Halle an Francke gewendet und von ihm

zwei Missionare erhalten. Das weckte die Hoffnungen der deutschen Pietisten, und wenn auch der König selbst „ein Knecht der Sünde" war und gegen „die fälschlich Erleuchteten" und gegen „Hausversammlungen zur Verkleinerung des öffentlichen Gottesdienstes" auftrat, so erwartete man doch viel von seinem Bruder, dem Prinzen Karl, dem eifrigen Förderer der Cansteinschen Bibelanstalt zu Halle, und von der Königin Luise aus dem pietistischen Hause von Mecklenburg-Güstrow, die auch den Kronprinzen Christian in diesem Sinne erzog. Schon begab sich hoffnungsfreudig dorthin Joh. Konrad Dippel, „der Freigeist aus dem Pietismus", aber persönliche Streitigkeiten brachten ihm nur Verfolgung und langjährigen Kerker. Da reiste der Kronprinz, der sich mit der streng frommen Sophie Magdalene von Bayreuth 1721 vermählt hatte, 1728 durch Deutschland und lernte dort die frommen Grafenhöfe und Zinzendorf kennen, dem er versprach, er werde allezeit des Gottesreiches Sache in seinem Lande fördern. So hofften alle auf ihn, der Dänemark zu einem Lande der Verheißung, einem Reiche der Gottseligkeit machen sollte, als er 1730 den Thron bestieg. Zinzendorf gedachte ein Herrnhut im großen dort zu schaffen und reiste bald hinüber, aber er mußte merken: es herrsche nur Dämmerung, ungewiß, ob zum Licht oder zur Finsternis, denn der König fürchtete noch, durch entschiedenes Eintreten für den Pietismus die Ruhe der Kirche in seinem Lande zu gefährden. So kehrte Zinzendorf, zwar mit der Kette des Danebrog-Ordens geschmückt, doch enttäuscht von dieser und einer zweiten Reise zurück und konnte seine Gedanken dort nur wirken lassen durch Jerem. Friedr. Reuß, den er dem Könige zum Professor und Hofprediger empfahl.

Von anderer Seite her sollte der Ansturm der Pietisten geschehen. Die Verwandtschaft der Königin und pietistisch gesinnte Mitglieder des höhern und niedern deutschen Adels strömten in hellen Haufen herbei, es kamen mehrere Grafen Reuß, Stolberg, Castell-Remlingen, Hohenlohe, Lynar, Isenburg, Württemberg-Oels, aus niederm Adel Holstein, Beulwitz, Berkentin, Schmettau, Holck, Plessen, Moltke. Christian Ernst von Stolberg-Wernigerode, einer der besten pietistischen Grafen, des Königs Vetter und sein Ratgeber in vielen politischen Fragen, war auch hier der Vermittler für die meisten Empfehlungen, bis auf die Forst- und Bergbeamten, die er vom Harze für Norwegen besorgen mußte, bis auf Geistliche, Leibärzte und niederes Hofpersonal des Königs. Den Leibarzt seiner Mutter, Dr. Joh. Sam. Carl, sandte er dorthin, der am pietistischen

Hofe der Wittgenstein zu Berleburg sich das Vertrauen der Erweckten erworben hatte und aus seiner neuen Heimat den Freunden dort von merkwürdigen Bekehrungen im Waisenhause zu Kopenhagen berichten konnte. Der König schätzte ihn nicht nur wegen seiner glücklichen Kuren an der Königin, sondern auch als mystischen Schriftsteller. Freilich, als einflußreichen Geistlichen der erweckte Arzt unbequem wurde, weil er „neue Klagen Mosis über des zweiten Israels Polizei-Geschäfte und -Gesetze“ gegen die Ketzerverfolgungen anstimmte, da wollte auch der König ihn gerne los werden. Er konnte ihn verabschieden, aber noch spät sollte diese Berufung im Königshause selbst sich rächen, denn durch Carls Empfehlung war dessen Schwiegersohn Adam Struensee aus Halle als Probst nach Altona und als Superintendent nach Rendsburg berufen worden und so auch sein Sohn, der spätere Minister, ins Reich gekommen. Man möchte hoffen, daß der König nicht noch mehr solcher Enttäuschungen erlebt hat, wie mit der deutschen Köchin, die ihm der Wernigeroder Graf empfohlen, die nicht einmal eine ordentliche Suppe kochen konnte, sehr hitzig und jähzornig war und nun nicht vom Platze weichen wollte; wir wissen nicht, ob es nicht doch noch der Königin, die immer Männer für ihre Hofdamen zu finden wußte, gelungen ist, durch eine Heirat das Küchenmädchen los zu werden, obschon es „von Herzen häßlich“ war. Zuletzt wurde es auch dem Könige mit den Fremden zu viel, er wies neue Gesuche ab mit der Begründung, er habe schon genug. Nicht jeder der Deutschen hatte das Glück eines solchen Erfolges, wie der Leipziger Gastwirtssohn Hans Jakob Arnold, der es schon unter Friedrich IV. zum Feldmarschall brachte, oder wie Johann Siegmund Schulin, ein armer fränkischer Pfarrerssohn und Kandidat, der als Hofmeister eines Bruders der Königin nach Dänemark kam, sich das Vertrauen des Königs erwarb und zum Direktor des Postwesens, zum Grafen, Minister des Auswärtigen und umsichtigen Leiter der dänischen Politik emporstieg.

Nicht ohne Mißstimmung sah man in Dänemark diesen Andrang der Deutschen. Konnte es doch dahin kommen, daß einmal in einer Hofgesellschaft, als der König dänisch sprach, einer der anwesenden Deutschen (wie es ähnlich von Friedrich dem Großen erzählt wird, der sich mit Franzosen umgab) meinte: „Es ist doch sonderbar, daß Eure Majestät der einzige Ausländer in Ihrem eigenen Hause sind.“ Man sagte der Königin Abneigung gegen das Dänentum nach. Besonders schrieb man den deutschen pietistischen Einflüssen

alle die strengen Maßregeln zu, die zur Einführung frömmerer Sitten in Dänemark getroffen wurden: Die Sabbatsordnung, welche zweimaligen Besuch der Kirche an Sonn- und Festtagen bei Geldstrafe gebot, die Schließung der Schauspielhäuser und Tanzböden, das Verbot von Maskeraden, die Austreibung aller Schauspieler aus dem Lande, — während der König sich in unnahbarer Entfernung von seinem eigenen Volke hielt. Dabei belastete er das Land mit den Ausgaben für seine prächtigen Bauten, das große Schloß Christiansborg in Kopenhagen, das stattliche Lustschloß Hirschholm am Wege nach Helsingör — Haus und Gärten im Stile Ludwigs XIV. —, das heute ganz verschwunden ist, und die reizende Eremitage, die noch heute beim Tiergarten über Rasenflächen hinweg den Blick auf den blauen Sund bietet. Die fromme Königin gab das Geld mit vollen Händen aus, machte glänzende Toilette und trug keines ihrer Kleider mehr als einmal. So schien es, als ob das dänische Volk gut genug wäre, seine Mittel zum Leben und für die Prunksucht der Fremden herzugeben, die ihm selber alle Lebensfreude versagten.

II.

Man erwartete Besserung, als der Kronprinz, nun Friedrich V., 1746 den Thron bestieg. Er war freundlich und gutmütig, leutselig und hatte ein Herz für sein Volk; man weiß, wie wenig doch in jenem Zeitalter dazu nötig war, einen Herrscher volkstümlich zu machen. Aber selbst in einer Zeit, da man die Fürsten in allen Tönen erhob, ist das Lob, das ihm zuteil wurde, doch reichlich stark. Man pries sein Aeußeres als ein Meisterwerk der Natur, man nannte ihn des Nordens Salomo, den Weisen, Guten, Großen, aber man kann nicht sagen, daß sein Leben seinem Wahlspruche: „Mit Klugheit und Standhaftigkeit" entsprochen hätte. Zwar wählte er sich gute Berater und hielt treu an ihnen fest; aber ihm selbst fehlte jede ausdauernde Arbeitslust, und sein Privatleben war nichts weniger als vorwurfsfrei — Kopenhagen erzählte Schlimmes von ihm —, wie er denn auch in den besten Jahren, erst 42 alt, einen völlig zerrütteten Körper zu Grabe trug. Seine Haltlosigkeit zeigt sich seltsam in seiner Stellung zu Moltke, seinem Oberhofmarschall: Bald läßt er sich hinreißen, ihn anzufahren und sogar zu schlagen; bald wieder bedauert er es, bittet in den höchsten Tönen seinen „herzenssüßen, herzallerliebsten Moltke" um Vergebung für sein „leider satanisches Betragen" und verspricht vor dem Angesicht des

Allmächtigen, ihn nicht mehr betrüben zu wollen. Aber Jahre hindurch gibt er immer wieder Anlaß zu neuen Bitten und Versicherungen.

Auch ihn hatten seine Eltern pietistisch und deutsch erziehen lassen. Aber die Königin Luise, die Tochter Georgs II. von England, hatte gleich dänisch gelernt beim gelehrten Pontoppidan, dem dänischen Hofprediger und Kanzler der Universität; man konnte sie mit ihren Kindern dänisch sprechen hören, im Hauptgottesdienst in der Schloßkirche wurde nun dänisch gepredigt. Die lebenslustige Bevölkerung der Residenz konnte sich jetzt wieder der Fröhlichkeit hingeben. Der König selbst besuchte häufiger das wiedereröffnete Theater, ließ in Charlottenburg durch Italiener Opern spielen und ermunterte Holberg zu neuer Tätigkeit; doch lag in der königlichen Löge, wenn man seine Lustspiele aufführte, zum bessern Verständnis eine deutsche Uebersetzung. Die Königin, eine große Freundin der Musik, vereinigte wieder in heitern Abendgesellschaften bei Hofe Adlige und Bürgerliche, Dänen und Deutsche. Neue Männer von neuem Geiste traten in die leitenden Stellungen, als die Männer Christians VI. hinweg starben: sein Minister Schulin, sein deutscher Hofprediger Joh. Barthol. Bluhme, der für den Anstifter jener asketischen Ordnungen des alten Königs galt, ein echter Pietist hallischer Schule, und sein Freund, der Graf Joh. Ludwig Holstein. Noch überlebte die Anfänge der neuen Zeit aus dem Pietistenkreise der Oberkammerherr Karl Adolf von Plessen aus Mecklenburg, der sich bei zunehmendem Alter in seinem Hause Gottesdienst halten ließ; den 80jährig Gestorbenen erklärte 1758 der Hofprediger Cramer für würdig, glücklich gepriesen, würdig beklagt und noch würdiger nachgeahmt zu werden; — neben ihm Adam Gottlob Moltke, sein Landsmann, Hofmarschall beim Kronprinzen Friedrich, jetzt unter dem Könige Oberhofmarschall und Graf und vom größten Einfluß auf ihn, noch voll naiven Glaubens an Gottes spezielle Fürsorge für seine Frommen: Ihm erschien es als eine außerordentliche Gnade des Allerhöchsten, daß seine Frau das große Los in der Staatslotterie gewann, gerade da seine häuslichen Umstände einer solchen besondern göttlichen Hilfe benötigt gewesen seien; da habe der getreue Gott nach dem sehr empfindlichen Verluste eines Sohnes sie auch wieder erfreuen und ihnen zeigen wollen, daß er noch über sie Gedanken des Friedens und nicht des Zornes habe. Ohne selber durch Talente oder Kenntnisse ausgezeichnet zu sein, ist Moltke doch als Vorsteher der Akademie der bildenden Künste und als Förderer

geistiger Bestrebungen nicht ohne Verdienst gewesen. Zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt gehörte die Kunstsammlung in seinem Schlosse bei Amalienborg. Er starb 1766.

Eine neue Zeit begann, als nach Schulins Tode zum Leiter des dänischen Staates nicht der pietistische Graf Rochus Friedr. von Lynar, der besonders darauf gehofft hatte, sondern Joh. Hartwig Ernst von Bernstorff ernannt wurde. Dieser, geboren 1712, war durch seine Freunde und Verwandten, die Plessens, veranlaßt worden, aus seiner hannöverschen Heimat 1732 in dänische Dienste überzugehen, und war vom Kammerjunker zum Geschäftsträger in Paris aufgestiegen. Nun 1751 zum Vorsteher der deutschen Kanzlei und damit zum Leiter der auswärtigen Angelegenheiten gemacht, hat er Dänemark durch schwierige Lagen, besonders in Konflikten mit Rußland, glücklich hindurch geführt. Man hat ihm im Innern wohl unpraktische Finanz-Verwaltung, ein Wirtschaften zu sehr im Großen vorgeworfen. Aber das ist sicher: Er war in allem ein ernster und gewissenhafter Mann mit reinen Händen, von humaner Gesinnung und nimmer ruhendem Fleiße; er handelte getreu seinem Wahlspruche als Ritter des Elephanten-Ordens: „Rectum et integritas custodiant me.“ Für seine geistige Bedeutung spricht es, daß er nach seinem Pariser Aufenthalte im Briefwechsel mit literarischen Größen Frankreichs, besonders mit Montesquieu, blieb, und daß er in dem Kreise begabter Männer, die sich in seinem Hause sammelten, nicht nur der Gastgeber, sondern auch der geistige Mittelpunkt sein konnte. Französische Künstler und Gelehrte holte er nach Kopenhagen, wie er die besten der Deutschen hinberief. In Paris eignete er sich Ton und Art französischer Kultur an und schrieb am liebsten Französisch. Deutschland und Dänemark, deren Sprachen er beherrschte, sah er gleichmäßig als sein Vaterland an. Seine warme Frömmigkeit, die sich an den Schriften der gemäßigten Aufklärung, eines Jerusalem, doch auch eines Spener und Francke erbaute, und die ihn die ersten Stunden des Tages der Heiligen Schrift wie dem Studium der englischen Popularphilosophie und Theologie widmen ließ, war gesund und ohne pietistischen Beigeschmack und machte es ihm möglich, auch Andersdenkende nach ihrem wahren Werte zu schätzen. Sie stellte ihn aber auch in Gegensatz zu Voltaire und den französischen Enzyklopädisten; er wünschte, daß deutsche Schriften ins Französische übersetzt würden, um jene zu widerlegen. Ein Viertel seiner Einkünfte verwendete er zu wohltätigen Zwecken, wie denn Fragen des öffentlichen Wohles und der allgemeinen Bildung sein besonderes

Interesse fanden. Auf seinen Gütern bei Kopenhagen hob er die Frondienste der Bauern auf und gab ihnen die Ländereien zu festem Eigentum. Er, wie seine treffliche Gattin, Charitas Emilie von Buchwald, gingen in vernünftigem Fortschritt voran, indem sie sich dort zuerst impfen ließen.

In Paris geschah es, daß Bernstorff durch Klüpfel, den Hofprediger des Herzogs von Gotha, auf Klopstocks Messias aufmerksam gemacht und für den Dichter lebhaft interessiert wurde. Durch Moltke empfahl er ihn dem Könige, und so kam es zu jener Berufung Klopstocks nach Kopenhagen, die den Grund legte zu einer Kolonie geistig bedeutender Deutschen, wie sie nie wieder in Dänemark beisammen gewesen sind. Nur langsam entschloß sich jener zur Annahme des Rufes, der ihm bei einem Jahresgehalt von 400 Reichstalern völlige Muße bot, um seiner dichterischen Arbeit zu leben. Aus der Schweiz über Hamburg zurückreisend, wo er seine Meta kennen lernen sollte und ihre Herzen sich sogleich fanden, traf er im April 1751 in seiner neuen Heimat ein und nahm Wohnung in der Gothersgade. Stadt, Landschaft und Menschen fanden schnell seinen Beifall.

Das Bild der Stadt, die damals gegen 70000 Einwohner hatte, stellte sich dem Beschauer noch nicht in allem so dar wie jetzt. Eben war die größte Verwüstung verschwunden, die der gewaltige Brand von 1728 angerichtet hatte. Schloß Christiansborg stand seit 1738 fertig in seiner ganzen Pracht da, die Kirchen hatten sich neu aus dem Schutt erhoben; 10 Türme überragten das Häusermeer. Man hatte begonnen, die Neustadt, das neue Viertel nach dem Sunde zu mit seinen geraden Straßen und prächtigen Häusern anzulegen, das seinen künstlichen Ursprung nicht verleugnet. Hier erhoben sich bald die stattlichen Paläste Bernstorffs und Moltkes; noch war die Marmorkirche mit ihrer Kuppel nicht vollendet, deren Bau nach dem Vorbilde des Pariser Invalidendoms durch den Franzosen Jardin Bernstorff angeregt hatte. Noch war die Stadt von Wällen umgeben, die ein beliebter Spaziergang der Bewohner waren; draußen davor lagen Gärten. Buntes Treiben, gesteigert durch den vielfachen Ausruf von Lebensmitteln, erfüllte die Straßen. Das Militär, meist geworbene deutsche Soldaten, bei der Bevölkerung unbeliebt, belebte das Straßenbild. Der doppelte Reiz der Umgebung Kopenhagens, der von Schiffen belebte Sund und in bequemer Nähe die Buchenhaine des Tiergartens, erfreute schon damals das lebensfrohe Volk der Stadt, das dort an schönen Sommertagen sich harmlosen Vergnügungen hingab.

Bald konnte Klopstock sich dem Könige vorstellen, der ihn freundlichst empfing. Man erwartete nicht, daß er ihn dichterisch verherrlichen würde; das hätte auch wenig des Dichters Art entsprochen. Wir sehen hier zum ersten Mal nach einem Zeitalter des Servilismus einen Hofdichter, der nicht zum Fürstenknecht wird; er war stolz darauf, nie durch höfisches Lob die heilige Kunst entweiht zu haben. Bei allem Anteil, den er an den Geschicken des Königspaares nahm, wie an dem Tod der Königin 1751, hielten sich doch die Oden, die er auf beide dichtete, frei von aller Schmeichelei.

Im Sommer folgte er dem Hofe auf den Wunsch Moltkes nach Schloß Fredensborg, wo er als Gast des Königs frei lebte und sogar aus den königlichen Kellern nach seinem Geschmack den Wein sich kommen lassen durfte. Früh um 7 schon war er bei Moltke und las ihm das Neueste aus seinem Messias vor. Dort in dem herrlichen Parke mit seinen Alleen am Esrom-See gedachte er an weihevoller Stätte seiner Fanny, die ihm über den Wipfeln der Bäume in silbernen Abendwolken erschien. An einem runden, erhöhten Rasenplatze, bei einer Aussicht über den See und eine kleine Insel, streute er in der Dämmerung der Sommernacht um 11 Uhr drei geküßte und tränenvolle Rosen wie ein Opfer aus. Aber schon wird der Gedanke an Fanny durchkreuzt von der Erinnerung an „ein gewisses süßes Mädchen“, das er in Hamburg kennen gelernt, das Hagedorn statt seiner küssen soll. Bald wurde die schwermutvolle Empfindung unerwiderter Liebe zu Fanny auch in seinen Dichtungen verdrängt durch das frohe Gefühl der Erwiderung bei Meta.

Näher bei der Stadt gewann er bald einen andern schönen Landaufenthalt in Lyngby, wo 1751 sein Schwager Hartmann Rahn und bald mit ihm der nächst jüngere Bruder Aug. Phil. Klopstock eine Seidendruckerei anlegten, ein Unternehmen, wie es die Staatsraison der Aufklärungszeit so gern begünstigte, auch Bernstorff mehr, als dem kleinen Reiche gut war, und das doch mißglückte. In der Schönheit des ersten Frühlings dort gedenkt der Dichter 1752 daran, wie er alsbald von dort nach Hamburg reisen will, um seine Meta und Hagedorn zu besuchen; das geschah auch im Gefolge des Königs in demselben Sommer, und es kam zur Verlobung. Seine äußere Existenz war gesichert, das ihm zugesagte Einkommen wurde im Laufe der Jahre gesteigert, wie er es auch über alle Wandlungen der dänischen Verhältnisse hinaus bis an seinen Tod bezogen hat. Doch erst im Sommer 1754 konnte die Vermählung sein, und im Oktober desselben Jahres führte er Meta in seine beglückteste Häus-

lichkeit in der Königstraße zu Kopenhagen. Sie lebte ganz mit und in ihm. Auch sie wurde in Bernstorffs Hause freundlich aufgenommen. Unter ihrer mitlebenden Teilnahme beschritt Klopstock als Dichter und Schriftsteller neue Bahnen: Biblische Dramen, Kirchenlieder, die Anfänge der nationalen Dichtung entstammen diesen Jahren seines höchsten Glückes; sie fanden ihr allzu frühes Ende, als Meta ihm am Ende des Jahres 1758 zu Hamburg entrissen wurde. Seitdem wurde sein Aufenthalt im Norden häufiger und länger durch deutsche Reisen unterbrochen, so zwei ganze Jahre lang, 1762—64.

Bald nach seiner Ankunft in Kopenhagen erweiterte sich dort der deutsche Kreis. Als der pietistische deutsche Hofprediger Bluhme starb, konnte Klopstock auf seinen Leipziger Studienfreund Joh. Andr. Cramer hinweisen, der auf seine Empfehlung schon in seine Vaterstadt Quedlinburg als Hofprediger der Aebtissin berufen worden war. Er kam 1754 nach Kopenhagen, wo er bald als Prediger von großer Beredsamkeit hoch angesehen wurde. Es war eine neue Zeit gekommen, nach dem Pietismus das Zeitalter der Aufklärung. Auch die an der alten Kirchenlehre festhielten, mußten den alten Wein in neue Schläuche füllen. In moderner Sprache, bekannt mit englischen und französischen Vorkämpfern und Gegnern des Christentums, verteidigte der „deutsche Bossuet“ Cramer wesentlich doch das alte Luthertum und stritt zwar nicht gegen die „vernünftigen Zweifler“, die eine Begründung der Religion suchten, doch gegen die Freigeister, die mit dem Mangel an Gottesfurcht aller Tugenden bar seien. Auch die moralische Wochenschrift, die er 3 Jahre lang herausgab (1758—61), der letzte Nachzügler einer einst einflußreichen Literaturgattung, der „Nordische Aufseher“, in dem Klopstock seine ersten religiösen Hymnen veröffentlichte, diente jenem Zwecke und mußte sich den vernichtenden Angriff Lessings in den Literaturbriefen gefallen lassen, der es bestritt, daß wahre Tugend nur mit Religion verbunden existieren könne. Im übrigen war diese Zeitschrift gut dänisch darin, daß sie mitfeierte, was König und Volk festlich und traurig bewegte, — wie Cramer auch gut dänisch sprach und seine neuen Landsleute ihn durch den Beinamen „den Eyegode“ [der Herzensgute] ehrten, den König Erich um 1100 getragen hatte. Im Sommer hielt sich Cramer zuerst in Lyngby, dann auf seinem kleinen Gute Sandholm auf, wo er als Mann des Fortschrittes den Kartoffelbau einführte. Es lag nicht weit von Hirschholm, wo die Gemahlin Christians VI., Sophie Magdalene, ihren Witwensitz aufgeschlagen hatte. Bei ihr war Klopstock wie Cramer sehr geschätzt,

den sie zuweilen in Sandholm aufsuchte und auf ihrem Schlosse predigen ließ. Zum Erzieher seiner Kinder berief Cramer 1756 Gottfr. Bened. Funk, der sich einst in religiösen Zweifeln über seine theologische Berufswahl an ihn gewendet hatte. Er bereicherte das Haus des Hofpredigers um das musikalische Element, in welchem dieser selbst Liebhaber, aber nicht Sachverständiger war; oft erklangen hier Klopstocks und Cramers Oden in neuen Kompositionen.

Einen natürlichen Mittelpunkt für das deutsche Leben bildete die deutsche Gemeinde bei der St. Petri-Kirche; hier hielten die Deutschen schon seit der Reformation unter Friedrich II. ihren Gottesdienst und bildeten seit Christian IV. eine Gemeinde mit 2 Predigern. Der Hof selbst gehörte ihr an; Kirchengestühl für die Minister, den Oberhofmarschall, Hofbedienten und Amtleute der deutschen Kanzlei befand sich in dieser Kirche, deren Patron der Vorsteher oder Ober-Sekretär der deutschen Kanzlei, eben damals Bernstorff, war. Hier wirkte seit 1746 der treffliche Eberh. David Hauber, der Württemberger, der aus seiner lippischen Hofprediger-Stelle zu Stadthagen berufen war und sich einer getreuen Anhängerschaft erfreute. Wie er dort zum friedlichen Zusammenleben und zu bewußter Toleranz Lutheraner und Reformierte vereinigt, durch eifrige Tätigkeit in Seelsorge und Unterricht zu einer freien Frömmigkeit, zu Gottes- und Menschenliebe, zur Bewunderung der Werke Gottes in der Natur anzuleiten gesucht hatte und sogar die große Ketzerei aussprach, daß es außerhalb der christlichen Kirche fromme Menschen geben könne, denen man die ewige Seligkeit nicht absprechen dürfe: so tat er auch hier in Kopenhagen. Ihm folgte 1765 Balthasar Münter aus Lübeck, der aus Gotha herüberkam. Er galt lange für den ersten Prediger Kopenhagens und für einen vortrefflichen Lehrer; seine gedruckten Predigten wurden teilweise übersetzt und fleißig von dänischen Predigern benutzt. Er wurde aller Welt bekannt, als er den gefangenen Struensee vom Materialismus zu christlicher Gläubigkeit bekehren wollte und diese, wie er meinte, erfolgreiche Arbeit in seiner „Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee“ eingehend darlegte. Der Graf hatte ihm versprechen müssen, wenn es Geistern vergönnt sei, die Schranken der Sinnenwelt zu durchbrechen, im ersten Vierteljahr nach seinem Tode dem Retter seiner Seele zu erscheinen. Mancher mag bei jenem Buche gedacht haben, was Goethe in seiner Besprechung sagt: daß es nicht schwer gewesen sein könne, die nichtige, oberflächliche Weltbetrachtung des Grafen durch bessere Bücher zu widerlegen, dem Grafen seine Verbrechen recht

empfindlich zu machen und ihn dann zu zwingen, Trost zu suchen. — Anmutig weiß die einzige Tochter Münters, Friederike Brun, die Schriftstellerin, in ihrer „Wahrheit aus Morgenträumen“ ihre Jugendzeit dort bei der St. Petri-Kirche, in dem alten Predigerhause und im Garten vor dem Ostertor zu schildern, die sie dort im heitern Umgang mit den Freunden des Vaters und mit den eignen Gespielen aus den Häusern Bernstorff, Stolberg, Schimmelmann verlebte. Klopstock sprach dort häufig vor; das lebhafte Kind war oft zu viel für seine abgespannten Nerven. Sie war noch in Deutschland geboren, und so weiß sie nicht, zu welchem Volke sie sich rechnen soll. Der Vater meinte: Christus habe gegen nichts früher und anhaltender gearbeitet als gegen die ausschließende Vaterlandsliebe und den noch ausschließendern Vaterlandsstolz. Sie selbst verheiratete sich wiederum mit einem in Dänemark ansässig und reich gewordenen Deutschen aus Mecklenburg.

Neben Münter stand seit 1767 als zweiter Prediger Friedr. Gabr. Resewitz aus Berlin, der Freund Mendelssohns und Nicolais, der Fortsetzer der Lessingschen Literaturbriefe und später der theologische Mitarbeiter an Nicolais Allgemeiner deutscher Bibliothek; auch er kam aus Quedlinburg, wohin ihn die Gunst der Äbtissin Anna Amalie, der Schwester Friedrichs des Großen, berufen hatte. Seine Stärke lag weniger in der Predigt, als in seinen popularphilosophischen und Bildungs-Interessen. So erhielt er die Leitung des städtischen Armenwesens und trat für die Erziehung des bürgerlichen Mittelstandes durch die Gründung einer Realschule und seine Schrift „Die Erziehung des Bürgers“ ein, epochemachend für die genaue Scheidung zwischen gelehrter und bürgerlicher Schule. Er erregte dadurch die Aufmerksamkeit des trefflichen preußischen Ministers von Zedlitz, der ihn 1774 zum Leiter der Schule von Kloster Berge bei Magdeburg berief; freilich bewährte hier die Praxis nicht, was der klare Theoretiker versprochen hatte. An der deutschen Friedrichskirche zu Christianshavn, im Hafenviertel Kopenhagens, deren Gemeinde auch schon seit dem Ursprung dieses Stadtteils 1618 bestand, und die nun einen eignen Bau durch Bernstorffs Bemühungen 1769 erhalten hatte, wirkte damals Josias Lorck, auch er in der Wissenschaft nicht untätig und ein bekannter Bibelsammler.

Bei Cramer und Münter vereinigten sich gerne die deutschen Schriftsteller und Gelehrten, die damals die Stadt beherbergte. Einer der geistvollsten unter ihnen war Helferich Peter Sturz aus Darmstadt, zuerst Privatsekretär Bernstorffs und wie Klopstock nach

Metas Tode in des Ministers Hause wohnend, dann Sekretär im Auswärtigen Amt, später in oldenburgischen Diensten, erst 43 Jahre alt, dahingeschieden (1779), ein Mann von Kenntnis und Geschick, im Briefwechsel mit Garrick, Helvetius, Mad. Geoffrin, die er auf seinen Reisen kennen lernte, ausgezeichnet durch seine wohlgefeilten kleinen Arbeiten in musterhaftem Stil und in der Welt der deutschen Schriftsteller hochgeschätzt; er war dort im Kopenhagener Kreise beliebt als angenehmster, witziger Gesellschafter, als Pastellmaler und geschickter Bildniszeichner, wertvoll durch seine Kenntnis englischer Literatur. In dieser Beziehung konnte ihm Heinr. Wilh. von Gerstenberg zur Seite treten, Rittmeister und selber Sohn eines dänischen Offiziers aus Tondern, dann im dänischen Verwaltungsdienste; er lebte seit 1763 dauernd in der Hauptstadt. Es war die Geburtsstunde der nordischen und der Bardenpoesie, als im Gehölze auf Cramers Gute Sandholm ein altnordisches Grab aufgedeckt wurde und Gerstenberg ihm den Helden Thorlaug entsteigen ließ, der nach tausendjähriger Grabesruhe nun, da er durch das Christentum und seine Kultur auf dem alten Heimatboden alles verändert sieht, sein früheres Erdenleben und die alte Götterherrlichkeit in der Erinnerung an sich vorüberziehen läßt. Zum ersten Mal wurde hier die nordische Sagenwelt in die neuere Dichtung aufgenommen. Seltsam genug, wie eine französische Uebersetzung der jüngeren Edda durch den Genfer Mallet, den Bernstorff als Professor der französischen Literatur berufen hatte, und wie die deutsche Uebersetzung der Macphersonschen Ossian-Dichtung (1762) das Interesse an der altnordischen Welt zuerst hier bei Deutschen im Auslande wachrief und durch die deutsche Dichtung auch den Skandinaviern selbst erst ihre eigene Vergangenheit vermittelt wurde. So kam hier im fremden Lande auch Klopstocks vaterländische, deutschtümliche Richtung, die ihren Ursprung schon in seinen Jugendtagen zu Quedlinburg hatte, erst zur Entfaltung; hier ging ihm der volle Sinn für deutsches Wesen auf, und so eröffnete er die Bahn für unsere neuere vaterländische Dichtung und mittelbar auch für die wissenschaftliche Erforschung des deutschen Altertums. Freilich begegnete ihm der für die Bardendichtung verhängnisvolle Irrtum, daß er Ossian als Kaledonier für deutscher Herkunft hielt und in ihm den frühesten deutschen Nationaldichter sah. So blieb denn hierdurch sein Aufenthalt in Dänemark nicht ohne Einfluß auf die dänische Literatur, wenn er selber auch nicht, wie Joh. Elias Schlegel, Beziehungen zum dänischen Geistesleben pflegte. Der junge Joh. Ewald (geb.

1743) lernte durch ihn die nordische Welt, Ossian und Shakespeare kennen — auch für diesen hatte Gerstenberg die Bahn gebrochen — und nahm statt der urgermanischen Vorzeit die Vergangenheit des eigenen Vaterlandes zum Gegenstand der Dichtung.

Flüchtiger erschienen in diesem deutschen Kreise Basedow, Claudius, Schönborn. Der Hamburger Joh. Bernh. Basedow war aus einem holsteinischen Hauslehrer-Amte durch Bernstorffs Empfehlung 1753 als Professor der Philosophie und Beredsamkeit nach Sorö berufen worden und kam häufig, auch zur Mitarbeit am Nordischen Aufseher, in die Hauptstadt. Noch war seine Rechtgläubigkeit nicht angezweifelt, und er glänzte in dem Versuche, alles spielend zu lehren, bis ihn nach 8 Jahren die Feindschaft Strenggläubiger dort zu Fall brachte und er nach Altona versetzt wurde. Der frühreifen 4jährigen Friederike Münter versuchte er das Alphabet in Kuchenform zu lehren, bis die Lernbegierde des Kindes seiner Gesundheit schädlich wurde und die Studien eingestellt werden mußten. Mit Gerstenberg als Student zu Jena befreundet, kam der Holsteiner Matthias Claudius 1764 nach Kopenhagen, wo ihm wohl seiner Mutter Bruder, der Pastor Lorck, die Stelle eines Sekretärs beim Grafen Holstein verschafft hatte; nur wenig über ein Jahr blieb er dort. Etwas später (1766) kam sein Freund Gottl. Friedr. Ernst Schönborn aus Stolberg am Harz, der dann Hofmeister im Hause des jüngeren Bernstorff wurde und durch ihn später, seit 1773, im dänischen Konsulats- und Gesandtschaftsdienste in Algier und London beschäftigt worden ist.

Neben diesen Männern der Literatur belebten den geselligen Kreis der Deutschen andere Vertreter der Kunst und der Wissenschaft. Da war vor allem der Kupferstecher Joh. Mart. Preisler aus Nürnberg, den Bernstorff in Paris getroffen und zum Professor an der Mal- und Zeichenakademie hatte berufen lassen; der Dresdner Bildhauer Joh. Christ. Pezold, der seit 1750 hier lebte und Plätze und Gärten mit Statuen schmückte; der Botaniker Georg Christ. Oeder aus Ansbach, der Begründer des botanischen Instituts; Joh. Heinr. Schlegel, der jüngste der begabten Brüder, zuerst Hofmeister in einem Rantzauschen Hause auf Fünen, dann in Kopenhagen seit 1757 als Sekretär in der dänischen Kanzlei, als Professor der Geschichte, Bibliothekar und königlicher Hofhistoriograph; der königliche Leibarzt Joh. Just von Berger aus Halle, 1752 ebenfalls durch Bernstorff hinberufen, ein ernster Mann von gründlicher Wissenschaft, dessen gastfreie Wohnung im Prinzen-Palais bei Christiansborg, im

Sommer im nahen Friedrichsberg der Sammelplatz der guten Gesellschaft von Kopenhagen war, die durch die weltmännische Art des Hausherrn und seiner Gattin und die Pflege der Musik — sie war eine Künstlerin auf dem Klavier — dort gefesselt wurde; endlich bis 1778 Carsten Niebuhr, der 1767 von seiner 6jährigen Forschungsreise durch Arabien zurückkehrte, die er in Bernstorffs Auftrage unternommen, und die er als einziger der Teilnehmer überlebte. Die Vorlesung seiner einlaufenden Reisebriefe nährte die begeisterte Phantasie der jungen Grafen Stolberg.

Der Minister Bernstorff hatte nicht nur die meisten der genannten Männer berufen; er sah sie auch oft bei sich in seinem Hause. Er verstand es, zu fragen und anzuregen und der Geselligkeit immer neues Leben zu verleihen und mit allen in der natürlichen Leutseligkeit zu verkehren, der der angeborene Adel, auch der Gesinnung, Sicherheit verleiht. Der König hatte ihm das Gut Fasanenhof am Südrande des Tiergartens mit dem Blick über den Sund und auf die Türme der Stadt geschenkt, das nun den Namen der Familie und des Stammgutes am lauenburgischen Schaalsee erhielt, und das er mit aller Liebe verschönerte. Als er auf Reisen ist, muß ihm der Neffe immer wieder von den Fortschritten des Gartens und der Lindenalleen, von den Pfirsichbäumen, deren einer über 300 Früchte brachte, vom Küchengarten und vom Blumenparterre, von den Versuchen des Gärtners in der Feigenzucht erzählen; aus der Oede des gesellschaftlichen Treibens, da er weder an der Jagd noch an Wetten und Spiel seine Freude fand, sehnt er sich zurück in die Blütenpracht seines Landsitzes und ist stolz darauf, welch eine Schatzkammer dort unter dem 56. Breitegrad in dem Mustergarten Dänemarks geschaffen worden ist. Das beste, was England hervorbrachte, schien ihm nicht den Früchten seines Gartens gleichzukommen. Nach mehrjähiger Arbeit war 1765 dort nach Jardins Plänen ein neues Wohnhaus entstanden, das heute der königlichen Familie gehört, mehr bequem als prächtig. Hier und in dem schönen Stadthause des Grafen weilte Klopstock so oft als sein Gast, nach Metas Tode als sein Hausgenosse; draußen sah er von seinem Zimmer auf die See. In der Bibliothek lernte er die englischen Schriftsteller kennen, und so diente sie ihm dazu, hier aus Youngs Nachtgedanken das Englische zu lernen, sich mit seiner Literatur vertraut zu machen und seine junge deutsche Muse mit der ältern des Inselreiches kühn in die Schranken der Rennbahn treten zu lassen. Oft war er zum Gespräche in des Grafen Zimmer,

solange dieser ihm seine Zeit widmen konnte; manches las und beurteilte er, ehe der Dichter es drucken ließ. In dem geselligen Kreise, der sich am Abend zusammen fand, mag Klopstock oft den Mittelpunkt gebildet haben. Er hatte ja die Gabe lebendigster Unterhaltung und trefflicher Erzählungskunst; er leitete gerne Gesellschaftsspiele und war fast stets in heitrer Laune und zu Scherzen aufgelegt; wie manchen setzte er damit in Erstaunen, der nach seinen Dichtungen bei ihm einen immer pathetischen Ernst erwartet hatte. Er las gerne aus seinen Werken und werdenden Arbeiten vor. Ein stolzes Selbstgefühl ließ ihn Titel und äußere Ehren verschmähen, und so vermochte er es, in den Kreisen des Adels, auch vor dem Könige, stets sicher und unbefangen zu sein. In einem Lande, wo anerkanntermaßen die Titel- und Stellen-Jägerei, die Sucht nach äußerem Schein so stark verbreitet war, fühlte er sich unabhängig und empfand als eine Beschimpfung die kalte, beschützende Herablassung der Großen. Er erwartete in diesen Kreisen Bekanntschaften mehr, als er sie suchte.

So mochte er sich wohler fühlen im Kreise gleichgestimmter bürgerlicher Freunde. Lyngby, unweit Bernstorff, war im Sommer der Ort fröhlicher Geselligkeit, der Ausgangspunkt reizender Ausflüge. Hier wohnten dann Resewitz, Gerstenberg, Preisler. Das Fabrikunternehmen von Schwager und Bruder Klopstocks war in der Nähe. In dem kleinen Hause Gerstenbergs erfreute man sich der musikalischen Genüsse, die er und seine Gattin boten; sie sang Klopstocks Lieder und Elegien mit Klavier-Begleitung. Der Dichter selber war ein großer, doch nicht ausübender Freund der Musik; Gluck war sein besondrer Liebling und wurde der Komponist vieler seiner Oden. Zu viel gesungenen Melodien schuf er neue Texte; so dichtete er das in jener Zeit so beliebte Stabat Mater von Pergolese um. Besonders wohl fühlte er sich in Leibesübungen. In Bernstorff trieb er viel das Ballspiel; oft ging er in den Lyngbyer See zum Baden und Schwimmen; er war ein sicherer Reiter und ein eifriger Spaziergänger. Gern zog er mit den Familien seiner Freunde aufs Land, mit Vorliebe auf einsamen, unbewanderten Pfaden, kletterte jeden Hügel hinauf, stets der Frischeste und Unternehmendste von allen. Mit seiner starken Stimme rief er gern das Echo wach, die „geliebte Gespielin des Widerhalls“. Nie aber war er eifriger an der Spitze als beim Eislauf. Er predigte „mit der Salbung eines Heidenbekehrers“ die Kunst Thialfs. Jede kleinste Wasseransammlung um Kopenhagen war ihm bekannt, und mit dem ersten Reife schon suchte

er sich eine Bahn. Oft früh noch beim Mondenschein begann er mit seiner Kunst; eine Mondnacht auf dem Eise war ihm eine Festnacht der Götter. Bald fand er Jünger; an seinem häufigen Begleiter Claudius rühmte man die Geschwindigkeit des Laufes, während der Meister mehr Wert auf Gewandtheit und Schönheit der Bewegungen legte, als auf die arbeitende Schnelligkeit. Eine Akademie der Eisläufer sollte alle Liebhaber der Kunst unter den deutschen Freunden Klopstocks dort zusammenfassen.

In jenem frischen, freien Verkehr wurde Klopstock, der ewig Jugendliche, persönlich einflußreich für das jüngere Geschlecht der Deutschen dort, wie er denn auch mit Kindern, so denen des jüngeren Bernstorff, reizend umzugehen wußte. Ihn liebte schwärmerisch der Sohn Cramers, Karl Friedrich, der ihm in mehreren Schriften das beredteste Denkmal gesetzt hat. Seine treuesten Verehrer wurden die jungen Grafen Christian und Friedrich Leopold Stolberg. Der Vater der beiden, Christian Günther, seit 1738 in dänischen Diensten, war 1758 von der verwitweten Königin Sophie Magdalena als Oberhofmeister nach Hirschholm berufen worden, wo er diese dazu bestimmte, die Leibeigenschaft ihrer Bauern aufzuheben und sie zu Eigentümern zu machen, wie er es selbst schon auf seinem holsteinischen Gute Bramstedt getan hatte. Seine Gattin entstammte dem mit Zinzendorf verschwägerten fränkischen Grafenhause der Castell-Remlingen, eine feinfühlige, pietistisch fromme, aber etwas exzentrische Frau mit manchen Sonderbarkeiten. Sie versenkte sich mit inniger Schwärmerei in Youngs Nachtgedanken und bat den Verfasser um die Patenschaft bei einem ihrer Söhne. Das Gut Rungsted am Sunde unweit Hirschholm, das der Graf kaufte, wurde nach seinem frühen Tode 1765 bei einem Badeaufenthalt in Aachen der ständige Wohnsitz der Witwe. Hier wuchsen die temperamentvollen, begabten Kinder in fröhlicher Jugend auf. Besonders der zweite der Söhne, Friedrich Leopold, gewann hier jene tiefe Liebe zur Natur, die ihn später auch mit Goethe verband. Begeistert blickt er auf die schöne Zeit zurück, die er dort unter den Augen Bernstorffs, im heitern Umgang mit Klopstock, am Sunde verlebt hat: auf die Kinderspiele, in denen sich vaterländische Begeisterung an den Taten Friedrichs des Großen entzündete, auf die frühe Betätigung dichterischer Neigung, zuerst des 14jährigen beim Tode des Vaters. Die Hermannsschlacht las Klopstock, noch ehe sie gedruckt war, den beiden Jünglingen vor; bei einer ausgezeichneten Stelle fing Friedrich Leopold an zu weinen und drückte schweigend und voll freudigen Grimmes

dem Barden die Hand. So wurden dann auch Cramer und die beiden Grafen als persönliche Schüler des Meisters dem jungen Kreise seiner Verehrer wertvoll, der 1772 den Göttinger Bund schloß; wie denn erst nach Klopstocks Weggang von Kopenhagen sein unbedingter allgemeiner Einfluß auf die jüngere literarische Welt Deutschlands zur Geltung kam.

Nur eine Episode in der Geschichte der deutschen Literatur bedeutet dieser „nordische Dichterkreis“, eine erste Blüte deutschen Geisteslebens auf fremdem Boden. Es fehlt nicht an Ausblicken in noch größere und bleibendere Möglichkeiten. Zur Erziehung des Kronprinzen Christian war auf Bernstorffs Anregung Gellert aus Leipzig aufgefordert worden, aber er lehnte ab. Lessing plante von Hamburg aus nach Kopenhagen zu reisen, und im Sommer 1769 schaute Klopstock aus seinem Zimmer in Bernstorff hinaus auf den Sund, Herder erwartend, der auf der Seefahrt von Riga dorthin kommen wollte, in der Hoffnung, daß er mit und in jenem nordischen Kreise „Funken schlagen werde zu einem neuen Geist der Literatur, der vom dänischen Ende Deutschlands anfange und das Land erquicke“. Aber in einer der „himmlischen Nächte“ auf der Reede von Helsingör entschloß er sich zur Weiterreise, die ihn nach Paris, nach Straßburg und Darmstadt führte, neuen, zukunftsreichen Zielen entgegen.

Bald trat die Wandlung ein, die mit seinem Urheber und Beschützer auch jenen Kreis aus Kopenhagen vertrieb. Zunächst nach dem Tode Friedrichs V., den Klopstock mit seiner schönen Ode „Auf Rothschilds Gräber“ begleitete, regierte Christian VII. noch weiter in den Bahnen und mit den Beratern seines Vaters, und auch die deutschen Freunde genossen weiter die königliche Gunst, aber sogleich begann das Intriguenspiel der Günstlinge gegen Bernstorff bei dem hochmütigen und doch furchtsamen Könige, bis der beherrschende Einfluß seines Leibarztes Joh. Friedr. Struensee im September 1770 den Minister zu Fall brachte. Er verließ Kopenhagen mit Klopstock und Schönborn und siedelte nach Hamburg über, das nun ein neuer Mittelpunkt des nordischen Kreises wurde. Bald, 1771, folgte Cramer, der nach Lübeck, dann nach Kiel ging. Die jungen Grafen Stolberg bezogen deutsche Universitäten, während ihre Mutter sich in Altona niederließ. Nach Lübeck ging auch Gerstenberg 1775 als dänischer Resident und Konsul. Die Zurückdrängung des Adels durch den bürgerlichen Emporkömmling Struensee, der Haß der Geistlichkeit gegen den Freidenker förderte die Ab-

neigung gegen die Deutschen in Kopenhagen überhaupt; Struensee selber erklärte, er habe keine Zeit, Dänisch zu lernen, und erliess alle Kabinettsbefehle nur in deutscher Sprache. Der Sturz des allmächtigen Ministers im Januar 1772, den Bernstorff noch wenige Wochen vor seinem Tode erlebte, brachte die verwitwete zweite Gemahlin Friedrichs V., die Braunschweigerin Juliane Marie, und ihren Sohn, des Königs Halbbruder, den Erbprinzen Friedrich, ans Ruder; ihn hatte die Mutter ganz dänisch erziehen lassen durch Ove Guldberg, einen eifrigen dänischen Patrioten, der nun als Geheimsekretär des Prinzen auf ihn den grössten Einfluss in Fragen der innern Politik übte. So wurde jetzt erst das Dänische als Unterrichtssprache in allen Schulen und als Kommandosprache im Heere, auch in den deutschen Regimentern, eingeführt. Das Eingeborenen-Gesetz vom 15. Januar 1776 schloss dann von Aemtern im dänischen Staatsdienste mit einigen Einschränkungen alle aus, die nicht im Lande geboren waren: es traf natürlich nicht den holsteinischen Adel und die geborenen Ausländer, die schon im Staatsdienste waren. Mit Jubel wurde dies Gesetz überall im Lande aufgenommen; man pries es als eine patriotische Tat in Gedichten und Flugschriften, liess Medaillen schlagen und feierte Feste.

Doch auch jetzt konnte dem persönlichen Werte der Deutschen Dänemark sich nicht verschliessen. Andreas Petrus Bernstorff, seit 1759 in dänischem Dienst und in der deutschen Kanzlei, hatte zwar beim Sturze des Oheims sein Amt freiwillig niedergelegt und sich auf seine lauenburgischen Güter begeben; aber man verlangte ihn allgemein zurück, und so wurde er 1773 zum Nachfolger des alten Grafen als Minister der auswärtigen Angelegenheiten berufen und blieb in dieser Stellung mit kurzer Unterbrechung bis an seinen Tod 1797, auch um Dänemarks innere Verhältnisse verdient durch die allgemeine Bauernbefreiung. Er bot den jungen Grafen Stolberg, die in dänische Dienste getreten waren und mit deren Schwestern Henriette, dann Auguste (Goethes Gustchen) er verheiratet war, nach dem Tode der Mutter 1773 in Kopenhagen ein gastliches Heim. Neben ihm wirkte seit 1784 als Finanzminister der Graf Heinr. Ernst Schimmelmann; er sammelte in seinem städtischen Hause, nahe dem Bernstorffschen (dem heutigen Konzert-Palais), wie auf seinen schönen Landsitzen Seelust, nahe bei der Stadt, und dem entfernteren Hellebaek deutsche Freunde um sich. Selber Verfasser ästhetischer und philosophischer Schriften und Dichter, war er der Gönner auch der aufstrebenden jüngeren dänischen Dichter, eines

Jens Baggesen und Adam Oehlenschläger, die in Wieland, Goethe und der deutschen Romantik ihre Vorbilder sahen und selber zum Teil deutsch schrieben. In ihnen fand dort am Sunde gegen Ende des 18. und im Beginn des 19. Jahrhunderts die deutsche Kultur ihre begeisterten Propheten, denen sich noch besonders Heinrich Steffens, der Norweger deutscher Abkunft, der Naturphilosoph und Verehrer Goethes, zugesellte. Noch einmal half edle Gesinnung hier im Norden einem deutschen Dichter, als Baggesen Schimmelmann und den trefflichen Herzog von Augustenburg 1791 zu jener Unterstützung Schillers veranlaßte, die den von schwerer Krankheit kümmerlich Genesenen vor äußerer Not schützen sollte. Der Einladung, nach Kopenhagen zu kommen oder dort gar seinen Wohnsitz dauernd zu nehmen, mochte dieser doch nicht folgen. Die deutsche Muse hatte nun im Vaterlande ihre Heimat gefunden, und der Ruhm Kopenhagens verdämmerte vor dem aufleuchtenden Glanze Weimars.

Poesie in der Schulstube.

Von

Dr. Wilhelm Steffen.

Motto: „Lebhaft vordringende Geister begnügen sich nicht mit dem Genusse, sie verlangen nach Kenntnis.“

„Es ist weit mehr Positives, das heißt Lehrbares und Ueberlieferbares in der Kunst, als man gewöhnlich glaubt.“

Goethe, Ital. Reise.

Dem deutschen Schulmeister geschieht ganz recht. Wenn er die Schlacht von Königgrätz gewinnen konnte, so durfte man von ihm auch erwarten, daß er den Zeus des Phidias und die Bühne Shakespeares in den Schatten stellen würde, und wenn wir heute keine große Kunst haben, so ist daran kein anderer als der Schulmeister schuld. Keine große Kunst haben? Der Sünder! Umgebracht hat er die Kunst statt sie zum Siege zu führen. Herr Rentier Emil Meyer sagte mir gestern noch, wenn er jetzt nur das Köthener Wochenblatt lese und Goethes Gedichte im Schrank lasse, so möge sich das sein alter Ordinarius von Untersekunda zuschreiben, der ihn da zwei Jahre nach einander mit Goethes Glocke — oder war das von Schiller? — heimgesucht habe, und die Elektra bei Reinhardt sehe er sich nicht an, weil immerzu der Tell besprochen worden sei.

Auf Kunsterziehungstagen mündlich und in hundert Journalen und Broschüren schriftlich ist um die Zerstörung der Kunst durch die Schule geklagt worden.

Ein jugendfrohes Geschlecht führt das Wort, auf Tatendrang und Schönheitsgenuß gestimmt, und möchte von allen Ecken und Enden das Echo seiner Jauchzer hören; das Pflugland selber soll wiedertönen, und da es stumm bleibt, schilt man den Knecht, der es

nicht ordentlich beackert hat. Ohne Bild: Poesie soll über allen Herzen und in allen Herzen weben, und tut sie's nicht, so sind die Bildner daran schuld. Nun greift der Künstler selber die Sache an, hängt dem Bauernjungen den Mondaufgang im Steindruck von Kampmann und Dürers St. Hubertus auf, nimmt ihn an der Hand auf die Heide mit, läßt ihn die Schönheit des Heideröslein an- schauen und spricht ihm das Gedicht von Goethe so innig dazu, daß der Junge es Wort für Wort mit erlebt und beinah glaubt, er selbst habe es gemacht.

Die ganze Bewegung hat Recht und auch wieder Unrecht. Sie hat Recht, daß die Schule bis dahin wenig getan hat, zum Genuß der Schönheit anzuleiten. Es sollen Beispiele folgen, die zeigen, wie sie sich wohl um den Gedankeninhalt eines Gedichtes bemüht hat, wie sie aber an der Form, die doch den künstlerischen Wert erst vollendet, achtlos vorübergegangen ist. Und damit hat sie wirklich den Geschmack roh gelassen. Aber andererseits hat die Anklage Unrecht; die Lehrer waren nicht beschränkter als die übrigen Menschen, der Geschmack ist nun mal im ganzen rar, und wo nichts ist, hat auch der Künstler sein Recht verloren. Die Masse zur ästhetischen Kultur zu erziehen, ist nach Schiller eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert; man verzeihe es also den Lehrern, wenn sie allein in 80 Jahren nicht damit fertig wurden. Die Kunsterzieher von heute werden sich auch noch sagen lassen müssen, daß sie vom Ziel geblieben sind. Doch ich greife einige Bücher heraus, um den Stand der Dinge zu kennzeichnen.

Herausgegeben von gewissenhaften Schulmännern (wohl meistens seminaristisch und theologisch vorgebildeten) und verlegt von einer besonders angesehenen Leipziger Handlung ist das Werk „Aus deutschen Lesebüchern“, eine Sammlung von Erklärungen. Es wird jedem angehenden Lehrer empfohlen und steht in jedem Konferenzzimmer. Ich selbst habe viele Notizen daraus willkommen geheißen und kann es heute noch nicht entbehren. Aber so oft es Schwierigkeiten des Inhalts erklären hilft, so oft versagt, ja verwirrt es in ästhetischen Fragen. Was sagt man, wenn Kindern Goethes „Gefunden“ also beigebracht wird: „Ein Kind erzählt seinen Waldspaziergang. Es beginnt:

Ich ging im Walde so für mich hin (d. h. allein, in Gedanken vertieft und vor mich hinsehend) (!). Sein Sinn, d. h. seine Ab- sicht (!) war es nicht, etwas Besonderes zu suchen, aber es sah, gleichwohl im Schatten, (d. h. da, wo die Bäume und Gebüsche

dichter standen und es weniger hell war) (!) ein Blümchen stehn, dessen herrliche Blüten in der Mitte gelb und nach dem Rande zu blau gefärbt waren (!), und die das Gedicht mit den Worten beschreibt: wie Sterne leuchtend, wie Aeuglein schön. Das sollte heißen: wie flimmernde Sterne glänzten die einzelnen Blüten aus dem Waldesdunkel hervor und blickten das Kind so treuherzig an, wie dies die Augen eines frommen Menschen tun. Nun kam dem Kinde rasch der Gedanke, das schöne Blümchen zu brechen (abzupflücken) und mitzunehmen. Aber dieses war darüber betrübt; denn wenn es abgepflückt worden wäre, so wäre es welk geworden (d. h. Stengel, Blätter und Blüten hätten sich schlaff herabgebogen) (!) und mit der Schönheit des Blümchens wäre es aus gewesen."

Nachher kommt eine „Vertiefung" in derselben Art und dann eine „Verwertung", bei der eine „Warnung vor jeder mutwilligen Zerstörung" angebracht wird. Aehnlich müssen der Erlkönig und der Fischer helfen, vor „dem Versucher außer uns und der bösen Lust in uns" zu warnen. Wie denkt man über Fragen zu Goethes Meeresstille: „Wo und wie entsteht zuweilen Meeresstille? Warum regt sich das Meer nicht? Was bekümmert den Schiffer? Warum Todesstille? Warum ist sie den Reisenden fürchterlich? Warum ist die Weite ungeheuer? Was sind Wellen?"

Wirklich greulich oder sagen wir lieber komisch wird der Belehrungsdrang des Erklärers bei Freiligraths „Löwenritt". Hier wird das Gedicht, es ist kaum zu glauben, mit dem Schüler zusammen im Anschluß an die Geographie von Afrika konstruiert und dann erst vorgelesen. Das geht so an:

„Entwirf einen Handriß von dem südlichen Teile Afrikas. (Das Kapland mit dem Tafelberg, die Randgebirge, Flüsse, Steppe Karoo, Wüste Kalahari und Insel Madagaskar sind zu fixieren). Denke, du ständest in dieser Gegend. Beschreibe das Bild, das sich deinen Augen darbieten würde (!). (Rings um mich ein weites Sandmeer, aus dem sich nur hie und da größere oder kleinere Buschbestände abheben. In der Ferne umschließen niedere Randgebirge das einförmige Bild). Nach welcher Richtung hin erreichen diese ihre höchste Erhebung? (Nach S in dem Tafelberg.) Mit welchem deutschen Berge haben wir ihn verglichen? (Brocken.) Führe die Vergleichung aus nach Angabe der Höhe (er kommt an Höhe und Umfang dem Brocken gleich), Form (erhebt sich wie dieser steil und hat ebenso einen abgeplatteten Gipfel, der aber eine größere Ebene bildet und dem Berge dem Namen gibt), Bekleidung (ist mit verschiedenen Holz-

arten bewachsen, die ihm im Scheine der Sonne eine „bunte, wechselnde" Beleuchtung geben) als Wetterpropheten (beide Berge deuten durch gewisse Zeichen oder „Signale" die kommende Witterung an). Nach welcher Richtung hin zeigt sich das Meer? (Nach O, denn da sind die Randgebirge sehr unbedeutend, ja wechseln teilweise mit Flachküste ab). .Welche Insel lagert der Küste Afrikas im Osten vor? (Madagaskar). Was kannst du von der Tierwelt dieses Gebietes erzählen? (Trotz ihrer Dürre bietet die Steppe doch noch einer großen Anzahl von Wiederkäuern genügend Weidegrund; dahin gehören Gazelle, Giraffe, Antilope, Gnu.) Was weißt du von Antilopen, Gazellen Gnu? (Erstere sind wiederkäuende Horntiere, die herdenweise in Afrika und Asien leben. Sie sind zierlich von Gestalt, flüchtig in der Bewegung, sanft und schön von Auge. Das Gnu in Süd-Afrika ist von Eselsgröße, braun, mit Schweif und Mähne wie ein Pferd und mit Hörnern auf der Stirn, es ist reizbar und bösartig.) Woran erkennst du die Giraffe? (Sie hat einen sehr langen, starken, aber etwas steifen Hals und ist vorn viel höher als hinten; ihr Fell ist gelbweiß und rostbraun gefleckt). Was muß sie ihres Körperbaues wegen beim Trinken tun? (Sie muß knien.) An welches andere Wüstentier erinnert ihr Hals? (An das Kamel.) Und ihr Fell? (An den Panter oder Parder.) Deshalb nannten es die Alten auch Kamelpardel (Camelopardalis").

So werden alle Bestandteile des Gedichtes wie bunte Steinchen am Wege gefunden und zu einem „Kunstwerk" zusammengesetzt, allerdings zu einem Kunstwerk mit unverkennbaren Mängeln, „denn Livingstone bestreitet die Tatsache des Löwenritts mit den Worten: in manchen Fällen sind die Löwen wohl einem Pferde auf das Hinterteil gesprungen, dagegen hat sie noch niemand auf dem Widerrist einer Giraffe gesehen."

Ist es schon peinlich, wenn sich so in den Genuß des Schönen der übereifrige „Lehrer" mit seiner Weisheit eindrängt, so wird es ganz schlimm, wenn sich derselbe nun wirklich als Erklärer künstlerischer Schönheit versucht. Da fehlen öfter geradezu die Grundbegriffe. Als „Vertiefung" gibt es bei den meisten Gedichten einen Hinweis auf die „Charakterzeichnung", doch was sagt man zu folgender „Charakterzeichnung" im Anschluß an Goethes „Fischer": „Zeige, daß der Fischer berufseifrig, ruhig und still, leidenschaftslos, im Berufe listig, zäh, aufmerksam, erbarmungslos, dann schwankend, sehnsuchtsvoll, willenlos und zuletzt verloren (!) war! Weise nach, wie das Wasserweib eine Nixe, eine Bewohnerin der Tiefe, eine

Sängerin, eine Hüterin und Schirmerin der Fische, eine Lobrednerin der Tiefe, eine Versucherin und eine Siegerin im Wettstreite war." Zu dem Charakter des Ritterfräuleins Kunigunde gehört, daß sie „eine Dame des Hofes, schön, vielumworben, unvorsichtig, spöttisch, überrascht und erstaunt, gerührt, bestraft und verlassen ist!"

Und wie steht es nun mit der Würdigung der poetischen Form? Fast nie fehlt die Versicherung, daß das Gedicht „herrlich" sei, selbst eine elende Reimerei wie Schlegels Arion soll einem „prachtvollen Palast" gleichen. Weiteres ist häufig garnicht berührt und das ist bei Erklärungen, die auf jüngere Kinder berechnet sind, verzeihlich; der Lehrer würde allerdings gern auf dies und das aufmerksam gemacht sein. In anderen Fällen wird man belehrt, daß wir es mit Jamben oder Trochäen, männlichen oder weiblichen Reimen, mit dem Strophenschema aa bb c d c d zu tun haben, ohne daß diese Notizen untereinander und zu dem Inhalt des Gedichts in Beziehung gesetzt wären. Das ist wieder bloß Schulmeisterei. — Dann aber glücken wirklich auch ästhetische Würdigungen; es geht auch dabei nicht ohne Einbildungen, indem z. B. Trochäen ohne weiteres schwermütig genannt werden, oder etwa zur Sprache des Fischers bemerkt wird: „Schön ist die Steigerung (!): sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm, die sich dann umkehrt (!) in: sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm." Doch trägt z. B. die Erklärung zum Erlkönig unter gelehrtem Schutt manche feine Bemerkung mit herbei: „Glücklich gewählt ist die Form des Dialoges zwischen dem Kinde, dem Elfen und dem Vater und die knappe Einrahmung in zwei Erzählerstrophen. Die Eingangsfrage spannt die Aufmerksamkeit und stellt uns gleich mitten in die Handlung. Die Gegensätze und Steigerungen steigern in gleicher Weise das Interesse. Die Sprache der Ballade ist knapp und treffend und deckt sich vortrefflich mit der düsteren Situation und Stimmung, die das Ganze beherrscht. Die rasche Bewegung des Reitens, die steigende Angst des Knaben und das immer begierigere Herandrängen des Elfenkönigs ist höchst zutreffend durch die unverbundenen Hauptsätze, die männlichen Reime und das springende, vorwärts strebende Metrum ausgedrückt. Der Rhythmus: Jeder der Akzentverse besteht aus vier Tonhebungen und wechselnden Tonsenkungen; der Auftakt ist in echt deutscher Art frei behandelt. Der Vers: Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt, hat einen Takt mit drei Senkungen. Hierzu bemerkt Rud. Hildebrand: „Dem Erlkönig bricht seine Leidenschaft endlich in Ungeduld aus und über-

stürzt sich in der Rede. . . . Auch tritt nach „dich“ eine kleine Cäsur, d. h. Pause ein, was der Freiheit wesentlich zu gute kommt. Die Reime sind glatt oder sich nachbarlich berührend und männlich. Wunderschön ist die Lautmalerei (Onomatopöie). Man hört gleichsam den Wind in den dürren Blättern säuseln, hört den kurzen, harten Hufschlag des Rosses in den stumpfen Reimen, hört die leise lockende Stimme des Elfen, in dem vorherrschenden i Str. 3: Du liebes Kind, komm, geh mit mir — Str. 5: Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt —, hört den beruhigenden Klang in der Stimme des Vaters aus dem vorherrschenden u, a und o und fühlt aus dem au und ä der Schlußstrophe sein wachsendes Grauen.

Alliteration: Meine Mutter hat manch gülden Gewand.

Assonanz und Alliteration: Bunte Blumen.

Annomination: Spiele spiel' ich mit Dir.

Polysyndese: Und wiegen und tanzen und singen Dich ein; die drei Einzelvorstellungen verschlingen sich zu einer sinnberückenden Gesamtvorstellung.“

Das Werk wird mit jedem Bande wertvoller und regt z. B. für Goethes und Schillers Gedankendichtung durch wohl überlegte, reiche Zusammenstellungen zu wichtigen Ueberlegungen an. Und überhaupt, aller Anfang ist schwer und in jedem Falle behalten die Herausgeber das Verdienst, die Arbeit angegriffen zu haben. Sie sprechen es schon im Vorwort aus, daß sie sich freuen wollen, wenn Bessere nach ihnen kommen. Und sind vorläufig nicht erst überhaupt die Besserwisser da?

An dies Werk von Elementar- und Seminar-Lehrern für die Schule reihe ich das Werk eines Oberlehrers für Leute von Bildung; es soll sich zeigen, ob die Schätzung des Aesthetischen besser gelingt, wenn sie nicht mehr vor Schulbänken versucht wird. Bielschowskys „Goethe“ ist sehr freundlich aufgenommen worden und hat auch mein Herz gewonnen; es spricht ein feiner Geist daraus, der sich in einen großen Gegenstand liebevoll fleißig vertieft hat. Doch darf man Einwendungen laut werden lassen, weil das Buch sonst einem Rückschlag erliegen könnte. „Die“ Biographie Goethes ist es noch nicht geworden. Man hat ihm eine geradezu Goethische Sprache nachgerühmt; wirklich ist sie klar und mild, doch oft bloß an Goethe angelehnt, und den Meister erreicht sie nicht Das zeigen harte Worte, wie: die Herzogin Luise wird von ihrer Schwiegermutter „fast ganz in den Hintergrund gedrückt“; oder unklare Bilder wie: „an seinem Staate, der sich neben den andern morschen, verbauten oder winzigen

Staatsgerüsten durch sein mächtiges, ehernes, blankes, zweckmäßiges Gefüge imponierend erhob"; „der in Liebeleien gehärtete Weislingen"; „der persönlich erlebte Hintergrund". Auch der Inhalt erfüllt noch nicht die letzten Wünsche. Bielschowsky verzichtet darauf, Goethes Größe an der Größe seiner ganzen Zeit zu messen; wohl fallen Blicke auf die Gipfel neben ihm, aber die Niederungen bleiben im Nebel. Dabei kommt es notwendig zu falschen Schätzungen. Daß der junge Goethe Käthchen Schönkopf nicht aus Standesstolz verschmäht haben könne, weil er in seinen Briefen mit Verachtung von diesen Dingen spreche, wird niemand überzeugen, der beobachtet hat, wie in dem aufgeklärten Jahrhundert solche Phrasen umgehen, ohne für entsprechende Gesinnungen zu bürgen. Daß die Mailänder den Herzog Carl August als principe uomo feierten, sollte man aufhören, anzuerkennen; sie rühmten ihm damit nur nach, was damals jede Stadt jedem Fürsten nachrühmte. Der Einfluß des Zeitgeistes auf den Werther wird erst hinterdrein und flüchtig berührt, Hermann und Dorothea sähe man gern in die Reihe der Huldigungen gerückt, die das ganze Jahrhundert für Homer hatte.

Aber noch innerhalb der freiwilligen Beschränkung des Buches erleben wir eine schmerzliche Enttäuschung: gerade zur Würdigung der künstlerischen Form Goethischer Poesie hat Bielschowsky wenig Mut. Sein Kapitel über die Lyrik läßt große Lücken. Da heißt es wohl mit schönen Worten: „Die Kunst der Darstellung zeigt sich in der Feinheit, mit der der Dichter die Regungen des menschlichen Herzens bloßlegt, wie in dem Hauch von Stimmung, den er über das Einzelne und Ganze auszugießen versteht, in der Zartheit der Linienführung und des Kolorits, die alles Eckige und Harte meidet, in der geschickten Kontrastierung, die jede einzelne Farbe kräftiger heraushebt, in der knappen Lebendigkeit, mit der eine Situation sich vor uns auftut und entwickelt, in der sicheren Gegenständlichkeit, mit der er alles vor uns hinstellt." So fein das klingt, so wenig hilft es dem Leser, der selber ehrlich bewundern möchte; Beispiele müßten folgen, doch sie bleiben aus, denn „sie stehen jedem lebendig vor Augen, der Goethe kennt." Ja, von Vers und Reim zu sprechen, wird ausdrücklich abgelehnt; warum? Weil Goethes Prosa oft ebenso poetisch klinge wie sein Vers und also in diesem der Zauber nicht stecken könne. Wozu mag Goethe nun überhaupt in Versen geschrieben haben! Und dabei erwähnt Bielschowsky selber, daß dem Dichter nach seinen eigenen Worten manchmal der Rhythmus vor dem Text gekommen ist. — Nun wendet er sich um so mehr dem Inhalt

zu und verliert sich da bis in eine unglückliche Grübelei über den „tieferen Sinn“ der einzelnen Gedichte. Der Erlkönig „malt die Gewalt der unteren Götter über die schwachen Geister“; denn „hinter dem kranken Kinde steht das Kind überhaupt. Solche — gesunde — Kinder sind die meisten Menschen . . . sie verlieren durch ihre Einbildungen das Leben.“ So wird aus einem großartigen Phantasiestück eine förmliche Moral herausgeschraubt. Aehnlich geht es mit dem Fischer, trotzdem Goethe selber mit der Bemerkung vorgebeugt hat, er habe nur das Gefühl des Wassers ausdrücken wollen. Auch in dem getreuen Eckart „liegt mehr“, als auf den ersten Blick erscheint; denn er birgt die Erkenntnis, daß man von seinen „Plänen und Entwürfen“ nicht sprechen soll. Von solchen Verirrungen gibt die erste Seite des ersten Kapitels schon ein Vorspiel. Der alte Goethe plaudert sich in seine Lebensgeschichte liebenswürdig hinein mit der Kleinigkeit, daß er durch Schuld der Hebeamme schwarz und für tot zur Welt kam und daß sein Großvater daraufhin die Ausbildung der Hebeammen verbesserte; so habe seine Geburt jedenfalls ein Gutes gehabt. Daraus wird bei Bielschowsky: „in göttlicher Ironie brachte das Schicksal den herrlichen Lichtbringer schwarz zur Welt.“ — Wie die Gedichte nur inhaltlich gewürdigt werden, so auch die Dramen. Zur Sprache der Iphigenie wird wohl bemerkt, daß sie voller Wohllaut sei, aber damit ist es getan; gar für die Sprache des Tasso findet man kein Wort. Und wie weit ist es doch von dem entschlossenen Stil der Iphigenie, der jede Empfindung mit dem glücklichsten Ausdruck packt (rege Wipfel; öffne den Strömen, die hier sieden, einen Weg) zu dem schillernden Stil des Tasso, der einen Ausdruck nimmt, verbessert oder ersetzt und mit geistreichem Spiel schließlich den Leser ermüdet. „Du scheinst bedenklich, doch du scheinst vergnügt“; „ich bedenke, wie man wenig ist; und was man ist, das blieb man andren schuldig“; „er trifft mich zwar, doch trifft er mich nicht tief“; „es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht; wir kennen's wohl und wissen's nicht zu schätzen“; „und dennoch lebst du noch und fühlst dich an, und fühlst dich an und weißt nicht, ob du lebst“; „ich bin nicht mehr ich selbst, und bin's doch noch so gut, als wie ich's war; es scheint ein Rätsel und doch ist es keins“; „er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt — du bist nicht unnütz, eben weil du ruhst“; „er wird es ungern tun und ich befürchte fast, er tut es nicht“; „das dank' ich dir, und will dir's gern verdanken“; „ich glaub' es kaum; ich glaub' es wohl und möcht' es mir verschweigen“; „ich bin gesund, wenn ich mich meinem Fleiß

ergeben kann, und so mocht wieder mich mein Fleiß gesund"; „mir läßt die Ruh' am mind'sten Ruhe." Man wird es satt, wenn „um die Dinge, die des Menschen Brust so freundlich und so fürchterlich bewegen, mit Grazie die Rednerlippe spielt" und findet erst recht, was die Prinzessin schon findet: „Du sagst mir Dinge, die mir beinahe nur das Ohr berühren und in die Seele kaum noch übergehn." Im Tasso ist ein Strom von Leidenschaft auf Wasserkünste geleitet, die manchmal geradezu wie die Lessingschen Fontänen springen.

Daß Bielschowsky wohl der Mann gewesen wäre, auch in die Schönheit der Form einzuführen, zeigen ein paar Sätze, die er dem Stil des Werther gönnt. „Von den großen, in prachtvollen Kaskaden fortstürzenden Perioden am Eingang des Werther bis zu den letzten knappen Lapidarsätzen, die wie dumpfe Geschützsalven über das Grab rollen, packt und schüttelt dieser Stil unser Herz."

Dem Unvermögen der Oberlehrer verspricht der Universitätsprofessor Litzmann abzuhelfen. Er hat uns zu Goethes Lyrik „Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten" beschert und will mit dem Buch den künftigen Lehrer des Deutschen anleiten, „eine Dichtung als Kunstwerk aufzufassen . . und diese Auffassung dann auch den von ihm Lernenden wieder mitzuteilen."

Gerne wird man anerkennen, daß Litzmann es versteht, Dunkelheiten in Goethes Werken durch Goethes Schicksale aufzuhellen und umgekehrt aus der Dichtung auf die Entwicklung des Dichters Licht zu werfen. Schwierigkeiten, wie sie z. B. die „Zueignung" mit der rätselhaften Frauenerscheinung bietet, lösen sich befriedigend, wenn man mit Litzmann die ganzen Strophen als eine Art Zwiesprache mit Frau von Stein betrachtet. Damit ist der Gedankengehalt der Zueignung aufgeklärt; wie steht es nun um die Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten? Wieso ist das Gedicht schön? Da schweigt das Buch. Oder findet man etwa eine Erläuterung in den Bemerkungen zu der Eingangsstrophe:

Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte,
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging.

„Ein Eingangsakkord von wunderbarer Prägnanz!

In diesen vier Versen ist eine Fülle von Anschaulichkeit zusammengedrängt, die auch dem, der sich im Augenblick dieses Reichtums nicht klar bewußt wird, ein Gefühl tiefen Behagens über die

Seele ausströmt. Und zwar wird dies bewirkt ebenso sehr durch die Stimmung, aus der heraus der Dichter zu uns spricht, wie durch die Art, in der er diese Stimmung uns vermittelt.

Jedes charakterisierende Beiwort hat eine eigentümlich erschließende, suggestive Kraft, die gleicherweise dem seelischen wie dem landschaftlichen Bilde zugute kommt! Erste Morgenfrühe. Ein einsamer Wanderer, der die Nacht im Tal in „stiller" Hütte geruht hat, vom „leisen" Schlaf, der ihn „gelind" umfangen, erquickt, zur Höhe wandert mit „frischer" Seele."

Litzmann beteuert: Die Strophe ist wunderbar, er kostet sie noch einmal durch, doch unser Seufzer fragt immer noch: wo steckt die Schönheit? Ich kannte einen ganz respektablen Lehrer, der den Primanern Wanderers Nachtlied vorlas und sich dann mit dem emphatischen Zusatz abfand: „ja, das ist schön!"

Bei dem Gedicht „Auf dem See" (Und frische Nahrung, neues Blut saug' ich aus freier Welt) wird gerufen: „Ein lyrisch malerisches Stimmungsbild von unsagbarer Schönheit, Anmut und Kraft, und von einer malerischen bis auf den Rhythmus sich erstreckenden Eindringlichkeit." Was diesem begeisterten Urteil zur Begründung folgt, sind wieder nur Versicherungen bis auf die Beobachtung, daß in den Pausen des Empfindungsganges der Rhythmus wechselt; aber nicht einmal zu der Art der Rhythmen wird etwas bemerkt.

Noch bedenklicher bin ich gegen das Kapitel, das der Klage „An den Mond" gewidmet ist (Füllest wieder Busch und Tal). Hier ist von ästhetischer Erläuterung gar keine Rede, sondern an ihre Stelle schiebt sich eine philologische Erörterung, die den Genuß wenigstens für gewöhnliche Leser trübt. Ich denke dabei weniger an die Behauptung, daß das Gedicht von Frau von Stein gesprochen zu denken sei, obschon ich keinen triftigen Grund für diese Annahme sehe. Daß Goethe die Freundschaft nicht habe selig preisen können, weil er keinen nächsten Freund hatte, ist überflüssige Sorge; es genügt, daß er sie sich denken und ersehnen konnte. Und soll es wirklich Frau von Steins Empfindung sein:

„Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,
Wenn Du in der Winternacht
Wütend überschwillst" . . .

Doch mehr Verwirrung befürchte ich noch davon, daß bei Litzmann die Geschichte von dem Selbstmord des Fräuleins von Laßberg einen so breiten Raum einnimmt. Der Goethephilologe muß darüber

Bescheid wissen, ihm ist es wertvoll, hier ein Goethisches Gedicht entstehen, sich wandeln und sich vollenden zu sehen. Wenn sich aber der künftige Lehrer des Deutschen, für den Litzmann schreibt, einfallen läßt, daß diese ganze Entwicklungsgeschichte des Gedichtes irgend etwas helfe, das Gedicht in seiner Schönheit zu würdigen, dann hat ihn ein Irrlicht verlockt; er braucht den Primanern nur ein Wort davon zu sagen, daß ein Selbstmord aus unglücklicher Liebe das Gedicht wach rief, und die Jungen lesen die Verse nicht mehr ohne ein williges Gruseln. Goethe überwand das Ereignis mit seiner Poesie, die Schüler bleiben unter dem Eindruck des Ereignisses.

Litzmann hat als Literarhistoriker anerkannte Verdienste. In seinem Buch beweist er auch Geschmack und nicht gewöhnliche Empfänglichkeit für Poesie. Aber das Schöne empfinden heißt noch nicht das Schöne erklären, und so bleibt seine Arbeit ein Versuch. Als Versuch bezeichnet er selbst sie auf dem Titel. Da sollte er sich nicht so hoch über den Schulmeister erheben und schreiben: „Auch darin sind wir wohl alle einig, daß gerade in diesem Punkt der heutige deutsche Unterricht in den höheren Lehranstalten viel, wenn nicht alles zu wünschen übrig läßt"; und sollte sich nicht als den Retter ankündigen. Doppelt kränkt diese Bemerkung in einem Buch, das dem jungen deutschen Kronprinzen gewidmet ist.

Nach diesen Proben wird man begreifen, daß um die Poesie in der Schulstube laut geklagt wurde. Gerade auch die Laien als die Betroffenen durften schelten. Aber man soll bedenken, wie große Schwierigkeiten wir Lehrer zu überwinden haben, Widerstände, die in der Poesielosigkeit der meisten Schüler und in der Schwierigkeit aller Kunsterklärungen liegen. Es wird noch viele Versuche gelten, ehe ein Ausweg gefunden ist, und in einen Lorbeerhain wird sich die Tertia in alle Ewigkeit nicht verwandeln. Der Volksschullehrer M. A. Vogel hat im Kunstwart (1905) gezeigt, wie er mit aller Macht in seinen Schülern die Stimmung des Gedichtes auszulösen sucht, ich glaube: mit zu viel Mitteln; der Seminarlehrer A. M. Schmidt hat in eigenen Büchern dasselbe und noch mehr unternommen, indem er die Schönheit nicht bloß empfinden läßt, sondern auch erklärt. Ich schätze seine Arbeit sehr hoch, glaube aber, daß auch er zu viel Stimmung zaubern will — er wandert schon oft aus der Schulstube aus und sucht den Wald in heil'ger Morgenfrühe oder das Feld im Sternenlicht — und auch mit den Erklärungen zu viel tut. Uhlands Frühlingsglauben zu erläutern, braucht er 30 mal so viel Raum, wie das Gedicht selber beansprucht. Ich will

nun versuchen, an einigen Gedichten künstlerische Schönheiten für Schüler höherer Schulen zu erklären. Stimmung versuche ich zu machen, indem ich nach wenigen Sätzen der Vorbereitung das Gedicht so ausdrucksvoll wie mir möglich vorlese. Von den Erklärungen, die hier nun im Druck folgen, glaube man nicht, sie müßten alle und überall vorgebracht werden. Ich greife selber heraus; man muß dem Begabten den Steigbügel zeigen, dann mag er sich aufs Pferd schwingen und selber reiten lernen.

Goethes Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlkönig mit Kron und Schweif? —
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen sind an dem Strand,
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt."
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan!

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

Es ist Nacht, eine windige, herbstliche Nacht, die Nebel ziehen. Alte Weiden stehen am Wege und schimmern mit fauligem Holz wie seltsam verkrüppelt pflegen sie zu sein.

Da reitet der Vater mit seinem Sohne. Dreimal wird in der ersten Strophe versichert, daß das Kind wohl geborgen ist; warum; dreimal? Sollte man denn etwas befürchten?

Da läßt sich wirklich etwas erst sehen, dann hören, leise. Was ist es? In der zweiten Strophe fragt der Sohn einfach: „Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?“ In der vierten verdoppelt er aufgeregt die Anrede: „Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht . . ?“ In der sechsten bleibt die zweifache Anrede, und in dem Worte düster spricht sich das Bangen aus: „Mein Vater, mein Vater und siehst du nicht dort . . . ?“ In der siebenten tönt nur noch ein Schrei. — Der Vater erklärt in der zweiten Strophe nur: „Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“ In der vierten beruhigt er, eh er erklärt: „Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!“ In der sechsten kommt auch ihm die beschwörende doppelte Anrede: „Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau . . .“ Nach der siebenten bleibt ihm das Wort in der Kehle stecken; er spornt sein Roß. — Der Erlkönig erschreckt die beiden. In der dritten Strophe lockt er freundlich: „Du liebes Kind“, in der fünften schmeichelt er: „feiner Knabe“, und es klingt zweideutig, was er von seinen „nächtlichen“ Töchtern und gerade mit seinem letzten Wort sagt: sie „singen dich ein.“ In der siebenten Strophe fehlt die Anrede ganz, und das letzte, laute Wort ist Gewalt.

Zum Schluß eine Strophe mit gedrängtem Inhalt und ganz am Ende das Rätselwort: tot.

Die Form wird durch den Inhalt gedrängt und macht keine Umstände. Die Sprache ist schlicht, kaum ein Ausdruck entfernt sich vom Alltäglichen (gülden 3), ja es wird sogar volkstümlich widerholt: „Spiele spiel' ich.“ — Bis auf zwei Ausnahmen haben wir nur Hauptsätze und kurze; das läßt beim Lesen und beim Vortrag eilen. Garnicht angegeben wird, wer spricht; nach wenigen Zeilen der Vorbereitung hören wir Stimmen um uns schwirren, ohne vorher zu wissen, von wo sie kommen. — In der Folge der Laute schon meint man öfter den Inhalt mit den Lippen zu kosten; alle drei Male häufen sich am Anfang der Worte des Erlkönigs die hellen e und i: „du liebes Kind, komm, geh mit mir! Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir.“ „Willst feiner Knabe, du mit mir gehn?“ „Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt.“ In der vierten Strophe ahmt

der Vater das Geräusch, das den Sohn erregt, mit den r und t und s nach: „In dürren Blättern säuselt der Wind.“

Alle Reime sind einsilbig, die Reimstellung ist die einfachste (a a b b).

Rhythmisch sind alle Verse nur darin gleich, daß sie vier Hebungen haben; die Zahl der Senkungen schwankt zwischen eins („Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif“) und zwei („Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht . .“), einmal — und an welcher Stelle! — jagt man über drei („Ich liebe dich, mich . . .“). Dazu steht als einzelne Senkung öfter eine kurze Silbe (es „ist der“ Vater), als doppelte eine lange und eine kurze (bang dein Gesicht; mein Vater, mein). Das erhöht den Eindruck der Unregelmäßigkeit. — Eine Silbe steht als Auftakt; in der dritten Strophe stehen einmal, in der fünften zweimal zwei Silben (Meine Mutter, Meine Töchter), in der sechsten und siebten fehlt der Auftakt je einmal (Erlkönig). Und grade dort in der sechsten Strophe läuft einmal der Satz über das Versende fort („und siehst du nicht dort — Erlkönigs Töchter . . .“) — Der ganze Rhythmus spiegelt also die steigende Unruhe ab.

Wie hat Schubert die Hast des Inhalts und der Form in ein Geflatter ängstlicher Töne einzufangen gewußt.

Heine, Belsazar.

1. Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh' lag Babylon.

2. Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

3. Dort oben in dem Königssaal
Belsazar hielt sein Königsmahl.

4. Die Knechte saßen in schimmernden Reihn
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

5. Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen König recht.

6. Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

7. Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

8. Und er brüstet sich frech und lästert wild;
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.

9. Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

10. Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt,
Das war aus dem Tempel Jehovas geraubt.
11. Und der König ergreift mit Frevlerhand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis zum Rand;
12. Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund:
13. „Jehovah, dir künd' ich auf ewig Hohn!
Ich bin der König von Babylon."
14. Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.
15. Das gellende Lachen verstummte zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.
16. Und sieh und sieh, an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menschhand.
17. Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand.
18. Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Kien und totenblaß.
19. Die Knechteschar saß kalt durchgraut
Und saß gar still, gab keinen Laut.
20. Die Magier kamen, doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.
21. Belsazar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

Nächtlich ruht die Stadt. Doch im Schlosse oben sehen wir ungewissen Lichterschein („flackert's"), nun hören wir Stimmengetöse, jetzt stehen wir im Saal und wissen, was vorgeht: Belsazar zecht mit seinen „Knechten." Wilder wird das Gelage, der König lästert in trunkener Vermessenheit. Ein Befehl von ihm tönt in den Lärm — man kann ihn nicht verstehen. Doch bringt ein Diener einen heiligen Becher. Der Despot setzt ihn an seine gedunsene Lippe, er schreit dem Jehovah ein Hohnwort zu und bekennt sich hinterdrein mit seinem Namen zu dem Frevel. Doch da ergreift ihn plötzlich ein Grauen, nun überträgt sich's auf die Knechte, und da erscheint etwas — was ist es? — an der Wand, schreibt, schreibt und schwindet. Totenblaß sitzt der König, dessen Wangen eben noch „Glut geleuchtet", gar still sitzen die Knechte, die eben noch „gelärmt" und „gejauchzt". Kein Weiser deutet die Schrift. Und jetzt hören wir nur noch mit dürren Worten, anhangsweise — denn eine Verbindung mit dem vorigen ist zwar vorhanden, doch nicht ausgesprochen — ohne einen Ton des Bedauerns von Belsazars Ermordung. Das letzte Wort

des Gedichtes ist das verächtliche „umgebracht“. Dem Dichter ist das schaurige Ende des schaurigen Königs selbstverständlich. Dieser Schluß ist gewaltig; man meint den unbeirrbaren Schritt des Schicksals zu hören.

Die Sprache ist voll Kraft und Leben; man sehe nur die vielen beherzten Verben der ersten acht Strophen an! (zog, flackert, lärmt). — Besondere Kunstmittel erhöhen die Wirkung. Man überlese noch einmal die Strophen 2—8.

2. Nur oben in des Königs Schloß,
Da flackert's, da lärmt des Königs Troß.

3. Dort oben in dem Königssaal
Belsazar hielt sein Königsmahl.

4. Die Knechte saßen in schimmernden Reihn
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein.

5. Es klirrten die Becher, es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

6. Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

7. Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
Und lästert die Gottheit mit sündigem Wort.

8. Und er brüstet sich frech und lästert wild;
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.

Von Strophe zu Strophe rafft hier der Dichter ein, zwei Worte herüber und überbietet sie durch Zusatz (lästert — lästert wild) — ein fortreißendes Tempo des Vortrages. Und diese Flut bleibt stehen mit dem Augenblick, wo der König seinen Befehl ruft; der Schwall verstummt, alles sieht in atemloser Spannung auf ihn. — Mit Kunst werden in den Strophen 16 und 17 die Worte „Und sieh“, „an weißer Wand“ (diese sogar im Reim), „Und schrieb“ wiederholt. Will der Schrecken nicht weichen! Und in den Strophen 18 und 19 kehrt dreimal „saß“ wieder: noch immer wagt sich keiner zu rühren!

Die kurze Strophe, der einsilbige Reim dienen der forteilenden Entwicklung des Inhalts. Mit dem Reim ist es nicht immer genau genommen (wild — brüllt); im Reim auf saß (18) sieht das Wort blaß selber bleich aus.

Jeder Vers hat vier Hebungen, auffallend aber schwankt die Zahl der Senkungen. In den ersten drei Strophen steht immer nur eine, der Vers geht ganz ruhig, ausgenommen bei „flackert's“ (Da flackert's, da lärmt)! In der vierten und fünften, bei dem Lärm der Knechte, schwillt das Maß zu zwei Senkungen auf. In

der sechsten wird es wieder gezügelt — der König tritt hervor — um dann aufs neue auszulegen. Wieder wird es angezogen: der König ruft seinen Befehl (9), und wieder greift es dann aus. Aber von 14 an geht es im Schrecken zumeist den langsamen Schritt. Wie zwei Renner, die ins Gebiß knirschen, sind die Verse. In der 18. Strophe streitet einmal der Wortakzent gegen den Versakzent (der König stieren Blicks da saß) und hält die Stimme auf — an bedeutungsvoller Stelle!

Wandrers Nachtlied:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Des Dichters Auge ruht spähend auf der Ferne:

Ueber allen Gipfeln. . .

„Ist Ruh", tönt es wie mit veränderter Stimme, mit untertauchendem Rhythmus (—◡—◡—◡/◡—). Und wieder lauscht er hinaus und hinauf: „In allen Gipfeln — Spürest du — Kaum einen Hauch;" die Reime halten den kurzen Satz zweimal im Gange auf, als ob der Fuß zum Horchen gehemmt würde (◡—◡—◡/—◡—/. . .), und die Pause hinter dem Spürest du wird noch dadurch größer, daß der nächste Vers mit dem Ton einsetzt: Kaum einen Hauch; dafür erleichtert er die gespannte Brust in einer Doppelsenkung (—◡◡—). Nun kommt eine Hast in den Vers, als ob ihn ein Bangen triebe: Die Vögelein schweigen im Walde (◡—◡◡—◡◡—◡), und in zwei Silben nacheinander gellt das ei (Vögelein schweigen). Die Stille ängstigt! Und wieder mit zwei kurzen Versen fällt das dunkle Wort voll Warnung und Trost hinein: „Warte nur, balde — Ruhest du auch." Dabei liegt ein besonderer Ton auf dem Worte balde; der Reim (der hier noch dazu näher steht als sonst) hebt es aus dem Fluß des Satzes heraus. Und wie wunderbar atmet das Gedicht aus mit dem Reim auf Hauch.

C. F. Meyer, Reqiem.

Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkel es den andern
Mit vertrauten Tönen vor.

Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!

Auch hier lauscht ein Dichter auf die Töne der sinkenden Nacht; doch ist Goethe aus der Niederung emporgestiegen, bis er über alle Gipfel wegschaut und nichts mehr vernimmt, als die geheimnisvollen Stimmen der eignen Brust, träumt hier ein Jemand auf der Bank vor seinem Hause an der Dorfstraße in das Dunkel und stimmt seine Klage mit den Glockenchören aller Dörfer ringsumher zusammen; an allen Orten, in allen Herzen erwacht jetzt das alte Leid um die Finsternis des Lebens, das rätselvolle, unausgesprochene, unaussprechbare Leid, und die Glocken läuten die bangen Töne aus. Schon hallen sie von allen Seiten herüber, dumpf und ernst (die erste Strophe wählt lauter Worte und Reime mit dunklem und strengem Ton: Dorf — Strahl — verlor), und nun erklingt auch in der Nähe von der Kirche des eignen Dorfes der tröstliche Klang (in der zweiten Strophe hellen sich die Worte und Reime auf: Glöcklein — geschwiegen), mit dem Worte jetzt endet das Gedicht in einem Geflüster, das vor Ehrfurcht verstummt. Was bei Goethe leidenschaftlich bewegtes Gespräch des eigenen Herzens war, ist hier aufgegangen in eine Gebetsfeier der ganzen Menschheit.

Das erleichterte Herz schaut wieder froh in den Morgen:

Mörike, Mein Fluß.

1. O Fluß, mein Fluß, im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfange
Den sehnsuchtsvollen Leib einmal
Und küsse Brust und Wange!
— Er fühlt mir schon herauf die Brust,
Er kühlt mit Liebesschauerlust
Und jauchzendem Gesange.

2. Es schlüpft der goldne Sonnenschein
In Tropfen an mir nieder,
Die Woge wieget aus und ein
Die hingegebnen Glieder;
Die Arme hab' ich ausgespannt,
Sie kommt auf mich herzugerannt,
Sie faßt und läßt mich wieder.

3. Du murmelst so, mein Fluß, warum?
Du trägst seit alten Tagen
Ein seltsam Märchen mit dir um

Und mühst dich, es zu sagen;
Du eilst so sehr und läufst so sehr,
Als müßtest du im Land umher,
Man weiß nicht wen, drum fragen.

4. Der Himmel blau und kinderrein,
Worin die Wellen singen,
Der Himmel ist die Seele dein:
O laß mich ihn durchdringen!
Ich tauche mich mit Geist und Sinn
Durch die vertiefte Bläue hin
Und kann sie nicht erschwingen!

5. Was ist so tief, so tief wie sie?
Die Liebe nur alleine.
Sie wird nicht satt und sättigt nie
Mit ihrem Wechselscheine.
— Schwill an, mein Fluß, und hebe dich!
Mit Grausen übergieße mich!
Mein Leben um das deine!

6. Du weisest schmeichelnd mich zurück
Zu deiner Blumenschwelle.
So trage denn allein dein Glück
Und wieg' auf deiner Welle
Der Sonne Pracht, des Mondes Ruh;
Nach tausend Irren kehrest du
Zur ew'gen Mutterquelle!

„Mein" Fluß, sagt der Dichter, er kennt und liebt ihn, er wiederholt froh und weich Gruß und Anruf (Mein Fluß, mein Fluß, im Morgenstrahl! Empfange nun, empfange); er hat sich nach dem Treuen gesehnt und begehrt seinen Kuß. Dafür nimmt der Strom ihn mit „Liebesschauerlust" und „jauchzendem Gesange" in die Arme. Nun kostet der Schwimmer nur die Wonne der Bewegung, mit den Wellen spielend; jetzt lauscht er auf ihr Gemurmel; er als Freund versteht, was es sagen will. Sein Auge schaut in des Flusses Seele — denn nichts anderes ist das dunkle Himmelsblau seiner Fluten — und sie ist ihm unergründlich wie die Liebe, und wieder ringt er mit dem vertrauten Element. Die Freunde scheiden — schmeichelnd der Fluß — und der eine ruft dem andern sein Abschiedswort nach; zum Urquell kehrt der Fluß zurück, zum Urquell der Mensch.

Das Gedicht entzückt durch die seltene Innigkeit, ja Zärtlichkeit, mit der der Dichter in der Natur lebt und webt, ganz in den Augenblick verloren, und doch im Augenblick voll feiner Gedanken.

Die Sprache ist einfach und doch eigen; das Gefühl oder das Bild wird öfter auf einen merkwürdig verkürzten Ausdruck gebracht (sehnsuchtsvollen Leib; kühlt mit Liebesschauerlust; es schlüpft der goldne Sonnenschein in Tropfen an mir nieder; wieget aus und ein; der Himmel blau und kinderrein, worin die Wellen singen; die vertiefte Bläue erschwingen; mit Grausen übergieße mich; des Mondes Ruh). Die wechselvolle Reimstellung schmiegt sich dem bunten Zauber des Inhalts an (a, b, a, b, c, c, b); in der Strophe 1 spielt ein Binnenreim mit: Er fühlt mir schon herauf die Brust — Er kühlt mit Liebesschauerlust. Der Rhythmus erinnert von ferne an Goethes Fischer; wir haben auch hier glatte Jamben, in der 2. und 6. Strophe noch durch Stabreim geebnet (die Woge wieget aus und ein; und wieg' auf deiner Welle), und es wechseln nämlich Verse von vier Hebungen mit solchen von dreien, nur unregelmäßiger (a, b, a, b, a, a, b); und dann und wann schwingt sich der Satz über zwei Verse fort.

Unerschöpflich ist die Poesie des Wassers:

Goethe, Mahomets Gesang.

1. Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

2. Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

3. Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

4. Drunten werden in dem Tal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.
Doch ihn hält kein Schattental,
Keine Blumen,

Die ihm seine Knie' umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

5. Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: „Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich, ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!" —

6. „Kommt ihr alle!" —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

7. Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Türme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle hinter sich.

8. Zedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

9. Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Der tiefsinnige Gedanke, der in Mörikes Gedicht zum Schlusse angerührt war, trägt hier den ganzen Hymnus: daß der Mensch dem Strome gleich in Gott, den Ozean, mündet, aus dem er kam; nur ist hier noch das Beherrschende des großen Menschen in dem Bilde des Hauptstromes herausgehoben.

Die Sprache ist kühn und dunkel: durch „Gipfelgänge" jagt der Fluß, „schlangenwandelnd" zieht er durch die Ebene, in „rollendem Triumphe" rauscht er, der „Türme Flammengipfel" (die abendroten) läßt er zurück, Zedernhäuser sind die Schiffe. Mächtig belebt sich das Unbelebte: freudehell blinkt das erste Naß, jünglingsfrisch tanzt es zu Tal und aufspritzend jauchzt der Bach, hascht nach den Kieseln und reißt gebieterisch die andern Quellen fort; mit stolzem „Fußtritt" schreitet er, der Tau-Dunst ist sein Hauch, die Bäche umschlingen sein Knie. Und so dringt und wächst er weiter zum Fürsten und Atlas. Neben gewagten Kürzen („über Wolken" V. 4. 9 auf den Gipfeln des Gebirges) stehen feierliche Wiederholungen:

Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit!
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ewgen Ozean.

Und wieder: — — — Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Der Satzbau geht von dem kurzen Ausruf: Seht den Felsenquell, Freudehell, Wie ein Sternenblick! bis zu rollenden Perioden (32—40, 56 ff) wie am Schluß:

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Der Dichter gebietet über eine Sprache, nicht ärmer als die des Wassers vom Quellgeplätscher bis zum Meeresrauschen.

Der Rhythmus zeigt Trochäen (— ◡). Die Zahl der Hebungen in den einzelnen Versen ist ungleich, vom 24. Verse an sind es mit einer Ausnahme (V. 39) vier; denn das „Schlangenwandelnd" in 27 und „Bäche schmiegen" in 28, das „Kommt ihr alle" und „Und nun schwillt er" in 49. 50 könnte ich auch in eine Zeile setzen.

Nur der Sinn, nicht der Rhythmus gebietet diese Pausen. Das Vierhebige wird dem Ohre eingeschärft durch den Satzbau und die einsilbigen Ausgänge in 26. 31. 35. 37. 48. 52. 55. 59. 64. 68. Sie halten die Stimme auf, da durch sie zwei Hebungen an einander gerückt werden. Bis sich das Maß zu dem marschierenden Gleichschritt geordnet hat, schwirrt es in Unrast. Die einsilbigen Endungen der ersten drei Verse mit dem einen Reime sprudeln gegen einander, und weiterhin lassen die einsilbigen Ausgänge in 7. 15. 17. 18. 21. 22 und die beiden Reime in 7. 8 und 10. 11 nicht zur Ruhe kommen. So wächst auch der Vers aus dem Spiel des Knaben zur gedrungenen Kraft des Mannes heran.

Goethe schrieb das Gedicht Vierundzwanzigjährig als einen Lobgesang zu Ehren Mahomets. Es spricht hier derselbe hohe Glaube an die Wahrhaftigkeit und innerliche Größe einer fremden Religion, der fünf Jahre später in Lessings Nathan eifernder zu Worte kam.

Eine Schrift zum jüngsten Encyklikastreit aus dem untergehenden alten Rom:
Ciceros „de natura deorum“.

Von

Hermann Lufft, München—Leipzig.

Einleitung.

Die fast widerspruchslos erfolgte Annahme der Encyklika in der katholischen Kirche bringt einen wichtigen kulturhistorischen Entwicklungsprozeß unserer jüngsten Vergangenheit zu einem gewissen Abschluß. Die kommenden Jahrzehnte werden in nicht unbedeutendem Maß unter den praktischen Wirkungen dieses Ereignisses stehen.

Rom hat nach hundertjährigem Kampf, der mit dem Ausgang der französischen Revolution einsetzt, seine Herrschaft über den katholischen Klerus und die katholische Laienwelt nicht allein wieder hergestellt, sondern es hat diese Herrschaft in weiterem Umfang begründet, als dies jemals der Fall war. Die tatsächliche Macht, die das Papsttum heute über die ganze Organisation seiner Kirche ausübt, hat es vielleicht schon einmal auf dem Höhepunkt seiner mittelalterlichen Entwicklung, in der Zeit von Innozenz III. bis Bonifaz VIII. besessen. Aber damals fehlte dieser Macht noch die unanfechtbare Fundierung, kraft deren jeder als Häretiker ohne weiteres aus der Kirche ausgeschlossen ist, der sich dieser Macht zu widersetzen, die unbedingte Befehlsgewalt des römischen Papstes anzuzweifeln wagt. Damals stand noch die Kirche als Ganzes über dem Papst. Die großen mittelalterlichen Reformkonzilien betrachteten es noch als ihr selbstverständliches Recht, Päpste zur Abdankung zu zwingen und einzusetzen. Das Infallibilitätsdogma hat dem Papst diktatorische Macht über die Kirche verliehen. Was das Infallibilitätsdogma theoretisch brachte, das führt die Encyklika pascendi praktisch konsequent durch. Sie bringt die Vernichtung der Freiheit des Gewissens und

die Vernichtung der Freiheit der wissenschaftlichen Forschung. Sie wird in dem katholischen Klerus der Zukunft eine Rom unbedingt ergebene Armee schaffen.

Der moderne Großstädter ist geneigt, die hier heraufziehende Gefahr zu unterschätzen. Er nimmt im großstädtischen Leben des Alltags fortwährend gewaltige Eindrücke in sich auf, denn hier konzentriert sich das Ringen der Menschen um die Herrschaft über die Erde, hier ist aus einer freien Natur eine Welt von Kulturgütern geschaffen. Aber er sieht auch die Opfer, die das Menschengeschlecht seiner eigenen Kultur bringen muß. Er kennt die verschiedensten Menschenschicksale und die Charaktere, die diesen entsprechen. Er kennt die Tragik des Menschenlebens, seine unlösbaren Probleme, seine widerspruchsvollen Bedürfnisse. In dieser ganzen großen Welt, die ihn umgibt, ist nichts wunderbar und metaphysisch, sondern alles organisch und konkret. Er sieht auch das individuell Große herausgewachsen aus dem Kleinen und verbunden mit allen Schwächen des Lebens, verankert mit tausend Ankern in der Erde, in der Rasse, in dem Geschlecht und der Familie, in der Zeit, in der wirtschaftlichen und sozialen, psychischen und materiellen Lebensstellung. Er hat wenig Verständnis, niemals inneren Glauben für eine Welt über den Wolken.

Er versteht deshalb nicht das Bedürfnis der Menschen, die in kleinen und engen geistigen Verhältnissen leben, nach großen und erhebenden Gedanken und Gefühlen, wie sie die Religion bietet, die sie über das Erbärmliche des Alltaglebens hinausheben. Er versteht auch nicht die Weltanschauung der Menschen, die den Naturgewalten dort gegenüberstehen, wo die Natur übermächtig ist gegenüber dem Menschen. Er versteht diesen Geist naiven Glaubens nicht mehr. Er verkennt aber noch mehr die Gewalt, die jedes fanatisch und borniert vertretene Glaubensbekenntnis einerseits über unentwickelte, andrerseits über entartete Menschen ausübt. Er verkennt die Macht, die diese Bevölkerungsmassen unter einer eisernen, zielbewußten Führung, die ihre Leidenschaften aufzustacheln und ihre geistigen Bedürfnisse zu befriedigen versteht, darstellen. Er verkennt damit den Geist der Kirche und die Macht der Kirche, und er verkennt — nur hier verkennt er —, daß die Weltgeschichte nach der Macht, nicht nach dem Recht geht.

Aber es soll hier nicht unsere Aufgabe sein, uns in Zukunftsbetrachtungen, wie sich der Kampf der Weltanschauungen weiter entwickeln wird, zu ergehen. Es soll vielmehr die Gegenwart ver-

standen werden. Der Sieg, den Rom mit der letzten Encyklika erfochten hat, ist ein beispiellos glänzender. Mehr noch, er war beispiellos leicht. Es war kein schweres Ringen, es war ein Triumphzug. Niemals — auch im „dunkelsten" Mittelalter nicht — hat eine ähnlich folgenschwere Maßnahme der kirchlichen Zentralgewalt in so kurzer Zeit eine derartig unbedingte Annahme gefunden.

Wie ist dieser beispiellos glänzende, beispiellos leichte Sieg in unsrer Zeit überhaupt möglich? In unsrer Zeit, in der kein Urteilsfähiger mehr an die Legenden des alten Testaments glaubt, in der uns nicht deshalb der Glaube an Jesus als Gottessohn im wörtlichen Sinn unmöglich ist, weil uns die ethischen und persönlichen Voraussetzungen zum Glauben fehlen, sondern weil wir uns unter dieser Wortverbindung ebenso wenig vorstellen können, wie irgend eine andere Zeit, wir aber zu ehrlich sind, an sinnlose Worte zu glauben; — in unsrer Zeit, in der andrerseits die Naturwissenschaften täglich zu glänzenderen Erfolgen fortschreiten, in der wir das geheimste Walten und Wirken der Naturkräfte verfolgen können und unser Blick über Jahrmillionen der Erdgeschichte rückwärts schweift, in der wir gelernt haben, unser Leben in diesen ungeheuren Zusammenhang einer einzigen Entwicklung einzuordnen als Sekunden in dem einen von Ewigkeit zu Ewigkeit währenden Schöpfungstag, uns selbst aber als die lebendigen Träger der Schöpfungsidee in dieser Periode der Erdgeschichte zu begreifen; — in unsrer Zeit, die in den letzten hundert Jahren gewaltige Persönlichkeiten auf jedem Gebiet hervorgebracht hat, geeignet, den heranreifenden Geschlechtern als Vorbilder zu dienen, als Verkörperung des höchsten inhaltlichen Prinzips unsrer Kultur, daß nämlich Universalität der Persönlichkeit nicht Schrankenlosigkeit im Denken, Wollen und Arbeiten bedeutet, sondern nur auf dem Boden straffer Kulturdisziplin gedeihen kann. In eben dieser Zeit, in bewußter, gewollter Verneinung aller dieser Ergebnisse erringt die Religion der absoluten geistigen Gebundenheit ihren größten Triumph. Wie ist das möglich? Wie ist das möglich ohne Verlogenheit, ohne moralische Feigheit aller Denkenden dieser Kirche?

Wir wollen nicht von der großen Masse des katholischen Klerus, wir wollen nicht von der großen Masse der katholischen Laien sprechen. Wir wollen annehmen, die Selbständigkeit des Wollens und Denkens sei hier wie dort, durch die eiserne Gewöhnung an Unterordnung, an widerstandslosen Gehorsam in der Erziehung und Ausbildung dort, in dem das ganze Dasein immer mehr ausfüllenden Berufs-

leben hier, vernichtet. Wir wollen nur von den Männern reden, die das, was sie tun, vollbewußt tun und die deshalb vor sich selbst verantwortlich bleiben trotz aller Gnadenmittel der Kirche. Also von den Männern, die die höheren kirchlichen Würden inne haben, denn höhere geistige Bedeutung setzt einen selbständigen, eigenartigen Charakter voraus. Sind diese Männer Schurken? Oder stehen sie unter Einwirkung von Momenten andrer Art, die sie bei Prüfung der Sachlage nach bestem Wissen und Gewissen veranlassen, in der Lüge der Erhaltung des bestehenden kirchlichen Dogmas das kleinere von zwei Uebeln zu sehen?

Man erkennt, hier liegt ein psychisches Problem von seltsamer Tragik und folgenschwerer Bedeutung zugrunde. Die höchsten Werte der freien menschlichen Individualität, Freiheit des Gewissens und Freiheit der Wahrheitsforschung zerbrechen vor einer höheren Macht. Diese Macht kann nichts anderes sein als die Notwendigkeit; eine mächtigere Notwendigkeit als die, welche die eigene geistige Existenz des Charakters in sich birgt. Also die Notwendigkeit der Rasse, der Lebenserhaltung der Rasse. Sie allein ist mächtiger als die Notwendigkeit, die das Individuum in sich trägt.

I.

Cicero und seine Schrift „de natura deorum“.

Das eben entwickelte Problem, das Problem, warum eine Kultur, die die Freiheit des Gewissens und der Weltanschauung so weit als möglich verwirklicht hat, bewußt von diesem Standpunkt aus zur Gebundenheit strebt, ist nicht neu in der Weltgeschichte. Davon gibt eine kleine Schrift aus der Zeit der untergehenden römischen Republik Zeugnis. Es ist das Ciceros Dialog „de natura deorum“.

Bevor auf den eigentlichen Inhalt dieser Schrift eingegangen werden kann, mögen einige allgemeine Bemerkungen Platz finden.

Der Wert der Schrift liegt nicht auf philosophischem Gebiet, obwohl sie als philosophische Schrift von ihrem Verfasser zunächst gedacht ist. Man könnte nur zu unrichtigen und ungerechten Urteilen kommen, wollte man sie inbezug auf theoretische Bedeutung mit den Schriften eines Aristoteles oder Plato vergleichen. Der Unterschied zwischen griechischer und römischer Kultur ist nicht ein äußerer und gradueller, sondern er ist ein innerer und wesentlicher Dem Römer eigen ist der Ernst und die Wahrheit voll tätigen Lebens, dem Griechen eigen ist die Größe und die Wahrhaftigkeit

einsamen Denkens. Dieser Unterschied trennt die philosophischen Bestrebungen der Römer wesentlich von den philosophischen Systemen der Griechen.

Ciceros Schrift **„de natura deorum“** ist nicht philosophischer Spekulation entsprungen, sondern sie ist aus der Not ihrer Zeit heraus geschrieben, aus persönlichen wie aus sozialen Bedürfnissen nach einer festen religiösen Grundlage für das Leben. Sie ist geschrieben von einem Mann, der, ohne überragende persönliche oder wissenschaftliche Bedeutung zu besitzen, ein durchaus vornehmer Charakter war, ernst und ehrlich gegen sich selbst und die Menschen, und voll Liebe für sein Vaterland und sein Volk.

Aus Bedürfnissen des sozialen Lebens heraus, aus warmer Vaterlandsliebe und ernster Sorge um die nationale Zukunft ist Ciceros Dialog geschrieben. Cicero sieht die Religion seines Volkes zerfallen. Er schildert die daraus entspringenden Gefahren in Gedanken, wie sie auch unserer Zeit nicht fremd sind: „Wenn die Gottheit uns nicht helfen kann oder nicht helfen will, oder wenn sie sich nicht um unser Tun und Handeln kümmert, wenn also überhaupt keine Verbindung zwischen ihr und dem Menschen besteht, dann ist Kultus, Gebet, Verehrung unsererseits für diese Götter sinnlos. Erkennen wir, daß unser Glaube Täuschung, Einbildung ist, so kann er uns Ehrfurcht vor den Göttern so wenig wie irgend welche anderen Tugenden geben. Mit der Ehrfurcht vor den Göttern fällt das Ideal der Heiligkeit, fällt die Religion. Damit ist dem Leben das Rückgrat genommen. Und ich fürchte sehr, wenn es keine Ehrfurcht vor der Gottheit mehr gibt, dann wird auch Treue, uneigennütziger Gemeinsinn, ja selbst Gerechtigkeit, die die Königin der Tugenden ist, aus dem Leben verschwinden.“

Bereits aus diesen Worten geht hervor, daß für Cicero der Volksglaube nicht mehr unmittelbare religiöse Gewißheit besitzt. Deshalb wird das soziale Problem der Religion für ihn zu einem persönlichen Suchen nach einem Gott, nach einem sicheren, klaren Wissen über die letzten Dinge. Die Philosophie soll ihm vermitteln, was ihm die Religion seiner Väter nicht mehr gibt. Deshalb ist Philosophie für ihn Herzenssache: „Ich habe nicht jetzt erst, in der Zeit meiner Verbannung, angefangen, mich mit Philosophie zu beschäftigen. Ich habe vielmehr an ihr Studium viel Kraft und Sorgfalt von jeher mein ganzes Leben hindurch verwendet; ich habe oft dann am tiefsten mich mit Philosophie beschäftigt, wenn man es vielleicht am wenigsten vermutet hat.“

Aber gerade, weil seine Sehnsucht nach Religion echt und wahr ist, weil ihm Religion so viel sein soll, ist er unbestechlich ehrlich. Er selbst weiß, daß er von den Göttern nichts weiß. Aber er sieht Menschen um sich, die von den Göttern etwas zu wissen meinen, die diese oder jene Philosophie oder Religion vertreten. Diese Leute und ihr Denken will Cicero darstellen, in dem ehrlichen Bestreben, dadurch für sich selbst so viel als möglich Klarheit über die letzten Dinge zu gewinnen. Deshalb ist die Schrift in Form eines Dialogs gefaßt, bei dem Cicero bis auf wenige einleitende und Schlußworte unbeteiligter Zuhörer ist. Der Unterredner sind drei, Vellejus, Balbus und Cotta. Sie vertreten äußerlich die drei Hauptrichtungen der griechischen Philosophie, Vellejus ist Epikuräer, Balbus Stoiker, Cotta Akademiker.

Der wesentliche Inhalt und der Wert der Schrift liegt aber darin, daß Cicero diese Vertreter der Hauptrichtungen der Philosophie so darstellt, wie er sie aus dem Leben her kennt. Denn damit schildert er nicht philosophische Systeme eines in sich giltigen Denkens, sondern Typen von Charakteren, denen die verschiedenen metaphysischen und religiösen Anschauungen wesentlich, organisch zugehören. —

Damit ist das gestellte Problem, eine höchste Wahrheitserkenntnis zu finden, tatsächlich aufgelöst und verneint. Cicero schildert tatsächlich das Herauswachsen bestimmter religiöser Anschauungen aus bestimmten Charaktertypen, d. h. aus typischen inneren Schicksalen der Menschen, und ihre Weiterentwicklung aus dem inneren Gegensatz dieser Charaktere, die in allen äußeren Lebensbeziehungen sich miteinander abzufinden haben. Die Metaphysik wird damit zum Werk des Menschen, zu einer Funktion seines Charakters. Das Wesen der Götter ist nur eine Projektion des Wesens der Menschen, das sich in den Vorstellungen von seinen Göttern spiegelt. — Das ist die Lösung, die Cicero tatsächlich gibt. Aber er sieht nicht die theoretische und prinzipielle Bedeutung dieser Lösung. Er sucht die Idee einer metaphysischen Wahrheit. Gerade auf diesem unbewußten Moment beruht der kulturhistorische Wert der Schrift.

Es ist klar, daß eine tiefe Skepsis der Schrift zugrunde liegt; denn wo die Unmöglichkeit einer Lösung des Problems überhaupt aufgedeckt wird, kann auch keine äußere philosophische Lösung mehr gegeben werden. Dieser Eindruck tiefer Skepsis wird nur verstärkt, wenn dabei Ciceros volle Sympathie denen gehört, die mit allen Kräften das Dasein der Götter beweisen wollen. Es ist auch klar,

daß Cicero die Unzulänglichkeit dieser Bemühungen, die Unzulänglichkeit des persönlichen Empfindens und Denkens auf diesem Gebiet für allgemeingültige Entscheidungen empfinden muß, auch wenn er so bescheiden ist, dieser Ansicht nur in Hinblick auf sich selbst Ausdruck zu geben. „Was ich persönlich über jedes einzelne dieser letzten Probleme des Menschenlebens denke? — Diese Frage dürfte dem Ernst dieser Dinge nicht angemessen sein. Nicht darum kann es sich handeln, neue persönliche Ansichten aufzusuchen, als vielmehr sachlich, logisch Richtiges festzustellen."

Uns interessieren die philosophischen Anschauungen nicht. Wir wenden uns vielmehr sogleich der tatsächlichen Lösung zu, die Cicero gibt, der Zurückführung des philosophischen Problems auf psychologische Probleme der einzelnen Charaktere.

II.

Die Charaktere des Dialogs.

1. Vellejus.

Vellejus gibt ein Bild der römischen Dekadence. Diese Dekadence heißt Müdigkeit, tiefe Lebensmüdigkeit. Da ist kein wildes, leidenschaftliches Aufbäumen mehr in ohnmächtigem Trotz gegen die ehernen Gesetze, gegen die Notwendigkeiten des Lebens, kein großes Todessehnen, da ist auch keine Verzweiflung, kein Ekel mehr, da ist überhaupt kein großes Wollen mehr gegenüber dem Leben; da ist vielmehr Ruhe, Stille, Entsagung; Entsagung nicht im Leben, sondern im Wollen.

Vellejus ist ein hochgebildeter Mann, klug und weltgewandt. Man hört ihm gern zu. Er kennt kein Zelotentum. Er will nicht andere überreden, um sich selbst besser zu glauben. Er träumt und dichtet sich auch nicht in eine andere Welt; er versetzt sich nicht in ekstatische Stimmungen. Er bleibt immer auf der Erde. Er hat alles durchdacht, was über das Leben gedacht worden ist. Mit jenem leichten Spott, den das Bewußtsein gibt, von diesen Fragen des Intellekts sich innerlich losgelöst zu haben, weiß er davon zu erzählen. Aber dieser Spott ist nicht versöhnender, befreiender Humor, sondern durch ihn klingt bald etwas von tiefer Lebenserbitterung, bald etwas von grausamem Sarkasmus.

Vellejus ist außerdem ein gescheidter, scharfer Kopf. Charakterisierung und Kritik der ihm entgegenstehenden Weltanschauungen ist kurz und treffend, mit der Sicherheit dessen, der mit Ernst und

nach bestem Können einstmals die Wahrheit bei ihnen suchte und sie nicht fand; nun weiß er, daß jede Vorstellung von der Gottheit, von einer metaphysischen Realität überhaupt, konsequent verfolgt, auf logische Unmöglichkeiten führt. Von der Bedeutung abstrakten Denkens in die Tiefe hält er nichts, wenn er auch manchmal unvermutet recht tiefe Gedanken bringen kann, wie beispielsweise über das Zeitproblem.

Aber zu ernsten logischen Erwägungen führt ihn nur auf kurze Zeit der logische Ernst der andern im Weltsystembauen. Warum über unlösbare Rätsel grübeln? Das Lächeln, das satte, verstehende Lächeln kleidet besser. Was ist Wahrheit? Ein Phantom, ein Traum. Wie alles Denken auf dieser Erde, das über die Erde hinaus will. Für manchen ein schöner Traum; für den nämlich, der ihn schön zu träumen versteht. Aber für die Vielen, die unruhigen, plebejisch erregten Gemüter eine Geißel, mit der sie sich selbst einem Ziel zupeitschen, das es nicht gibt. Vellejus kennt deshalb keine Bitterkeit, keine Skepsis, keine Negation der Wahrheit. Denn er hebt die Idee der Wahrheit überhaupt auf; er kennt keine Realität eines geistigen Menschenwesens. Eben damit hebt er auch die Idee der Gottheit auf. Er kennt nicht das Leiden des Menschen um den Gottesbegriff, seine Liebe, seinen Haß gegen die Gottheit. Deshalb braucht er äußerlich die Existenz der Götter nicht zu verneinen. Gewiß haben die Götter Epikurs im Menschenleben nichts zu sagen, aber Vellejus hat sie gern. Es läßt sich so schön von dem seligen Leben dieser Götter denken und dichten. Sie sind Traumgestalten, wie alle Gebilde, die über die Erde hinaus sich der menschliche Geist schafft. Niemand weiß das besser als Vellejus. Aber sie sind die liebsten dieser Traumgestalten. Und es ist deshalb nur Dankbarkeit, müde Dankbarkeit müder Menschen sie anzuerkennen.

Dieses Streben nach ästhetischem Genießen durchdringt alle Gebiete des Lebens. Der intellektuelle Kampf als solcher freut Vellejus, interessiert ihn. Die Betätigung dieser geistigen Kräfte in freiem Spiel ist ja dem Menschen von der Natur gegeben. Er soll sie harmonisch zur eigenen Lust, zur Lust seiner Mitmenschen entwickeln. Eine geistreiche, logisch klar aufgebaute Auseinandersetzung anzuhören, dem Raffinement der Worte und Ueberlegungen zu folgen, ist ihm ein intellektueller wie ästhetischer Genuß. Aber auch nicht mehr. Kein persönlicher Ernst steckt dahinter. Die vollendete Form, die Schönheit ist Selbstzweck. Diese will man rückhaltlos genießen. Die fremde Ueberlegenheit in der Schärfe der

Gedanken, wie in dem Aufbau der Beweisführung erkennt er deshalb ebenso ruhig an, wie er die logische Kritik an seiner eigenen Weltanschauung ruhig hinnimmt. Daß Vellejus ein intellektuelles Problem der Wahrheit überhaupt nicht kennt, das scheidet ihn ebenso prinzipiell, wie unversöhnlich von allen wollenden kämpfenden Philosophen. Diese können ihn nicht verstehen. Die Angriffe, die sie gegen ihn richten, treffen ihn gar nicht. So, wenn sie ihm klar machen wollen, daß es sich doch nicht um die möglichst geistreiche Verteidigung irgend einer Ansicht, sondern um die „Wahrheit" handle, oder wenn sie ihm gar persönlichen Lebensernst, Ernst des Charakters überhaupt absprechen. „Ihr nehmt das Problem der Gottheit überhaupt nicht ernst. Ihr traut euch nur nicht die Existenz der Götter zu leugnen. Denn Ihr fürchtet, Euch sonst Unannehmlichkeiten im bürgerlichen Leben auszusetzen." Aber auch Vellejus kann seinen Gegnern, obwohl er intellektuell und ästhetisch die letzten Feinheiten des Menschendenkens und Menschenfühlens versteht, gerade in ihrem Wesen nicht gerecht werden. Er versteht prinzipiell den Willen der Menschen für Wahrheit nicht mehr, weil er das Wollen überhaupt nicht mehr kennt. Er versteht die Macht dieses Willens nicht. Er versteht erst recht die Menschen nicht, die ewig um Wahrheit streben und ringen, nicht um der Wahrheit, sondern um des eigenen Strebens willen. Er sieht nur den Unsinn, der mit dem Anspruch der Richtigkeit in diesen Systemen zu Tage gefördert wird. „Das sind nicht mehr gesunde Urteile von Philosophen, das sind Träume Irrsinniger. Da sind die Ansichten, mit denen die Dichter den Leuten poetisch die Köpfe verdrehen, nicht mehr viel unsinniger, jene Vorstellungen, wo wir die Götter in wildem Haß oder in glühender Leidenschaft sehen."

Vellejus kennt also die Idee der Wahrheit nicht mehr. Er kennt sie deshalb nicht mehr, weil er keine tiefere Lebensnotwendigkeit mehr in sich trägt. Er nimmt das Leben hin, wie es sich ihm darbietet. Ihm ist es wie ein Strom, von dem er sich tragen läßt, der keine Ufer, keinen Anfang und kein Ende kennt. Der Mensch ist nur Welle in diesem Strom, eine Welle, die wieder zurücksinken wird und sich auflösen wird in der großen, einen Wassermasse. Vellejus will nichts mehr mit dem Leben, er will nichts mehr über das Leben hinaus. Indem er aber kein Problem mehr von sich aus in das Leben hinausträgt, entdeckt er, daß das einfach physiologische Leben, das Vegetieren der Organismen kein Problem in sich trägt. Alles Schwere, alles Rätselvolle ist hier dem Leben genommen, es ist ganz einfach.

Wie das Kind sich glücklich an der Mutterbrust fühlt, so ist der Mensch glücklich, wenn er sich der Allmutter Natur voll und ganz hingibt, keinen sinnlosen Ideen nachjagt, sondern alles Schöne genießt, was sie ihm bietet. Aus ihr ist er herausgewachsen, in sie wird er sich wieder auflösen. Diese Allmutter Natur umfaßt die ganze Welt, alles, was uns umgibt. Unbegrenzt reicht diese Welt allseits in unendliche Weiten. In ihr gibt es nirgends ein Zentrum, einen Ruhepunkt. Heimatlos irrt die Seele umher, bis sie gefunden hat, daß alles eins ist, daß sie ihre Heimat überall in dem All hat, weil sie selbst zu dem All der Natur wesentlich und ausschließlich gehört. Es gibt kein fremdes Prinzip neben oder über dieser Natur, weder im Menschen, noch außerhalb des Menschen. Alles ist eins; unendlich an Kraft, unendlich an Möglichkeiten der Gestaltung, ein ewiger Wechsel im Werden und Vergehen, ein Spiel glücklicher Zufälle, wie sich die Atome finden und fliehen und über allem die tiefe Harmonie der all—einen Natur. Es klingt wie ein Gebet: „pie sancteque colimus naturam excellentem et praestantem." Wir sind Kinder dieser Natur. Warum sollen wir nicht ihre Kinder sein wollen? Warum sollen wir nicht das Glück genießen, wo wir es finden? Glücklich zu leben, das ist das Endziel des Strebens. Das Glück aber ist die ruhige Sicherheit der Seele, ist Freiheit von allem Zwang und allen beengenden Pflichten, ein seliges Genießen des in sich, in der großen Natur zur Ruhe gelangten Menschen. Glück heißt, bewußt Natur sein. Die Götter sind Menschen in diesem Idealzustand. Sie sind vollendet glücklich und ewig glücklich. Sie kennen keine Sorge. Ewige Ruhe umgibt sie, nicht Leiden, nicht Mühsal. Kein schweres Amt der Weltregierung bedrückt sie. Sie genießen sich selbst, ihre Welt, ihre Weisheit, ihre abgeklärte Ruhe. Ewig werden sie in diesem idealen Zustand verharren. Der Mensch ist erlöst von dem Schrecken vor ihrem Walten, vor dem Walten finsterer dunkler Mächte überhaupt. Es gibt solche Mächte nicht, die sich und die Menschen quälen. Der Mensch ist erlöst von der Furcht. Es gibt nur eine große, gütige Allheimat, Allmutter Natur: „pie sancteque colimus naturam excellentem et praestantem".

2. Balbus.

Balbus ist Ideolog. Er meint es herzlich gut und sehr ernst, wenn er mit logisch aufgebauten Gedankengängen das Dasein der Götter und die Güte und Schönheit der Welt zu beweisen sucht.

Er glaubt damit der Mitwelt und den bestehenden Religionen einen großen Dienst zu leisten. Er kann den Einwand, den ihm Cotta macht, nicht verstehen, daß nicht der logische Beweis, sondern das Bewußtsein der Gottheit in der Mannesbrust der Anker der Religion sei, daß er mit der Anerkennung der Notwendigkeit von Beweisen die intuitive Sicherheit dieses Bewußtseins zerstöre, ja durch die Schwäche der Beweise die Ueberzeugung selbst zertrümmere.

Denn Balbus kennt dieses innere Leben, die Selbstverständlichkeit eigenen Wesens vor sich selbst, die Notwendigkeit seiner Forderungen, die wertende Kraft, die von ihm ausstrahlt, nicht. Wenn er fortwährend das Heilige im Mund führt, Gott und die Ethik, wenn er über die letzten metaphysischen Probleme mit einer intellektuellen Selbstverständlichkeit spricht, als handle es sich um die Entwicklung eines kaufmännischen Kalküls, wenn es für ihn keine Weite und keine Tiefe der Welt gibt, die er nicht schon mit seiner Philosophie abgemessen hat, so ist darin nicht frivoler Spott mit dem Heiligen, sondern nur Oberflächlichkeit, innere Schamlosigkeit, die sich ihrer selbst nicht bewußt ist, zu erblicken, — die aber deshalb um so schwerer gegen den Wert des Charakters in die Wagschale fällt, weil aus ihr kein sittlicher Vorwurf gegen Balbus abgeleitet werden kann. Was Balbus auch von der Philosophie weiß, da weiß er nichts, auch nicht ein Problem aus sich selbst, sondern alles hat er erst gelernt. Für ihn gibt es nur Außenwelt. Aber auch die Außenwelt kennt er nicht vom Leben und Arbeiten in ihr, in lebendiger Wechselwirkung mit ihr, sondern nur vom Denken über sie, oder besser, vom Denken über das, was über sie gedacht ist. Die Einwände, die ihm Cotta von der Tatsache und der Idee der Persönlichkeit aus macht, sind ihm deshalb unverständlich.

Aber auch dieser inhaltslose Mensch ist nicht nur eine Sammlung logischer Formen, die er gelernt hat. Gerade im Gegenteil. Hinter dieser Masse nachgedachter Gedanken verbirgt sich ein kleines Wollen, das deshalb nicht weniger sich zum zentralen Punkt seiner Welt macht, weil es dieses Streben hinter logischen Formen versteckt. Balbus liebt die schönen Stimmungen und Gefühle. Er schließt alles aus, was ihn in seinen schönen Götter- und Weltenträumen stören, was sie widerlegen könnte. Er kann es tun, da er nicht wirklich lebt, mit Wirklichkeiten kämpft, sondern nur denkt. Darin liegt seine Lebenslüge. Lebenslüge ist also der Brennpunkt seines psychischen Lebens. Der schöne Gedanke ist für ihn Selbstzweck. Ihn will er beweisen, formell einwandfrei beweisen. Das ist das

Ideal, das über seiner Logik steht. Er will ihn beweisen, um an ihn glauben zu können. Ist er bewiesen, so ist er Wahrheit. Wahrheit, die über der Wirklichkeit, die nur als Schein gefaßt wird, steht. Wahrheit einer höheren geistigen Welt, deren Bilder nur im Geist der höheren Menschen gefaßt werden. Diese Welt des Gedankens genießt er mit aller Intensität, mit allem Raffinement, dessen er fähig ist.

Balbus vertritt so die höchste, aber gefährlichste Form perversen Genußlebens, diejenige des Schwärmens und Schwelgens in einer intellektuellen Sentimentalität. Aus allen Ereignissen, aus allen Gedanken anderer nimmt er sich das Passende heraus und dichtet es sich zu einer göttlichen Weltordnung zusammen. Doch es fehlt das Blut, es fehlt die Wahrheit des persönlichen Erlebens, wie die Wahrhaftigkeit des mit seinem Wesen um seine Existenz ringenden Charakters. Hinter der scheinbaren Objektivität blutloser Gedanken verbirgt sich die Feigheit des eigenen Ich und macht gerade dadurch eine objektive Betrachtungsweise unmöglich. So zeigt sich in ihm die Wahrheit des Erfahrungssatzes, daß nur die starke Persönlichkeit, die starke bewußte Subjektivität auch zu starker Objektivität durchgelangen kann.

3. Cotta.

Cotta ist von den Personen des Dialogs die psychologisch und kulturhistorisch interessanteste und geistig bedeutendste. In ihm verkörpert sich der Kampf der einheitlichen Persönlichkeit und ihres aktiven Wollens mit den zersetzenden Einflüssen einer Kultur, die überwiegend das Seelenleben und den Intellekt auszubilden strebt. Derselbe Gegensatz lag auch bei Vellejus und Balbus vor. Die Eigenart des Cotta'schen Charakters wird aber dadurch bestimmt, daß dieser Gegensatz nicht in einem unbewußten Ringen von Kräften und Willensrichtungen ausgetragen wird, sondern daß der Kampf um eine Lösung dieses Gegensatzes mit ganzem Bewußtsein gewollt und geführt wird. Deshalb ist das äußere Bild nicht das Bild eines in sich zerrissenen, haltlos schwankenden oder sich furchtsam an irgend eine Lösung anschmiegenden Menschen, sondern ein Bild ruhiger, eiserner Disziplin des Denkens und Wollens und klarer Auffassung, sicheren durch lange und reiche Erfahrung geübten Urteilens.

Der Charakter Cottas ist am besten im Vergleich mit dem Charakter des Vellejus darzustellen, mit dem er in seinen Grundlagen viel Ähnlichkeit hat.

Cotta und Vellejus sind beide Vollblutrömer, Angehörige der römischen Nobilität, des Dienstadels, der sich im Laufe der Jahrhunderte aus dem römischen Beamtentum heraus entwickelt hatte. Die Rasse bildet bei beiden das Fundament des Charakters. Die Eigenschaften, die Cotta an den Auseinandersetzungen des Vellejus rühmt, besitzt er selbst, und es sind die nämlichen, die den altrömischen Typus überhaupt charakterisieren. Cotta sagt nämlich, die Ausführungen des Vellejus seien distincte, graviter, ornate gewesen, also klar in Gedanken, Stil und Aufbau, gehaltvoll, vornehm in der Ausdrucksweise. Das sind altrömische Kardinaltugenden. Formelle Klarheit des Denkens, volle Sachlichkeit der Auffassung in Tiefe und Breite und jene selbstverständlich vornehme Art, wie sie dem geborenen Aristokraten eigen ist. Gemeinsam ist also beiden das Fundament des Charakters, die starke Sachlichkeit, die starke Persönlichkeit. Gemeinsam ist beiden der Einfluß der Erziehung, der Einfluß der Zeit mit ihren drängenden und immer bedrohlicher sich gestaltenden Problemen der geistigen Entwicklung. Erziehung und Zeit suchten in der Übernahme griechischer Kulturwerte neue Unterstützungspunkte. Vellejus und Cotta haben sich beide mit allem Ernst und bestem Wollen mit der griechischen Kultur beschäftigt. Für sie, wie für jeden echten Römer, lag die höchste Blüte dieser Kultur in den Systemen ihrer Philosophie vor; denn der Römer war an scharfes begriffliches Denken, an formell und inhaltlich unerbittliche Logik gewöhnt. Beide waren durch das Studium der Philosophie zu einer Verneinung ihrer bisherigen Ergebnisse gelangt. Für beide lag somit für die Frage nach den letzten Dingen, nach Mensch und Gott, nach dem Leben und dem höchsten Wert des Daseins von dieser Seite keine Lösung vor. — Beide sind gereifte Männer, jeder hat also für sich seine feste Stellung zu den Realitäten des Lebens gewonnen. Keiner wird sich mehr wesentlich ändern. Es werden nicht mehr wie im Jünglingsalter, wie es auch bei Balbus der Fall sein kann, noch unerwartete neue Faktoren von Grund aus umgestaltend in diese Charaktere eingreifen können. Der Erdkreis ist ihnen genügend bekannt, und das, wie sie sind, das ist eben die Art, auf welche sie sich mit dem Leben überhaupt abgefunden haben.

Rasse, Zeit, Bildung, Lebensalter sind Vellejus und Cotta gemeinsam. Es wurde oben gezeigt, wie diese Momente den Vellejus gestaltet haben: bei ihm zerstört sich der Einfluß der beiden heterogenen Kulturen gegenseitig. Der blendende griechische Intellek-

tualismus, das Aesthetentum des Geistes, hat zunächst den einfachen, soliden römischen Charakter entwertet, aber die Solidität, der bittere, wahre Lebensernst des römischen Denkens hat die kühnen Systeme der griechischen Philosophie zerstört. Vellejus stand mit seinem persönlichen Lebens- und Wahrheitsbedürfnis mitten in diesem Kampf, er war nicht so sehr Subjekt als Objekt des Kampfes. Seine Willenskraft hatte sich darin erschöpft, das Lebensproblem auf dem unmöglichen Weg des Erkennens zu lösen. Er ist nun müde fürs Leben; er will sich ausruhen bei der großen gütigen Allmutter Natur, er will keinen Kampf mehr. — Cotta dagegen hat seine persönliche Stellung über dem intellektuellen Kampf der Weltanschauungen behauptet. Was auch der Intellekt sagen mag: höher als er steht für Cotta immer das Leben, das lebendige Bewußtsein, das eigene Ich, die Persönlichkeit; die Persönlichkeit, die ihrer selbst sicher ist, die nicht wankt, auch wenn die Erkenntnis jeden Wert der Außenwelt absprechen sollte, die das Gesetz ihres Lebens, den Zwang einer Entwicklung in sich trägt. — Dieses festgehalten, einer negativen, äußerlichen Kritik entzogen, wird Cotta klar, daß vieles fest bleibt. Bestehen bleiben die alten ethischen Ideale, wie sie in jedem Mann immanent, wesentlich liegen, wie sie vor Jahrtausenden bestanden haben. Wenn noch ein äußerer Beweis für den Wert dieser Ideale nötig ist, der Erfolg gibt ihn: Diese ethischen Ideale, wie sie in dem Begriff virtus sich zusammenfassen, haben das alte Rom gebaut und die Römer zu dem Volk gemacht, das sie sind: als diese Ethik herrschte, da gab sie jedem Römer das Bewußtsein von Freiheit, den Stolz, die Sicherheit, daß der Senat einem vornehmen Griechen wie eine Versammlung von Königen vorkommen konnte. Cottas Persönlichkeit ist also nicht Objekt dieses Kampfes der Weltanschauungen, das sich selbst von dem Ausgang dieses Kampfes abhängig weiß, sondern wollendes leitendes Subjekt. Bei Vellejus ist der Intellekt zwar das höchste richtende Organ, aber seinem Wirken fehlt jeder positive Wert. Sein Wirken heißt Zersetzung und Verneinung bestehender Werte. Bei Cotta dagegen steht der Intellekt von vornherein in sekundärer Stellung. Er kann nicht werten und verwerten, er hat nur zu arbeiten im Dienst höherer Aufgaben. Löst er diese Aufgaben nicht, nun so bleibt seine Tätigkeit — im schlimmsten Fall — eine unfruchtbare. — Der Intellekt muß dabei immer in strenger Zucht logischen Denkens gehalten werden. Gerade, weil Ethik und Seelenleben seiner Entscheidung entrückt sind, kann ihm für seine Arbeit die souveräne Herrschaft seiner

eigenen Gesetze zuerkannt werden. Cotta ist unbestechlich ehrlich. Der Wunsch ist bei ihm nicht der Vater des Gedankens und die intellektuelle Kritik geht bei ihm nicht nur so weit, als es sich darum handelt, den Gegner zu widerlegen. — Das Arbeitsgebiet des Verstandes ist aber folgendes. Für alle Fragen das praktischen Lebens steht sein Wert außer Frage. Für das Verständnis der höchsten Lebensfragen aber ihn brauchbar zu machen, ist ein ewiges Bedürfnis und ein ewiger Wunsch. Deshalb auch ein ewiges, immer von neuem versuchtes Streben. Die Klarheit des Gedankens sollte auch auf das religiös-ethische Gebiet übertragen werden, dem bewußten ethischen Wollen sollte ein ethisches und metaphysisches Wissen und Denken der gleichen Intensität an die Seite treten. Für den an systematisches und begrifflich scharfes Denken gewohnten Römer war intellektuelle Klarheit hier ein viel dringlicheres Bedürfnis, wie es für den mehr aus der Seele heraus denkenden Germanen ist. — Aber Cotta ist durch viel Arbeit und viel Enttäuschung skeptisch geworden gegen alle vermeintlichen Lösungen in den verschiedenen philosophischen Systemen. Er hat die griechischen Philosophien in Griechenland selbst bei ihren besten lebenden Vertretern gehört; er hat sie alle selbständig durchdacht und sie nicht nur nach ihrem logischen Aufbau, sondern auch nach ihrem ethischen Wert geprüft. Er hat keine Abneigung gegen die Philosophen, vielmehr, wo er nur ein ehrliches Streben sieht, Wohlwollen bis zur Sympathie. Was er Wertvolles bei ihnen findet, erkennt er rückhaltlos an, selbst dann, wenn er dessen Begründung in der Weltanschauung für falsch hält. Cotta ist nicht im mindesten kleinlich. Er ist seinen beiden philosophischen Gegnern auf deren eigenstem Gebiet nicht nur ebenbürtig an Wissen und Denken, sondern überlegen und zwar nicht nur in philosopischem Wissen im allgemeinen, sondern, wenn nicht an Wissen, so doch wenigstens an Schärfe des Denkens in den einzelnen von seinen Gegnern vertretenen Systemen.

Cotta also braucht, um seiner ethischen Weltanschauung sicher zu sein, den Intellekt nicht. Er spricht offen aus, daß diese Weltanschauung für ihn religio ist, für die er eine ratio bei den Philosophen umsonst gesucht hat und sucht. Vellejus dagegen braucht den Verstand, um sich von der Sinnlosigkeit des Lebens, der Ethik zu überzeugen und sich so sein gutes Gewisses für sein Ideal der Pflichtlosigkeit, des Genießens zu erhalten. Balbus weiß überhaupt noch nichts von ethischen Lebensproblemen.

Bei Vellejus haben sich die beiden Kulturen, die Kultur der

Persönlichkeit und die Kultur des Intellekts und des Seelenlebens gegenseitig zerstört. Geblieben ist ein Zustand, der positive Kulturschöpfungen nicht mehr hervorzubringen vermag, sondern nur noch ein langsames Hinwelken, ein Sterben in Schönheit, mit allem Raffinement einer hohen, reichen und späten geistigen Kultur bedeutet. Cotta hat, indem er sich von der ethischen Basis der Persönlichkeit nie hat abbringen lassen, die Grundlagen altrömischen Wesens tatsächlich niemals aufgegeben. Wie wir ihn finden, tritt er bewußt für sie ein. Die altrömischen Ideale, sich distincte, graviter, ornate in allen Lebenslagen zu benehmen, stellen für ihn bewußt die höchsten Manneswerte dar. Für ihre Richtigkeit tritt das Selbstbewußtsein des Mannes unmittelbar ein; in ihrer unbedingten Durchführung liegt deshalb allein schon ein Ziel des Lebens, eine Wahrheit über aller Wahrheitserkenntnis des Intellekts. Bei Vellejus bilden die drei römischen Kardinaleigenschaften nur noch das unerschütterte Fundament des Charakters, während das eigene Streben nicht auf ethische Bejahung, sondern auf ästhetische Verneinung der Persönlichkeit hinläuft.

Wie deshalb diesen drei Eigenschaften eine ganz verschiedene Bedeutung in den dynamischen Systemen der beiden Charaktere zukommt, so äußern sie sich auch in verschiedener Weise.

Was zunächst die Klarheit in Wort und Gedanke, die Klarheit des geistigen Lebens betrifft, so sind beide gute Logiker; von jener praktischen Logik, die dem Typus des Politikers und somit dem Typus des Römers eigen ist. Beide gelangen von hier aus zur Verwerfung der Ergebnisse des bisherigen philosophischen Denkens. Vellejus macht sich nun die Sache leicht. Er verneint schlechthin den Wert des Denkens, indem er die Existenz von Problemen überhaupt verneint, und nimmt in seinem Glücksideal das Ideal seines Lebens aus einem ganz andern Gebiet des Daseins. Cotta aber steckt sich ganz genau die inhaltlichen Grenzen, innerhalb deren intellektuelles Wissen für ihn die Herrschaft hat. Was über die höchsten Fragen für Gefühlsmomente in ihm lebendig sind, das kann er nicht aussprechen. Wer aber diese Gebiete mit klarem Verstand durchforschen will, wie der Philosoph, der muß von seinen Ansichten auch klare, vernünftige Rechenschaft geben können: „Du bist Philosoph, Balbus, und berufst Dich bei Deiner Weltanschauung auf die Vernunft. Wenn ich Dich also mit Gründen der Vernunft angreife, so wirst Du mir wohl mit Gründen der Vernunft antworten müssen."

Die gründliche Auffassung, die solide Sachlichkeit des Urteils teilt Cotta mit Vellejus. Diese gravitas ist aus dem praktischen Staatsleben, aus der Beurteilung äußerer Verhältnisse geboren. Bei beiden finden wir sie aber auf das schwierige Gebiet der menschlichen Psyche übertragen. Reiche, tief durchlebte Erfahrung besitzen beide. Beide kennen die große Ehrfurcht vor dem Leben und das Schweigen, das von dieser ausgeht. Aber bei Vellejus steht über der Wucht des Erlebten die große Enttäuschung am Leben, die bittere Skepsis gegen seinen Ernst, gegen den Sinn alles Menschenkämpfens, die Negation der Werte des Menschenlebens schlechthin. Für ihn ist der kämpfende Mensch der Tor und Unsinn das, was er zutage fördert. Cotta dagegen sieht bei aller Schärfe der sachlichen Kritik der Anschauungen immer das positive persönliche Wollen und Arbeiten, das dahinter steht. Cotta ist hier größer und gerechter, sein Urteil ist nicht durch die Bitterkeit des Lebens erdrückt, sondern in ihm lebt noch ein bejahender Zukunftsglaube. Cottas Urteil, so treffend es sachlich ist, ist deshalb persönlich nicht verletzend, nicht kränkend, ja nicht einmal inhaltlich zerstörend. Denn er sucht alles zu erhalten, worin nur ein Funke von Lebenswert liegt. Da Urteil ist mild, freundlich, wie auch Cicero an Cotta äußerlich die unerschütterliche Milde als einen charakteristischen Zug seines Wesens bezeichnet. Das ist die römische gravitas bei Cotta.

Milde kann beleidigend sein: dann, wenn Verachtung in ihr liegt. Von dieser Art ist Cottas Milde nicht. Davor schützt ihn der aristokratische Grundcharakter seines Wesens. Die schwersten Lebensfragen müssen mit gebührender Achtung behandelt werden. Hier handelt es sich um die letzten Probleme des Menschendaseins. Wo immer ein Mensch mit ihnen ringt, da ist er der Achtung un — soweit möglich — der Unterstützung seiner Mitmenschen würdig. Außerdem: Es gibt Distanzen zwischen Mensch und Mensch; man soll sie nicht durch zu große Vertraulichkeit überschreiten. Man tritt sonst der eigenen Würde und der Würde des andern zu na h So äußert sich die dritte römische Kardinaltugend bei Cotta. Vellejus kann diese vornehme Milde nicht kennen. Er ist der stolze, aber unglückliche Aristokrat des Lebens. Was er alles durchdach t hat, was er alles durchlebt hat, ist sein Eigentum. Es hat ihn zu dem gemacht, was er ist. Er ist stolz darauf. Das ist ein am fati, daß er dieses Schicksal hat gegenüber den Tausenden anderer, den Tausenden von Philosophen, die immer nur lernen und niemals ein Schicksal haben. Sie sind Kinder. Scharf, absprechend, ver

ächtlich ist sein Urteil. Er kennt zu sehr die Bitterkeit des Lebens, die Unbrauchbarkeit philosophischer Theoreme.

Cottas Lebensanschauung ist ernst, sehr ernst. Er findet zum Optimismus in dieser Welt keinen Platz; er hat die Sicherheit der Persönlichkeit, sich dies zugestehen zu können, den Pessimismus ertragen zu können, ohne deshalb an sich, an der eigenen aktiven und positiven Lebensaufgabe irre zu werden.

Vellejus und Balbus, die sich beide so viel auf ihren Optimismus zu gut tun, haben ja auch keinen Optimismus der realen Menschenwelt, vielmehr flüchten sie sich gerade aus der Wirklichkeit, in der sie als Menschen eben doch leben, der eine in die große unendlich weite Natur, der andere zum abstrakten, neugierig-seichten Denken des Intellekts. Cotta wendet sich gleichermaßen gegen den Naturoptimismus des Vellejus, wie gegen die Vergötterung des Intellekts durch Balbus. Zu Vellejus sagt er: „Wir sollen eine Natur bewundern, in der nichts gut ist? Und aus Bewunderung für diese Natur sollen wir Götter verehren? Kann denn in einer Natur überhaupt irgend etwas wirklich gut sein, die nur ihren eigenen Ueberfluß genießend, niemals etwas geschaffen hat, niemals etwas schafft, niemals etwas schaffen wird.“ — Gegen Balbus aber, der die Vernunft als das höchste, das schlechthin göttliche Element in der Welt preist, sagt Cotta: „Weil du dich so gern auf die großen Dichter berufst: Bei den großen Tragikern siehst du, daß höchste sittliche Verderbnis oft mit höchst vernünftigem Denken gepaart ist. Das kommt aber nicht nur auf der Bühne vor, sondern auch im Leben, und hier noch viel öfter und schrecklicher. Jede Familie weiß es, es leidet darunter das öffentliche Leben, das Forum, der Senat, das Land, die Bundesgenossen, die Provinzen, daß mit der Vernunft ebenso gesündigt, wie Gutes gestiftet werden kann. Daß aber Gutes gestiftet wird, das ist selten und nur bei wenigen, daß aber mit der Vernunft gesündigt wird, das ist oft und bei den meisten der Fall. Es wäre besser gewesen, die unsterblichen Götter hätten uns überhaupt die Verunft nicht gegeben, als daß sie sie uns mit dem Fluch einer so verderblichen Anwendung gegeben hätten.“ Und an anderer Stelle: „Die Vernunft ist keine Wohltat für den Menschen. Im Gegenteil. Wenn die Götter dem Menschen hätten schaden wollen, sie hätten ihre Absicht nicht furchtbarer erreichen können, als dadurch, daß sie ihm die Vernunft gaben.“ So bleibt die Folgerung: Wenn die Vernunft ein Geschenk der Götter sein sollte, so haben sich die Götter getäuscht. Und es bleibt die Frage: Kann sich ein Gott täuschen?

Also: Weder die Natur noch das Reich des Intellekts können dem Menschen eine Heimat bieten, der in seiner eigenen Menschenwelt, in diesem Rom furchtbarer sittlicher Entartung und haltlosen Zerfalls heimatlos geworden ist. Das ist die Schlußfolgerung, zu der Cotta gelangt, wir sagen besser zu gelangen vermag. Denn es handelt sich hier um ein Vermögen, um die Intensität der persönlichen Kraft, welches Maß von Einsamkeit ertragen werden kann. Cotta ist stark, abgeklärt genug, um auch die Wertlosigkeit der Natur, des Intellekts anerkennen zu können. Indem er kraft seines Wesens als wertendes Subjekt diese Wertung vollzieht, begibt er sich seines Bürgerrechts im Reich der Natur, im Reich des Intellekts. Er wird damit frei, frei gegen die Menschenwelt, gegen Natur und Intellekt.

In dieser Freiheit muß er sich seines Wesens voll bewußt werden. Dieses sein eigenes Wesen hat keine Wünsche außerhalb seiner selbst, nicht in der Natur, selbst nicht in der Gottheit, geschweige denn im Intellekt: „Alle Sterblichen stimmen soweit in ihren Ansichten von den Göttern überein, daß sie die äußeren Annehmlichkeiten, die günstigen Lebensschicksale, wie den Besitz von Weinbergen, Saatfeldern, Olivenhainen, wie die Fruchtbarkeit der Feld- und Baumfrüchte und derartiges den Göttern zuschreiben. Die eigene Tüchtigkeit hat aber noch niemand auf ein Geschenk der Götter zurückgeführt. Und wahrlich dies mit Recht. Wegen unserer Tüchtigkeit lobt man uns gemäß *unserm* Verdienst. Auf unserer Tüchtigkeit beruht mit Recht unser Mannesstolz. Was nicht der Fall wäre, wenn wir sie als Geschenk von Gott, nicht von uns selber hätten. Nicht weil wir gerecht, voll Selbstbeherrschung, weise sind, danken wir der Gottheit, sondern wenn es uns gut geht."

Mit dieser bewußten Anerkennung der freien Persönlichkeit hat Cotta eine Stellung über dem Kulturkreis erreicht, dem er angehört. Damit tritt er nicht aus dieser Kultur heraus, sondern er wird zum Vertreter der Idee dieser Kultur, d. h. er verkörpert sie, ihre Probleme, ihre aktive Kraft in seiner Persönlichkeit. Seine Persönlichkeit weist die Zukunftsmöglichkeiten, die in dieser Kultur noch liegen. Bevor aber die Charakteristik Cottas von diesem allgemeinen Standpunkt, von welchem aus er als Verkörperung einer Kultur erscheint, fortgeführt werden kann, muß das Wesen dieser Kultur, also das Wesen der altrömischen Kultur, dargestellt werden, müssen die bisher betrachteten individuellen Charaktere als Erscheinungen in dieser Kulturentwicklung begriffen sein.

III.

Die römische Kultur und ihre Entwicklung.

Zu der Zeit, in welche uns der Dialog versetzt, stand Roms Weltreich unbedingt fest. In der ganzen damals bekannten Welt gab es kein Heer, das den römischen Legionen ebenbürtig war. Cäsar hatte eben den Beweis erbracht, daß die wilde Tapferkeit der Germanen, die glühende Vaterlands- und Freiheitsliebe der Gallier nicht fähig war, auch nur den eigenen Grund und Boden, die eigene Freiheit gegen Roms Herrscherwillen zu verteidigen. Eine Bedrohung der Weltherrschaft Roms war völlig ausgeschlossen. Roms Reich fand seine Grenzen nur an Roms eigenem Willen, seine Grenzen auszudehnen, also an der Sinnlosigkeit weiterer Eroberungen, einer Herrschaft über kulturlose Völker und unfruchtbare und an Mineralschätzen arme Länder.

Damit war erfüllt, was späteste religiöse Zukunftshoffnung, aber auch was unbedingter religiöser Glaube für den Römer früherer Zeiten gewesen war, das Vertrauen auf eine ungeheure zukünftige Größe des Vaterlands, auf die Ausdehnung seiner Macht und Kultur über den bekannten Erdkreis. Die römische Religion sah, als einzige aller aktiven, d. h. Zukunftsreligionen, die Erfüllung ihrer Ideale.

Es handelt sich darum, die psychische Wirkung, d. h. die kulturhistorische Wirkung dieses Tatbestands auf Rom selbst zu verstehen. Dazu ist vorbereitend zu sprechen über das Wesen der römischen Religion, und zwar nach der qualitativen Richtung, was diese Religion war, und nach der quantitativen Richtung, wieviel diese Religion für den Römer bedeutete.

Das Wesen der römischen Religion.

Den breitesten Raum im römischen Kultus nahm die Verehrung aller Dinge und Verhältnisse ein, auf welchen das Menschenleben individuell und gesellschaftlich beruht, der Moral ebenso wie der fruchtbaren Erde, der Familie ebenso wie des Geldes. Die Verehrung des einfach-Wirklichen der Welt und des einfach-Normalen des Lebens nach seiner Bedeutung für den Menschen und seine Kultur ist, wie dieses schlechthin Natürliche des Daseins den Menschen gemeinsam ist und nur sekundär in seinen Formen nach der Kulturhöhe sich unterscheidet, auch den Religionen gemeinsam, und da es die notwendigen Voraussetzungen des Daseins sind, um die es sich hier handelt, auch allen Religionen notwendig,

selbst den der Erde pessimistisch gegenüberstehenden. Auch in der christlichen Religion ist die Welt von Gott geschaffen und die Ehe von Gott gestiftet. Wenn der Römer diese Wirklichkeit — im Unterschied zu andern Religionen in streng begrifflich gedachten, aber persönlich vorgestellten Abstraktionen faßte, so kommt darin keine wesentliche Verschiedenheit der Stellung des Individuums zur Umwelt, sondern nur die formale Eigenart des römischen Denkens zum Ausdruck.

Die charakteristische Kraft einer Religion liegt also nicht in dieser Verehrung des Seienden, sondern in ihrer Beziehung zur Zukunft, in der werbenden Kraft und der Eigenart der Ideen, welche sie dem aktiven Wollen des Menschen als Motiv oder als Ziel der Betätigung zuweist. Erst indem dieser Zukunftswille in das ruhende, einfach tatsächliche und indifferente Weltbild einer in sich gleichen Natur und eines organisch in sich selbst geschlossenen und beschlossenen Lebenskreislaufs eintritt, als dynamisches Prinzip alles auf sich zentral beziehend, wertend, ordnend, bejahend und verneinend, gestaltet sich das Weltbild zu einer bestimmten Weltanschauung um. Dieser Zukunftswille ist bei den verschiedenen Religionen durchaus verschieden. Er soll gemeint sein, wenn wir im folgenden den Begriff Religion gebrauchen.

Die Religion des Römers war die Ueberzeugung von einem Weltberuf des eigenen Vaterlands. Durch diese Religion gelang es dem römischen Staat, alle persönlichen Kräfte und alle sachlichen Hilfsmittel seiner Bürger in sich zu konzentrieren zu einheitlichem Kampf um die jeweils durch die Staatslage gegebenen Ziele. Hierin ist der letzte Grund für Roms politische Größe zu sehen. Religion und Staatsidee war eins, die Vertretung der Staatsinteressen war die Betätigung der Religion.

Diese Religion band das individuelle Wollen unter die Idee einer höheren, besseren, machtvolleren Zukunft des Vaterlands. Indem der Römer seinem Staat diente mit allen Kräften bis zum Tod, ja bis zur Hintansetzung der Interessen seiner Familie, diente er den Göttern. Wenn T. Manlius Torquatus als Feldherr seinen eigenen, siegreichen, aber dem militärischen Befehl ungehorsamen Sohn nach Kriegsrecht hinrichten ließ, wenn den Koriolan, der mit dem Volkesheer gegen Rom zog, die eigene Mutter zum Rückzug bewog, der den Sohn dem Tod überliefern mußte, so empfand darin jeder Römer lediglich den vollendeten Ausdruck römischen Geistes. — Diese Religion forderte also praktisch, nicht theoretisch

höchste Selbstbetätigung des Individuums, nicht in intensivster Ausnutzung der mechanischen Leistungsfähigkeit der physischen und intellektuellen Energien, sondern in voller persönlicher Hingabe an den Staat unter der Idee des weiteren Ausbaus dieses Staats und seiner Kultur. Damit aber verlangte sie vom Individuum, indem sie ihm die Möglichkeit zur tätigen Entfaltung aller seiner Kräfte gab, unbedingte Selbstverleugnung in der Tätigkeit selbst durch die Bindung an die höhere Daseinsordnung des Staats. Persönlichen Gefühlen, und waren sie auch altruistische des Mitleids, im Staatsleben Raum zu geben, galt schlechterdings als Hochverrat. Selbst M. Manlius Capitolinus, der Retter des Kapitols in der Galliernot, mußte sterben, weil er im großen Maßstab verschuldete Bürger aus der Schuldhaft losgekauft hatte und so die Rechtsordnung des Staats zu gefährden schien. So schuf diese Religion starke, aber starre und eng gebundene Charaktere. — Die Werte, nach welchen in jedem Augenblick die Staatslage beurteilt wurde, waren für alle Römer gleich. Sie hießen Ehre und Nutzen des Vaterlands. Sie bedingten ein Wollen und Handeln, das einzig die Größe und die Zukunft des Vaterlands im Auge hatte. Nur über Mittel und Wege der Politik hat es in der echten altrömischen Zeit Meinungsverschiedenheiten gegeben, niemals über die fundamentalen Ideen des politischen Denkens, geschweige denn über den Kulturwert Politik. — So wurde der Römer durch seine Religion an die Erde, an die reale Wirklichkeit des Staatslebens gebunden.

Das andere aber, was die römische Religion dem Römer gab, war: Der Römer als Wertsubjekt, als aus sich heraus handelnde Persönlichkeit hatte als psychischen Beweggrund seines Handelns die unendlich erscheinende Perspektive einer Kulturweltmission des römischen Staats, also die Idee der Weltherrschaft dieser Kultur, die Beugung aller individuellen Unterschiede nicht nur der Menschen, sondern der Völker und Staaten unter die geistige Eigenart, deren Träger er selber war. Diese Idee war sein Gott. Sie verehrte er, wenn er zu Jupiter optumus maxumus, dem Gott des römischen Staats, betete. Eben in der Aktivität der Staatsidee lag die Bedeutung dieses Gottes. Sein Tempel auf dem Kapitol in Rom war der Mittelpunkt des Staats, er wurde der Mittelpunkt der Welt. Durch die Verbindung der Kultur- und Staatsidee mit der Religion wurde der metaphysische Wert der Idee außer Frage gestellt. Die Gottheit bürgte für ihn. Der Siegeszug Roms war

deshalb der Siegeszug seines Gottes. Wie die besiegten Staaten der römischen Herrschaft unterworfen wurden, so wurden die Götter dieser Staaten nach Rom übergeführt und bildeten dort den Hofstaat des Jupiter optumus maxumus. Von der Größe und Lebenskraft dieser Idee zeugt, daß sie in den Jahrtausenden, die seither vergangen sind, nicht sterben konnte. Sie wurde nur in die Welt des geistigen Lebens verpflanzt und dazu auf eine transzendente Grundlage gestellt; denn die reale Grundlage politischer, zivilisatorischer Macht erwies sich der Idee gegenüber als zu vergänglich. Die platonische Theorie von der Einheit des Geistes über die ganze Welt hin, hervorgegangen aus der formalen Einheit der Denkgesetze — also die Verneinung des Individuums und der individuellen Theorie des Geistes als der Lebensfunktion des Individuums —, ihre Ueberführung in das Ethische in dem Gegensatz gut und böse, also die Theorie eines geistigen und ethischen Pantheismus, wurde durch diese Idee verbunden mit der durchaus heterogenen Vorstellung eines persönlichen Gottes, den die Macht definiert. Die Umdeutung der ganzen Welt nach ihrer materiellen, ethischen und geistigen Seite in eine Theokratie, ein System göttlicher Herrschaft, also die Identifizierung des Begriffs Gott mit dem Guten schlechthin, mit „dem" Geist und mit der höchsten Macht war die geistigere Form dieser Idee. Diese Transzendentalisierung war die Tat der christlichen Kirche. Aus dem Johannesevangelium ist sie uns allen bekannt. In dem Wort katholisch (καθ' ὅλον) hat die so vertiefte, aber der Wirklichkeit entfremdete Idee ihre formelhafte Prägung gefunden, in der ihre Herrschaft über die Welt getragen wurde: ein Geist, ein Gott, eine Kirche, ein Glaube, eine Moral; es gibt keine individuelle Geistigkeit, es gibt keine individuellen geistigen und ethischen Probleme, sie sind Täuschung, Irrtum, Lüge, das Werk des Teufels. Durch alle inneren Kämpfe und äußeren Angriffe, durch Perioden des Verfalls und der Verderbnis hindurch, über alle Entwicklungen des Seelenlebens und alle Errungenschaften der Wissenschaft hinweg war es nicht das Dogma oder die Kraft der Ueberzeugung bei den Anhängern, sondern diese Idee der Einheit der Kirche, also der Herrschaft eines Geistes auf der Erde und eines Gottes über der Erde, die die katholische Kirche erhalten hat. Diese Idee ist eigentlich der Fels der Kirche, der allen Angriffen bis heute getrotzt hat. Die Herrschaft über das Geistesleben ist deshalb der unverrückbare Anspruch der katholischen Kirche.

Daran mag man die Macht dieser Idee auch in ihrer ursprüng-

lichen, politisch-materiellen Form, in der sie uns fremd und vielleicht fast unverständlich erscheint, ermessen. Der einzelne Römer sah die Bedeutung seines Lebens darin, daß er als Bürger des Staats an dessen Kulturweltmission aktiv mitarbeiten konnte. Auch das Werk seiner Erdentage konnte, selbst wenn es im einzelnen noch so bescheiden war, in dem großen Zusammenhang des Staatslebens nicht in Aeonen untergehen. Es war und blieb ein Stein in dem ungeheuren Staatsbau, den aufzurichten die göttliche Bestimmung seines Volkes war.

Deshalb war das S. P. Q. R. auf den staatlichen Dokumenten, auf den Feldzeichen für den Römer ebenso religiöses Symbol, wie es für den Christen das Kreuz bei der Krankenpflege, bei der äußeren und inneren Mission ist. Es war das Zeichen, das ausdrückte, daß der Mensch bei seinem Handeln den Willen der Götter vollziehe, es brachte also die Verbindung des Menschen mit der Gottheit dem Menschen selbst bei der Tätigkeit zum Bewußtsein. Das S. P. Q. R. vertrat den eigenen Willensentschluß von Senat und Volk von Rom, gefaßt nach bestem Wissen und Ueberlegen unter der religiösen Idee der Größe des Vaterlandes, unter sorgfältiger Befragung der Götter und ehrfürchtiger Erfüllung aller Zeremonien. Das S. P. Q. R. bedeutete notwendig den Sieg und die Weltherrschaft, so wollte es die Gottheit der Römer, Jupiter optumus, maxumus, auf dem Kapitol in Rom. Das war die oberste religiöse Ueberzeugung des Römers.

Der Inhalt einer Religion erhält erst seine tatsächliche Bedeutung durch die Macht, die diese Religion über ihre Anhänger ausübt. Diese Macht ist um so größer, je unbewußter für das Individuum sie sich in seinem Denken und Handeln durchsetzt, also je mehr alle wesentlichen Lebens- und Kulturbeziehungen des Menschen in der Religion unbewußt zentralisiert sind.

Im alten Rom war Religion und Ethik zusammengeschweißt in der einen politisch-religiösen Idee der Weltherrschaft der eigenen Kultur, der eigenen Rasse gesehen unter dem Gedanken der Weltherrschaft der Gottheit des Staates. Die Ausgestaltung der Kultur konnte dieser Idee nur feste Formen und Formeln der Verehrung geben; die Ethik aber leitete daraus die nach dem Prinzip des Nutzens und der Ehre des Staates gestalteten einfachen Regeln für das praktische Leben ab. Religion, Ethik und Politik waren also eins. Kraft dieser Einheit aber bildeten sie eine beherrschende Macht über jedem römischen Einzelleben, sie bildeten also das gemeinsame

Fundament jedes einzelnen römischen Charakters, sie definieren den römischen Typus. Die daraus hervorgehende eigenartige Bildung des Charakters war das Wesen der römischen Kultur. Diese Kultur wollte und vollbrachte nichts anderes, als die Heranbildung des Individuums zur Mannhaftigkeit, zur „virtus“. Sie war eine Kultur des Charakters, der Persönlichkeit. Und zwar sah sie den Charakter, den einzigen, der eines freien Mannes würdig war, in dem bestimmten Sinn der politischen Persönlichkeit. Keine Zeit und kein Volk hat den Typus der politischen Persönlichkeit höher, reicher entwickelt als Rom. Die römische Religion bildete und begrenzte also in der Schaffung des römischen Charaktertypus die römische Kultur.

Weder die römische Religion, noch die römische Ethik, noch der römische Staat waren für den Römer zu trennen von seiner Persönlichkeit, von dem ganzen Inhalt seines Bewußtseins. Er sah die Welt nur durch diese drei, die zusammen eine Einheit bildeten. Er dachte nicht einmal an das Problem einer objektiven Stellung zu ihnen. Wem die bürgerlichen Ehrenrechte abgesprochen waren, der war seines „Haupts“ verlustig (capitis deminutio media), das beste Stück seines Wesens war ihm genommen; er war nicht mehr Mensch im vollen Sinn. Freiheitsberaubung und Todesstrafe (c. d. maxima) bildeten demgegenüber keine neuen Strafarten, sondern nur Steigerungen innerhalb derselben Strafart. So strahlte auf die Ethik und die Religion des Römers die Sicherheit, die die eigene Persönlichkeit für ihn hatte, aus, die Persönlichkeit, die eben unter der einheitlichen Herrschaft dieser Ideale einheitlich gebildet in sich mechanisch sehr fest gebaut und doch nur die lebendige Verkörperung dieser Ideale war. In der alten Zeit gab es in Rom weder religiöse noch ethische Probleme. Der ältere Kato verachtete die griechischen Philosophen, Magister und Rhetoren. Die Gestalt des Philosophen, des bewußt einsamen, stolzen, wahrhaftigen Denkers ist der Rasse fremd.

Die römische Religion schuf nicht nur die römische Persönlichkeit und die römische Kultur, sie schuf auch die römische Geschichte, die reale römische Staatsmacht. Keine Religion hat je in höherem Maß das erfüllt, was sie als Ziel, als Idee vor ihre Anhänger hinstellte, als die römische. Aus einer kleinen latinischen Landstadt war Rom in wenig Jahrhunderten zur Herrscherin der Welt geworden, trotz der furchtbaren Gegensätze, die es in sich selbst zu überwinden hatte, wie sie durch eine der Abstammung nach heterogene Bevölkerung bedingt waren. Und zwar war Rom das geworden als eine einzelne

Stadt, nicht als politische oder wirtschaftliche Hauptstadt eines Landes, wie etwa in neueren Zeiten Paris, London, Berlin oder die amerikanischen Städte. Gab es doch bis zum Ende der Republik für alle Entscheidungen, die nicht dem Senat, den leitenden Exekutivbeamten des Staats und den Richtern übertragen waren — das waren selbstverständlich römische Vollbürger und in Rom ansässig — sowie für die Wahlen der Beamten nur die 35 städtischen Wahlbezirke, und nur in 8 von diesen 35 städtischen Wahlbezirken durften auch die außerhalb Roms lebenden Bürger mitstimmen. Seiner geschichtlichen Erfolge war sich das Römertum vollauf bewußt. Sie waren ihm der unwiderlegliche Beweis für das Wirken der römischen Götter. Hatte Rom je eine Niederlage erlitten, so waren schwere Verfehlungen gegen die Götter vorgelegen. An der Eroberung Roms durch die Gallier unter Brennus trug der Neutralitätsbruch der römischen Gesandten die Schuld, an der unglücklichen Seeschlacht von Drepana die Tötung der heiligen Hühner durch Claudius Pulcher, den römischen Admiral.

Wir fassen zusammen: Die römische Religion ist mit dem Wesen des römischen Volks untrennbar verwachsen, sie hat die Geschichte Roms gestaltet, sie hat den Charakterbau des einzelnen, wie die Kultur der Gesamtheit bestimmt, diese Religion des Jupiter optumus maxumus. Sie hat das vollbracht kraft ihrer selbstverständlichen Männlichkeit im Empfinden, Denken und Werten, wozu die Ideale des staatlichen Lebens anleiteten. Ein Mann konnte sich in ihr ganz entfalten, sie war nicht nur als Totenhemd zu gebrauchen. — Im Gegensatz zu dem, was bei uns Religion genannt wird, lebte die altrömische Religion im täglichen Leben, im Denken und Handeln des einzelnen Römers, im Privatleben, wie in der Politik. Will man für ihre Macht eine Parallele in der Gegenwart, so könnte hier einzig die Samurai-Religion der Japaner herangezogen werden. — Es gibt Religionen, die sich des Märtyrertums ihrer Bekenner rühmen. Rom kennt kein Märtyrertum. Nicht als ob der Römer nicht für seine Religion gestorben wäre, aber er wußte nicht, daß er es tat. Er lebte in dieser Religion, die ihn erzogen hatte. So war es nur selbstverständlich, daß er auch für sie starb, weil er einfach in ihr starb, weil es für ihn als Menschen gar keine Existenz außer ihr gab.

Existenzbedingungen und Entwicklungsgeschichte der römischen Religion.

Gerade in dem ungeheuren äußeren Triumph der römischen Religion lagen die Keime schwerer innerer Gefahren, die in dem

Augenblick akut werden mußten, da sich an dem einheitlichen Bau römischer Weltanschauung von innen her Risse zeigten.

Diese Gefahren lagen zunächst in der Erstarrung der Vorstellungen von den Göttern. Man wollte gerade die Götter verehren, die Rom groß gemacht hatten. Man griff also in den Vorstellungen von den Göttern peinlich auf die Vergangenheit zurück und betonte die altertümliche Form um so mehr, je stärker hier ein Gegensatz zu der eigenen Zeit mit andern lebendigen religiösen Anschauungen empfunden wurde. Die Zeremonien wurden allmählich zu Formalitäten, die mit höchster Genauigkeit zu erfüllen oberstes Gesetz war. Dadurch wurde der lebendige Zusammenhang zwischen Individuum und Staatsideal allmählich zerstört.

Ein persönliches Verhältnis zu den Göttern aber fehlte dieser Religion überhaupt. Die seelischen Bedürfnisse des einzelnen, Gefühle und Stimmungen, das ganze Reich des Gemütslebens, fanden in ihr keinen Platz. Sie gab dem Individuum keinen transzendenten, sie erkannte ihm nur den realen Wert seiner eigenen Tüchtigkeit zu. Dem Hilfsbedürftigen bot sie keinen Trost und kein Mitleid. Denn sie kannte das Individuum als Subjekt seines eigenen Lebens überhaupt nicht. Es waren keine Götter für die Schwachheit des Menschen, seine Müdigkeit, seinen Schmerz, seinen Ekel am Leben. Sie hatten keinen Trost im Diesseits, keine Erlösung vom Erdenleben im Jenseits, keinen Himmel voll Glück und Frieden zu bieten. Es waren die uralten Götter, die bei Roms Gründung in die Stadt gezogen waren, die ihre Macht und Größe in der Geschichte des Staats bewiesen hatten, die man mit schuldiger Dankbarkeit verehrte: pietas est iustitia adversus deos, sagt Cotta. Roms Religion war deshalb nur eine Religion für starke Menschen, die auf sich selbst standen, die tüchtig und sicher im Lebenskampf, einzig ein höheres Ziel für diesen brauchten, um ihre Tätigkeit über den Egoismus einer physiologisch urkräftigen Gesundheit hinauszuheben. — Sobald dieses rein und einfach ethische Moment nicht mehr die alte Kraft hatte, sobald man unter dem zersetzenden Einfluß höherer Kultur, gestiegenen Wohlstands, reicheren geistigen und seelischen Lebens ein neues Verhältnis zu seinen alten Göttern suchen mußte, aus den subjektiven, religiösen Gefühlsmomenten heraus, mußte sich ergeben, daß die alte Religion zu diesen subjektiven seelischen Momenten überhaupt keine Beziehungen gepflegt hatte, daß also eine Verbindung erst durch den Verstand in einer bewußten Umdeutung und Erweiterung der alten Religion hergestellt werden konnte. Dieser

Weg war in einzelnen besonders günstig gelegenen Fällen gangbar für die große Mehrheit, somit als Weg einer typischen Entwicklung war er unbrauchbar.

Diese Gefahren entstanden weiter aus der materiellen politischen Form, in welcher man sich durch die Tatsachen gezwungen sah, die römische Vorherrschaft, die religiös als eine Vorherrschaft römischer Tüchtigkeit gedacht war, zu verwirklichen. Denn diese Vorherrschaft wurde immer mehr als eine Vorherrschaft der politischen Macht verstanden. Auch wenn die Römer ihre großen materiellen Kulturschöpfungen, ihre Staatsorganisation, ihr Rechtswesen andern Völkern brachten, sie brachten immer nur tote, starre Formen, die die fremde Kultur, das fremde Geistesleben erstickten. — Diese Auffassung von der eigenen Herrschaft mag unserer Zeit, in welcher bereits eine sehr scharfe Auslese zwischen den Völkern nach ihrer Kulturfähigkeit stattgefunden hat und also eine gewisse Gleichwertigkeit zwischen den Kulturvölkern besteht, roh und barbarisch erscheinen, für den Römer, der nirgends auf eine vollblütige, lebensfrische Kultur stieß, war sie berechtigt. — Ferner ist die Eigenart der römischen Kultur zu berücksichtigen. Die römische Kultur war weder eine geisteswissenschaftlich-philosophische, noch eine naturwissenschaftlich-zivilisatorische, sie war keine künstlerische und keine literarische. Die römische Kultur war eine ethische Kultur und verkörperte sich nur im einzelnen Römer. Deshalb sah der Römer praktisch zu scharf und fühlte persönlich zu stolz, zu aristokratisch, um diese seine Kultur, die Charakter und nichts als Charakter von dem einzelnen verlangte, den fremden größtenteils minderwertigen oder, wenn sie über eine eigene Kultur verfügten, wie die Griechen, verschiedengearteten Völkern aufdrängen zu wollen. Mit äußerer Bildung, mit Worten und Büchern war hier, wo nur der Mann galt, nichts getan. Der Römer sah ein, daß es Herren- und Sklavenrassen auf der Erde gab, daß es ein vergebliches Beginnen sei, aus Skavenrassen Herrenrassen zu züchten, daß es ebenso unmöglich sei, einen fremden wertvollen Typus, den griechischen Philosophen oder Künstler, den ägyptischen oder parthischen Priester, den alexandrinischen oder pergamenischen Gelehrten, also den Träger einer fremden Kultur in den eigenen Typus zu verwandeln. Vielmehr mußte dem seiner Kultur nach exklusiven und einseitigen Römer gerade die fremde Eigenart, der Philosoph, der Mystiker, der Wissenschaftler zum Gegenstand intensiven Interesses, zum verhängnisvollen Problem werden, weil er überhaupt möglich war. —

So sehr diese Behandlung der unterworfenen Völker der Wirklichkeit angemessen war, so verhängnisvoll war ihre ethische Rückwirkung auf den Römer, auf die Entwicklung des römisches Charakters. Sobald die römische Herrschaft über die stammverwandten italienischen Völker hinausgreift, beginnen die Ausschreitungen und Roheiten, Erpressungen und Bestechungen, Räubereien und Plünderungen römischer Beamter. Im letzten Jahrhundert der Republik herrscht im allgemeinen schnödester Mißbrauch der Macht, rücksichtslose Vergewaltigung, Knechtung und Aussaugung der Provinzen. Die große Gottheit des römischen Staats hatte ja Rom die Macht gegeben. Ein persönliches Verhältnis dieser Gottheit zum einzelnen Menschen gab es aber nicht, weder im moralischen noch im metaphysischen Sinn. Der einzelne Römer hatte also von der Macht dieses „größten, besten" Jupiters keinen Gewinn, wenn er ihn sich nicht in roh materieller Form nahm. Wollte er also von seinem Vaterland, von seinen Göttern etwas haben, so mußte er möglichst viel von dieser Macht für seine Person gewinnen. Ein rücksichtsloser Egoismus leitete sich so aus der Religion ab.

All diese Momente waren so lange bedeutungslos, als das innere Fundament, die römische Religion, in der durch sie und durch die ihr adäquate Ethik gebildeten Persönlichkeit intakt blieb. Aber etwa seit der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr., seitdem Karthago, der letzte große Gegner Roms, vernichtet war, begann hier ein Auflösungsprozeß. Damals war, die folgenden Jahrzehnte bewiesen das immer mehr, bereits erreicht, was die römische Religion als letztes Ziel, als höchste Hoffnung vor sich gesehen hatte, die Herrschaft Roms, der kleinen latinischen Landstadt, die Herrschaft des Jupiter optumus maxumus, der auf dem Hügel des Kapitol wohnte, über den Erdkreis. Das war ja der Ausgangspunkt unserer Ausführungen. Wir nehmen also die oben aufgeworfene Frage nunmehr auf. Die Herrschaft war erreicht durch die Tüchtigkeit und Aufopferungsfähigkeit, durch die zähe Ausdauer, durch die Einheit des Wollens, also durch die wirkliche Ueberlegenheit der römischen Rasse über die andern Völker. Sie war aber auch gesichert, da Rom in Verfolgung seiner Weltherrschaftsidee alle ernsten Gegner, die Italiker, die Karthager, die Makedonen, zuletzt noch die Samniter, vernichtet oder geknechtet hatte — von den unzivilisierten Völkern gar nicht zu reden. Die altrömische Tüchtigkeit war also auf politischem Gebiet unnötig. Es gab kein Ziel, kein Wollen mehr für sie. Sie mußte verkümmern, wenn kein neues Ziel, kein neues Wollen für das Volk gefunden werden konnte.

Und hier war die Schwierigkeit, daß die Götter selbst, die römische Religion, mit dem nunmehr sinnlos gewordenen Ideal untrennbar verbunden war. Es kann nichts Gefährlicheres für eine Religion geben, als das zu erfüllen, was sie verspricht. Denn diese Religion ist nicht mehr Wegweiser in eine Zukunft, sie ist Vergangenheit geworden, nicht dogmatisch, sondern wirklich in den von ihr aufgestellten Problemen, für ihre eigenen Gläubigen. Sie weiß und weist keine Zukunft mehr. Damit hört sie auf, Religion zu sein. Denn Religion heißt Zukunftswille. Sie kann nur noch das Erreichte genießen, sie kann ihre Anhänger nichts anderes lehren als genießen. Genießen aber, wie Faust, das Ergebnis eines Lebens zusammenfassend, sagt, Genießen überhaupt macht gemein. So ist die letzte Wirkung dieser sterbenden Religion eine zerstörende, auflösende, entnervende, entwertende. Was sie lehrt, ist nicht mehr Leben, sondern Untergang, Verwesung.

Die Religion selbst aber, indem sie erfüllt ist, die Gottheit, die die Erfüllung gegeben hat, wird Gegenstand der Kritik. Der Zustand ist erreicht, der als höchstes Ziel der Religion vorschwebte. Es zeigt sich durch die Erfahrung unmittelbar wie tausendfältig, daß dieser Zustand nicht ideal ist. Es zeigt sich in unbestreitbarer, von allen erlebter Wirklichkeit, daß sich die Götter geirrt haben. Nicht der Glaube an die Existenz, an die Macht der alten Götter wankt zunächst, der reale Erfolg verbürgt vielmehr Existenz und Macht. Aber mit dem Wert des Erreichten wird der Wert der Götter zweifelhaft. Was haben die Götter erreicht, soweit Menschen werten und urteilen können? Einen Zustand des Verfalls. — Der Mensch fühlt Mitleid mit seinen Göttern. Der Mensch spottet nicht über den Gottesglauben, die Religion, wie etwa ein intellektualistischer Materialist, sondern er achtet sie als unglückliche Wesen seinesgleichen, er achtet ihren großen Schmerz, ihre große Enttäuschung an ihrem Werk, er achtet ihre große Tragik. — Oder wenn er dieser persönlichen Auffassung entgehen will, steht mindestens das eine fest: Die Götter des Staats haben zu dem einzelnen Menschen keine Beziehung, noch der einzelne Mensch zu diesen Göttern. Denn der Triumph der Götter des Staats bedeutete den Verfall der Rasse. Damit haben auch die Werte, die diese Religion verkündet, keine Geltung für den Menschen. Aber der Mensch braucht Götter und den Glauben an Werte im Leben. Also muß er nach einem neuen Glauben oder nach neuem Inhalt für den alten Glauben suchen. Die alte Religion aber hat keine Bedeutung mehr für ihn.

Der Untergang der altrömischen Kultur.

Römische Religion, römische Ethik, römische Persönlichkeit hatten einst eine Einheit gebildet. Es konnte nicht eins von ihnen entfernt werden, ohne daß nicht die Einheit des Charakters zerstört war. Der Zersetzungsprozeß, der von der römischen Religion ausging, mußte mittelbar die römische Ethik und damit die römische Persönlichkeit untergraben. Mit der Religion war der römischen Kultur ihr Fundament, der Zusammenhang mit einer Weltordnung, in der der Zusammenhang mit einer Gottheit, für die sie schuf, genommen. Die aktive Kraft des Wollens in dieser Kultur als Ganzes, also das dynamische Prinzip der Ethik, das auf die Dauer allein vor Zerfall schützt, war tot. — Aber eben dieselben Verschiebungen in der Stellung des Individuums zur Umwelt, die zum Untergang der Religion führten, mußten sich auch unmittelbar auf ethischem Gebiet geltend machen. Luxus, Wohlleben, griechische Sittenlosigkeit rissen ein. Ein oberflächliches Literaten-, Artisten- und Reformwesen verdrängte von Forum und Senat, aus der vornehmen römischen Gesellschaft die solide Arbeit. Hinter diesem schimmernden Kleid neuer Sitten verbarg sich teils Inhaltlosigkeit, Dummheit und Anmaßung, teils egoistisches Streben nach Macht und Reichtum. Und die Leidenschaften um diesen Kampf um die Macht waren um so zügelloser, als das Staatsleben der Boden, die Herrschaft im Staat und damit der Staat selbst das letzte, höchste Kampfobjekt war. — Und schließlich wurde der römischen Persönlichkeit ihr eigenstes Arbeitsgebiet, der Boden, aus dem sie herauswuchs, genommen. Indem auch die solide Arbeit, das solide Denken nur dann Aussicht auf Erfolg hatte, wenn es die unsoliden Mittel, mit denen sich der Bewerber um ein Amt des Staats in der Gunst des Volks einschmeicheln mußte, skrupellos verwandte, war die Ueberzahl der tüchtigen, verlässigen Leute, denen ein derartiges „Der Zweck heiligt die Mittel“ wider die Natur ging, aus dem politischen Leben unmittelbarer Tätigkeit ausgeschlossen.

So war die römische Persönlichkeit in ihren Grundpfeilern, römische Religion und römische Ethik, untergraben, in ihrer Wirksamkeit auf ein anderes Arbeitsfeld gedrängt. Für eine neue Tätigkeit fand sie in ihrer alten Religion weder einen Wegweiser, noch einen Halt. Sie mußte durchaus auf sich allein stehen. Diese notgedrungene Freiheit der Stellungnahme bedingt die Kompliziertheit, Vielseitigkeit und Verschiedenheit der römischen Charaktere dieser ganzen Epoche. Der römische Mensch stand ohne äußeren Halt einsam der ganzen Welt gegenüber.

Die religiöse Krisis wurde so die Krisis der römischen Kultur, dieser Persönlichkeitskultur überhaupt. Die Krisenjahre dieses geistigen Kampfs fallen in die Zeit vom Auftreten der Gracchen bis zur Schlacht von Philippi. Beim Auftreten der Gracchen erweist es sich auf einmal, daß das römische Volk in seiner großen Mehrheit, sowohl das niedere Volk, als die Beamten- und Geldaristokratie seiner freiheitlichen Institutionen nicht würdig ist, weil Vaterlandsliebe, Verantwortlichkeitsbewußtsein und Aufopferungsfähigkeit, die notwendigen Voraussetzungen freiheitlicher Institutionen fehlen. Mit der Schlacht von Philippi ist es definitiv entschieden, daß das römische Volk dieser seiner alten Verfassung überhaupt nicht mehr fähig ist.

Für den Untergang einer Rasse ist ein Zeitraum von 80 bis 100 Jahren sehr kurz. Aber gerade dieser Todeskampf der Rasse rüttelte die ganze Lebenskraft des Volkes in wilder Leidenschaftlichkeit auf und zwang die einzelnen Individuen zur Durchbildung ihrer charakteristischen Eigenart. Denn der Existenzkampf der Rasse mußte sich in dem geistigen Existenzkampf aller einzelnen Individuen verkörpern. Für die meisten bedeutet die Notwendigkeit geistigen Existenzkampfs von vornherein geistige Vernichtung. Aber selbst bei den unterliegenden Charakteren ist die Bewußtheit des Lebens außerordentlich gesteigert und die allgemeinen Probleme des Daseins erfahren dadurch eine hohe und klare Durchprägung.

Etwa 10 Jahre vor der Schlacht von Philippi ist Ciceros „de natura deorum“ geschrieben. Es stammt also aus einer Zeit, wo die Krisis sich bereits der Katastrophe zuwandte, die wichtigsten Charaktertypen sich also geschieden und die in der Kultur liegenden Möglichkeiten entwickelt hatten.

IV.

Einordnung der Charaktere des Dialogs in den Kulturzusammenhang.

Es bietet keine Schwierigkeiten, die oben besprochenen Charaktere als Phänomene der Kultur, aus der sie hervorgegangen sind, zu begreifen.

Vellejus.

In der gehaltvollen Eigenart, in der aristokratischen Sicherheit, Selbstverständlichkeit und einsamen Zurückgezogenheit seines Wesens, ein Verächter vieler Worte und schöner Sätze, aber ein Mann, der das, was er denkt, auch uneingeschränkt lebt, der dem Leben gegenüber keine Feigheit kennt, ist Vellejus durchaus Römer. Es

ist deshalb schwer, mit ihm fertig zu werden, so leicht das ethische Werturteil über ihn zu fällen ist; denn er ist sich seiner Stellungnahme zur Welt klar bewußt. Er hat sich, was wir über ihn sagen können, längst alles selbst gesagt. Er hat sich nicht geändert, er hat sich nicht anders haben wollen, er hat sich nicht anders haben können.

Aber das, was Vellejus will, ist dem römischen Wesen fremd, ja entgegengesetzt. Denn es verneint Vaterland, Kulturgemeinschaft, ja Kulturwirken schlechthin. An ihre Stelle tritt als Ideal — nicht als Wirklichkeit — das Glück in der Hingabe an die große, ewig-gleiche, all-eine Natur. Das sind Vorstellungen, aus denen niemals ein praktisches positives Wollen und Handeln hervorgehen kann. Dagegen war der römische Charakter entstanden aus der Wechselbeziehung der Vereinigung aller Kräfte der Staatsbürger in einem Willen des Staats einerseits und der individuellen Durchbildung der einzelnen Kräfte eben in der Betätigung, der harten, wirklichen, schaffenden Betätigung für diesen Staat.

Die jetzige Wendung dieses Charakters ist also seinem eigenen Wesen, d. h. seiner Vergangenheit, seiner eigenen Vergangenheit, wie der Vergangenheit seiner Rasse entgegengesetzt, sie bedeutet im Grund die Verneinung eben dieses Charakters. Man erkennt den Auflösungs- und Zersetzungsprozeß, der sich hier notwendig einleitet. Vellejus ist kein Dauertypus der Rasse, sondern ein sehr labiler Durchgangszustand im Uebergang vom Höhepunkt zum Niedergang der Rasse, der nur innerhalb einer machtvollen Persönlichkeit, die das Entgegengesetzte in ihrer eigenen Existenz zusammenschweißt, dauernd möglich war. Die Wirkung dieser Individualität nach außen ist bereits Zersetzung, Zerstörung. Weniger starke Individuen, vollends die zweite Generation mußten in ödester Oberflächlichkeit und Nichtstuerei zugrunde gehen. Dies wird uns im Dialog ausdrücklich bestätigt.

Balbus.

Balbus hat nichts spezifisch-Römisches mehr an sich. Sein Typus ist international. Wenige Jahrzehnte früher hätte man ihn in Rom überhaupt noch nicht als vollwertig angesehen, einen Mann wie seinesgleichen wäre man unter Freigelassenen anzutreffen gewohnt gewesen, unter diesen sozial untergeordneten Leuten, denen ein großes volles Leben der Wirklichkeit versagt blieb und die deshalb in geistreichen Theorien über Götter und Menschen, über Leben

und Staat, über all das, wofür ein wahrer Mann mit seinem Blut und seiner Existenz eintrat, sich und die Erde unter den Füßen verlieren konnten. Balbus ist also nicht als Charakter merkwürdig, weder was Größe, noch was Eigenart betrifft; sondern das ist an diesem durchaus unrömischen Typus merkwürdig, daß er um diese Zeit in Rom bereits möglich war; diese Erscheinung schöner berauschender Worte in der Stadt männlicher Tatkraft. Und nicht nur möglich unter Römern, sondern sogar ernst genommen, nicht etwa als Symptom der Dekadence — denn Cotta stellt ihn äußerlich über Vellejus, und Cicero sympathisiert sogar mit ihm —, sondern bewundert als Charakter.

Wie konnte das kommen? Dem Cotta imponiert die geschlossene logische Form, das „System", in welchem Balbus seine Anschauungen vorträgt, wenn er es auch nicht für richtig hält. Ueber der formalen Geschlossenheit des logischen Gedankenaufbaus kann er die Oberflächlichkeit des Inhalts übersehen. Aber das reicht für Erklärung nicht aus. Es wird folgendes dazu kommen. Der philosophische Ideolog war damals ein ganz neuer Typus in der römischen Gesellschaft, ein Typus, der eben erst seine Salonfähigkeit, seine allgemeine Anerkennung durchgesetzt hatte. Die frühere Mißachtung und Unterschätzung hatte im natürlichen Verlauf der Reaktion einer Ueberschätzung Platz gemacht. Er schien der Eigenart des griechischen Geistes, von dem man Hilfe für die eigenen sozialen und geistigen Schwierigkeiten erwartete, am nächsten zu kommen, sie am besten zu verstehen. Die Probleme, von denen die griechischen Philosophen gehandelt hatten, waren ja die praktischen Probleme der eigenen Zeit. Daß die Uebereinstimmung nur eine äußere des Namens war, daß Genesis und Inhalt derselben Fragestellungen ein durchaus verschiedener war, wurde übersehen.

Cotta.

Cotta definiert die Persönlichkeit durch sich selbst, durch ihre ethische Existenz. Die Entwicklung der altrömischen Religion findet also damit ihren Abschluß, daß der Römer sich selbst, sein eigenes Menschenwesen als festen Punkt in der Erscheinungen Flucht entdeckt. Aus dem zusammenbrechenden Gefüge altrömischen Staates, altrömischer Ethik, altrömischer Religion löst sich die Persönlichkeit heraus als letzte unangreifbare Realität. In seinem ethischen Selbstbewußtsein, dem Selbstbewußtsein stolzer Männlichkeit gibt es nichts mehr über dem Menschen, tritt der Mensch neben die Götter.

Das sind Gedanken, die den großen tragischen Charakteren jener Zeit überhaupt nahe lagen. Mögen die Götter an Macht überlegen sein über den Menschen, so wie er vor sich selbst dasteht, vermögen sie nichts. Er kann der Macht unterliegen, aber niemals als Charakter untergehen.

„**Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni**“, sprach sterbend der jüngere Cato in Utika, als er die Republik durch Cäsars Sieg bei Thapsus definitiv verloren sah. So ist die Idee der nur auf sich stehenden, nach außen hin freien Persönlichkeit und ihrer kosmischen Einsamkeit charakteristisch für Cottas Zeit. Aber die Lösung des Kulturproblems, die hier vorliegt, ist nur in singulären Fällen möglich. Für die große Menge gab es keine Lösung. Die römische Kultur als solche war lebensunfähig, seitdem die enge Verbindung von Staat, Religion und Ethik gesprengt und der Glaube an die beiden letzteren untergraben oder zerstört war. Das ist die letzte Antwort, die wir auf das oben gestellte Kulturproblem Rom geben können: es war wesentlich unlösbar. Das Römertum mußte der notwendigen Krisis seiner eigenen Kultur erliegen. Es ist ihr erlegen. In diesem Satze faßt sich die ganze römische Geschichte zusammen. Was gewöhnlich unter römischer Kultur verstanden wird, Kunst und Literatur der Kaiserzeit, ist Nachahmung, Dekadence, nicht von bodenständiger, urwüchsiger Kraft, ist Salon- und Boudoirparfüm, nicht Erdgeruch der fruchtbaren Ackerscholle.

Es soll die Bedeutung dieses Resultats noch von einem anderen Gesichtspunkt aus klar gemacht werden.

Die höheren Stufen einer Kultur werden immer nur von wenigen erreicht; dies ist auch bei einer wissenschaftlichen, einer künstlerischen, einer technischen, einer religiösen Kultur der Fall. Denn mit dem höheren Ansteigen einer Kultur löst sich diese immer mehr in einzelne Spitzen auf, während die Kulturwelle in der großen Breite des Volks allmählich in sich zusammenbricht, da die Potentialhöhe der Kultur zu groß ist. Sie verlangt vom Menschen, daß er sich zu weit von seiner Basis eines unbewußten, mehr tierischen Lebens entferne. Bei fast allen Kulturen paßt sich die Organisation der Kultur diesem innerlich notwendigen Geschehen an. Das allgemeine Kulturniveau ist dann relativ niedergehalten; nur wenige durch wirtschaftliche oder soziale Lebensstellung und durch sorgfältige Erziehung und Vorbildung ausgezeichnete Individuen sind dazu berufen, die errungene Kulturhöhe einzunehmen und in sich selbst zu vertreten. Das aber, was Rom zu so außerordentlichen

Leistungen befähigt hatte, das war die Homogenität, mit der es seine Kultur in seinen Bürgern verwirklichte. Eben diese Homogenität, die seine Größe ausgemacht hatte, wurde ihm in der weiteren Entwicklung zum Verhängnis. Eine immer mächtigere Steigerung des Charakters läßt sich ohne eine entsprechende Steigerung des Lebensbewußtseins nicht nur auf sittlichem, sondern auch auf intellektuellem persönlichem, religiösem und staatlichem Gebiet nicht durchführen. Diese Durchführung muß sich aber in der großen Masse als unmöglich erweisen. Mit dem Zusammenbruch dieser Kulturidee war für Rom nicht nur eine Kulturepoche vorüber, sondern das alte Römertum selbst war nicht mehr. Der Römer war das Objekt seiner eigenen Kultur gewesen. Er wurde nun das Opfer seiner Kultur.

Schluß.

Das Vermächtnis aus dem Zusammenbruch der römischen Kultur: Die fundamentalen Lehren des Christentums.

Von der höchsten Stufe einer Kultur, inmitten der bereits in sich zusammenstürzenden und sich verflachenden Kulturwelle, ergibt sich eine weite Perspektive. Durch den geistigen Kampf um Sein oder Nichtsein geschärft, dringt der Blick in große Tiefen und sieht in weite Fernen. Seltsame Gedanken und Gefühle treten auf, wuchtig an Inhalt, schwer zu verstehen, eigentümlich an Reiz. Keine naive Gesundheit voll ursprünglicher Kraft darin, sondern jene Gesundheit, die schwere Krankheit schwer überwunden hat.

In jenen Tagen der untergehenden Republik wurden die Ideen geboren, die später die fundamentalen Lehren des Christentums, der römischen Kirche geworden sind.

Vor allem die Idee der göttlichen Gnade. Aus tiefer Einsamkeit, aber starkem Selbstbewußtsein heraus, da wo die Ethik gegen die eigene Person selbstverständlich ist, weil sie sich notwendig aus der in sich gefestigten Macht des Charakters ergibt und es nur noch ein Problem des Verhaltens zur Außenwelt gibt; — da, wo aber auch der große unbewußte Zusammenhang mit dem Volksganzen zerbrochen ist, wo keine der tatsächlich bestehenden Beziehungen des sozialen, geistigen und sittlichen Lebens zu den Kulturinstitutionen und zu den Mitmenschen unbewußt, kritiklos hingenommen werden, sondern sie alle für die freie Persönlichkeit zum Problem werden; — wo es deshalb zum unabweisbaren Bedürfnis wird, sich ein neues Verhältnis zu den Menschen nur als Menschen vom Standpunkt

der eigenen Persönlichkeit aus zu gründen, um aus der eigenen Einsamkeit heraus wirken und handeln zu können, — wird in Rom ein neues ethisches Ideal entdeckt, das Ideal der Gnade, der die ganze Welt umfassenden, verzeihenden und bejahenden Liebe. Es ist dasselbe Ideal, das in unseren Tagen Nietzsche vom selben Standpunkt aus wieder entdeckt und „schenkende Tugend" genannt hat. Die reiche Persönlichkeit **kann** schenken, denn sie hat dazu die intellektuelle, persönliche und sittliche, eventuell auch materielle Macht. Eben deshalb, weil sie die Macht hat, kann sie sich der Rechte, die aus dem Besitz der Macht fließen, ihren Mitmenschen gegenüber begeben. Sie wird also nicht den Standpunkt des Rechts, sondern der Gnade annehmen. Cotta ist der Vertreter dieses Ideals in dem betrachteten Dialog: „Gnade ist das letzte, tiefste, innerste Wesen einer sehr guten, sehr ausgezeichneten Individualität. Es gibt nichts Besseres, nichts Vorzüglicheres als Güte und Wohlwollen."

Eine neue Ethik muß notwendig zum Ausgangspunkt einer inhaltlich neuen Metaphysik und Religion werden, selbst wenn die alten religiösen Formen beibehalten werden.

Das Charakteristische an Cottas neuer Ethik ist, daß sie die Individuen durchaus auf sich stellt und von der Anerkennung dieser Selbständigkeit aus den Abstand, der zwischen dem Individuum und der Gesamtheit des Volks klafft, zu überbrücken sucht. Der Weg, auf dem letzteres erreicht werden soll — die Idee der Gnade —, steigert aber die Isoliertheit des Individuums, da es der ganzen Welt gewissermaßen als Angehöriger einer höheren sittlichen Welt, die unter anderen Gesetzen steht, gegenübertritt und hier außerdem noch eine unbedingte Ueberlegenheit, die aus der Persönlichkeit selbst sich ergeben soll, voraussetzt. Diese einsame Ueberlegenheit der Persönlichkeit tragen zu können, fühlt sich Cotta zu schwach. So stellt er sich in eben diese Einsamkeit seine Götter. Sie sind nicht nur unendlich gut, sondern auch unendlich mächtig. Beide Eigenschaften, mehr oder minder verwirklicht, zeichnen aber auch die menschliche Persönlichkeit aus. Cotta gibt also seinen Göttern die Wesensbestimmung als Persönlichkeit. Sie sind ideale Persönlichkeiten von derselben Art, wie der große Mensch auf der Erde es ist. Deshalb tragen auch sie die Probleme der Einsamkeit in sich und deshalb auch die Ethik der Einsamkeit. Die Gnade, die verzeihende schenkende Liebe wird deshalb zur höchsten Charaktereigenschaft der Götter. Aus dem Gott der Rasse wird deshalb der nach dem Ebenbild der

Persönlichkeit geschaffene Gott der Gnade. Dieser aber ist, von außen gesehen, der Gott des Christentums.

Keine Religion stammt aus dem Intellekt, und keine Religion kann deshalb vom Intellekt aus begründet werden. Aber sie hat sich mit dem Intellekt abzufinden und hier liegt die Schwierigkeit für jede Religion. Diese Auseinandersetzung wird um so schwieriger, je höher der Intellekt entwickelt ist, je größer der Wissensinhalt, den er in sich trägt.

Bei Cotta muß diese Auseinandersetzung, seiner Vorbildung und seinem Charakter entsprechend, ganz bewußt erfolgen, und eben deshalb muß sie zur klaren Herausarbeitung ihres Prinzips gelangen. Jeder naive Glaube ist für Cotta, für diesen Schüler und Meister aller Philosophie, unmöglich: „Wenn niemand über die Natur der Götter irgend eine sichere Wahrheit erkennt, so ist zu fürchten, daß es überhaupt keine Wahrheit gibt.“ Aber über diese intellektuelle Kritik tritt das ethische Ideal und das metaphysische Bedürfnis. Aus psychischen Elementen des eigenen Wesens schaffen sie die neuen Götter, die Persönlichkeiten sind. Diese Götter haben keinen Erkenntniswert, sie sind keine theologischen Götter, sondern nur einen Glaubenswert. Der Glaube an sie ist der aus intellektueller Skepsis hervorgehende metaphysische Glaube. Ob dieser Gottesbegriff des Glaubens seinen Ausbau in einem System findet, und wenn, in welchem, ist offenbar nebensächlich. Das Wesen der Religion ist Glaube an die Idee der Persönlichkeit. Wie sich die menschliche Persönlichkeit aus der Gemeinschaft der Rasse entwickelt, so entwickeln sich offenbar die Götter des Individuums aus unbestimmten Mächten zu persönlichen Wesen. Diese Entwicklungsmöglichkeit wird formell in fast jeder Religion liegen. Daß der Inhalt sich völlig ändert, wird nach außen zunächst nicht in Erscheinung treten.

Da Cotta die altrömische Persönlichkeitskultur in sich neu verkörpern will, so ist es selbstverständlich, wenn er bewußt die Vorstellungen seiner alten Religion festhält. Cotta kann Priester dieser Religion nach bestem Gewissen sein, er ist es und er bekennt es offen, daß er es ist. „Ich als Mann und als Priester werde die überlieferten Anschauungen von den Göttern und die Formen ihrer Verehrung immer verteidigen, wie ich sie immer verteidigt habe. Davon wird mich weder die Weisheit eines Gelehrten noch die Torheit eines Ungelehrten abbringen.“ Für die materielle Bedeutung dieser Religion spricht die gewaltige Vergangenheit Roms, seine politische Größe und die Größe der Männer, die diese Religion hat

aufwachsen lassen. „Die Religion unserer Vorfahren zu glauben, auch ohne jede Begründung durch die Vernunft, halte ich für meine Pflicht.“ Eine vernunftmäßige Begründung wäre allerdings aufs dringendste zu wünschen. „Ich wünschte, daß die Existenz der Götter für mich nicht nur Ueberzeugung des Glaubens, sondern eine erkannte Wahrheit wäre.“ Aber Cotta hat tatsächlich auf die Erfüllung dieses Wunsches bereits verzichtet.

Cottas Religion ist also der Glaube als Glaube; der Glaube, der nicht siehet und doch glaubet. Und Cottas Religion ist bewußt — am Ende aller Philosophie — dieser Glaube. Auch Cotta kennt den berühmten Satz von den beiden Haruspicen, die lachen müssen, wenn sie sich auf der Straße begegnen. „Aber es ist viel merkwürdiger“, fährt Cotta fort, „daß ihr Philosophen, wenn ihr euch auf der Straße trefft, das Lachen verbeißen könnt.“

Ein Glaube, der falsch ist, kann nicht dadurch wahrer werden, daß er Jahrhunderte lang besteht. Deshalb kann die Autorität der Geschichte keine sichere Grundlage für einen religiösen Glauben sein. Cotta weist ausdrücklich zurück, daß eine Religion logisch auf ihren ethischen Wert begründet werden kann. „Wer behauptet, der Glaube an die Gottheit sei von weisen Männern der menschlichen Gemeinschaft wegen erdacht, damit die Religion die Menschen bei einem Leben der Ordnung und der Pflicht halte, die durch die eigene Vernunft dabei nicht erhalten würden, der hat jede wirkliche Religion in der Wurzel vernichtet. Wer behauptet, aus der Tatsache der Nützlichkeit sei die Idee der Gottheit abstrahiert, der kennt Religion überhaupt nicht.“ So sieht sich Cotta gezwungen, für den Ursprung der Religion göttliche Offenbarung anzunehmen. Die Religion muß auf einer metaphysischen Welt stehen, die dem Menschen unbekannt und deshalb der menschlichen Kritik entrückt ist. Durch eine Tat Gottes nur kann diese Religion in das Wissen der Menschen eintreten. Es gehört also zum Wesen der Religion, daß sie Offenbarung ist, daß die metaphysische Welt durch ihr unmittelbares Eingreifen selbst ihr Dasein beweist, für das das Denken keines Menschen Bürgschaft leisten könnte. Religion wie Aberglaube beruhen bei Cotta auf dem Eingreifen höherer metaphysischer Mächte. Sie sind deshalb nah verwandt. Sie haben gemeinsam die blinde Verehrung, die Furcht vor den Göttern, die Anerkennung höherer Schicksalsgewalten. Im Aberglauben sind nur diese Elemente konstitutiv für seine psychologische und metaphysische Bedeutung. In

der geoffenbarten Religion haben uns aber die Götter die Formen übermittelt, in welchen sie verehrt zu werden wünschen. Für die römische Religion geht diese Offenbarung auf Numa zurück. Cotta glaubt ganz konkret an die Wunder, die von diesem Religionsstifter erzählt werden. Er glaubt an sie, weil er an die Religion glauben will.

Der Form nach wird die alte Religion aufrecht erhalten. In Wahrheit liegt eine ihrem Wesen und ihrem immanent ethischen Verhältnis zum einzelnen völlig fremde Religionsidee vor. Die Verbindung Religion—Staat—Kultur wandelt sich um in die Verbindung übersinnliche Welt—Kirche—Individuum. Der Mensch lebt nicht mehr in einer Religion, die ihn ganz umfaßt, sondern er hat immanent keine Religion, eine Kirche übermittelt ihm vielmehr einen Glauben. Gerade die altrömische Religion war aber im allgemeinen nicht geeignet, einen Kirchenglauben abzugeben: dazu war sie zu vornehm, zu ehrlich, zu hart und zu konkret. Der Widerspruch, der sich dadurch ergab, daß man einen neuen Inhalt von ihren Formen abzuleiten suchte, konnte nur durch bewußte Willenstat bei den kräftigsten Individuen überwunden werden. Es konnte nicht genügen, wenn die Bestrebungen einiger römischer Priester in dieser Richtung gingen. Die Religion mußte vielmehr eben dort versagen, wo sie am nötigsten war, bei den in sich Schwankenden, die einen äußeren Halt suchten.

Es war also Platz für ein neues religiöses Weltsystem, das dem neuen religiösen Inhalt, den man in sich hatte und für dessen überpersönlichen Wert man in der Religion eine Garantie, für dessen Fassung und Anschauung man begriffliche Formen suchte, entsprach. Das war die kultur-historische Konstellation, in welche als dynamisches Prinzip das Urchristentum eintrat. Das Urchristentum war kein ausgebildetes System, das die ganze Welt des Seienden und die ganze Welt des menschlichen Denkens umfaßte. Es vertrat nichts weiter als die ungeheure Tatsache, daß es eine Metaphysik des Individuums gebe. Diese Tatsache hieß Jesus und felsenfest stand sie für jeden, der Jesus näher gekannt hatte. Da man aber die große Persönlichkeit weder in ihrer Einsamkeit, noch in ihrer wesentlichen Beziehung zum Dasein überhaupt verstand, machte man Jesus zum Gott, und das, was primär die Tatsache Persönlichkeit gewesen war, wurde zur erlebten Gewißheit einer metaphysischen Welt. Was also im Christentum von Christus ist, das ist nur die Tatsache seiner Persönlichkeit, der Inhalt dieser Religion stammt von dem untergehenden Römertum, der Gottesbegriff, die Institution der Kirche,

der Glaubensbegriff, die Metaphysik und die Ethik. Der metaphysische formale, persönliche Glaube war aber hier die plastische Kraft, die aus diesen Elementen das einheitliche Wesen der neuen Religion schuf.

Das naivere Empfinden junger Völker und junger Kulturen hat den metaphysischen Glauben nicht gekannt und deshalb das Wesen des Christentums nicht verstanden. Es sah den Glauben im äußeren für-wahr-Halten konkreter Vorstellungen. Die Religion war wieder Sache der Rasse. Erst in neuester Zeit ist das religiöse Problem des untergehenden Rom, das Problem des metaphysischen Glaubens, in weiterem Umfang wieder lebendig. Dieser metaphysische Glaube kann seinem Wesen nach nur die Sache von wenigen sein, aber es sind hochstehende und bedeutende Männer, die sich in ihm zusammenfinden. Darin liegt die Kraft der religiösen Bewegung, die wir heute von der katholischen Kirche vor allem getragen sehen. Diese Bewegung ist nicht durch die Kirche erweckt, sie liegt vielmehr in der Zeit, in der Kultur. Aber es ist selbstverständlich, daß diese Bewegung in der Kirche ihre vornehmste Stütze finden muß, deren Formen sie einst geschaffen hat, denn diese Formen sind ihr kongenial. Die Kirche aber findet sich selbst, ihr eigentliches Wesen erst in diesem Glauben wieder. Sie bedingt eine gewaltige Machtsteigerung der katholischen Kirche, wie sie schon eingetreten ist und wie sie in noch höherem Maß eintreten wird. Denn die Gewißheit von der Richtigkeit dieses Glaubensprinzips, die in wenigen wirklich lebt, strahlt auf die vielen aus, die nur irgend einen festen Halt überhaupt suchen. Und diese vielen werben immer neue Gläubige, gerade deshalb, weil für sie dieser Kirchenglaube Bedürfnis ist, nicht ihr eigenes Wesen umschließt, weil er Wille ist und nicht Wirklichkeit, Glaube an die eigene Ueberzeugtheit und nicht schweigende, selbstverständliche Ueberzeugtheit. In dieser Machtsteigerung ist also ein wesentliches Symptom der psychischen Kulturentwicklung zu sehen, in der wir stehen. Mancher wird darin ein sehr bedenkliches Symptom sehen. Aber es ist die Frage, ob nicht gerade die Möglichkeit der Befriedigung dieser Bedürfnisse innerhalb des Rahmens unserer Kulturorganisation eine Steigerung der Intensität derselben in einem für die gesamte Kulturentwicklung gefährlichen Maß zu verhindern vermag.

Detlev von Liliencron.

Von

Victor Klemperer.

I.

„Wenn ich in meiner Kinderzeit auf Jahrmärkten in Rundgemälde-Hallen geführt wurde, in denen Gefechtsansichten, in Brand geschossene Städte, brennende Brücken, ganze Schlachten abgebildet waren, konnte ich vor springender Erregung nicht einschlafen. Die Eindrücke hafteten so stark in mir, daß ich alles andere darüber vergaß. Meine Eltern verhinderten aus diesem Grunde auf Jahre hinaus den Besuch solcher Schaustellungen.

Die Condottieri, der Räuberhauptmann, das Korsarenschiff, der Wilddieb, die Raubritter, der Strandlauerer, alles das hatte für meine glühende Knabenphantasie einen besonderen Reiz. Und wer weiß, was aus mir geworden wäre, hätte meine Mutter nicht unablässig abgelenkt und mich eingeführt in die Bücher der Geschichte. Die eben genannten ehrenwerten Herren mußten Platz machen, und Leonidas, Alexander, Caesar, der große Kurfürst, Friedrich der Große, Napoleon, Blücher und wie sie hießen, traten an ihre Stelle. Ungezügelte Freude doch konnte ich nicht verhehlen, wenn ich von Dörnberg las, von Schill und Colomb. Ein Parteigänger zu werden, meinem Vaterlande, wenn es unter tausend Wunden stöhnen würde wie ein gebundenes Tier, durch kühne Wagnisse Stützen zu geben, der Wunsch hat mich nie verlassen.

Ich wurde natürlich Soldat; und bin es leidenschaftlich bis heute. Besonders hat mir das Zigeunerleben in den Kriegen gefallen . . ."

So läßt Detlev von Liliencron in seinen „Kriegsnovellen" zwar nur einen „Freund" den Bericht der Feuertaufe im sechsundsechziger Kriege einleiten; aber nach dem ganzen Gefüge dieses Buches, nach Liliencrons sämtlichen dichterischen Konfessionen kann gar kein Zweifel

daran bestehen, daß der Verfasser wahrheitsgetreu sein eigenes Fühlen und Erleben aufgezeichnet hat.

Detlev Liliencron, der Soldat. Davon ausschließlich handelten schon einmal einige Blätter dieser Zeitschrift.*) Das ist richtig und auch wiederum unzutreffend. Es sollte heißen: Detlev Liliencron, der Landsknecht und Condottiere, freilich der von heißer Vaterlandsliebe erfüllte Kriegsmann. Für die gleichförmige, straff geregelte Friedenstätigkeit, die doch in unserer Zeit die weitaus meisten Jahre des Offiziers füllt, für das mathematische Rechnen und Wägen hochgestellter Heereslenker, ist dieser Mann nicht tauglich; das läßt sich wohl schon aus dem kurzen Erguß entnehmen, den ich vorausschickte. Gewiß, auch in Friedenszeiten liebt er das Heer leidenschaftlich; die bunten Uniformen, die strammen Gestalten entzücken ihn, humorvoll schildert er, wie „die Musik kommt", bei „Trommeln und Pfeifen" träumt er von vergangenen blutigen Tagen. Aber der Hauptmann Freiherr von Liliencron, der sich in den beiden letzten Kriegen Ehren und Wunden geholt (und sein eigenartigstes Buch dazu), nahm doch den Abschied, als Reich und Frieden gesichert waren. Statt im engen Dienst zu bleiben, „suchte" er sich lieber — ich zitiere das vielsagende Wort aus seinen Angaben für Brümmers Schriftsteller-Lexikon — „suchte er sich durch Klavierunterricht und literarische Tätigkeit zu ernähren." Später fand er Unterschlupf im Verwaltungsdienst, als Landesvogt in Pellworm, danach als Kirchspielvogt in Kellinghusen; da hatte er Zeit und Freiheit zum Dichten und Stöbern in alten Chroniken. Der dichterische Erfolg, der ihm die ersehnte völlige Amtsfreiheit gab, kam erst spät; er hat vielleicht dem Menschen mehr Glück gebracht als dem Dichter.

Die „Kriegsnovellen", in denen Liliencron seine Erlebnisse festhielt, bedeuten etwas ganz Neues in unserer Literatur. Wir besitzen zahllose Kriegs- und Schlachtschilderungen: von Fachmännern und Dichtern, von Führern, die den gesamten Vorgang übersehen und von einfachen Soldaten, die sich kaum über das Nächstliegende Rechenschaft zu geben vermögen, von Leuten, die aus Liebe zum Krieg seine guten Seiten übertreibend betonen und seine Schrecknisse verschweigen, von Kriegsfeinden endlich, die ihn durch das entgegengesetzte Verfahren an den Pranger stellen. So viele Arten der

*) In einem Sammelaufsatz „Lyriker" von Max Lorenz (Bd. 97, Jahrgang 1899). Während Lorenz nur auf die Lyrik des Dichters Bezug nahm, schöpft die obige Studie aus Liliencrons „Sämtlichen Werken" (Schuster & Löffler, Berlin, Bd. 1—14).

Kriegsschilderung gab es bereits, und dennoch fand Liliencron eine völlig neue und eigene Tonart.

Einmal schildert er die Dinge genau so, wie er sie als Leutnant und Hauptmann erlebt hat. Er ist der verantwortliche Führer seiner Leute, aber jeder weitere Ueberblick fehlt ihm doch, und er verschmäht es, für seine Erzählungen zu verwerten, was ihm etwa durch spätere Studien klar geworden. Er gibt mit skrupulöser Wahrhaftigkeit nur das, was er in jenen Stunden selber gesehen, selber gefühlt hat. So berichtet er einmal, wie er „allein ist in der großen Schlacht", wie er nicht weiß, wo er sich mit seiner Kompagnie befindet, wie er das Vorrücken des Heeres eigentlich nur ahnt. Wie ihm dann „ein hurtiger Wind" einigen Ueberblick schenkt. „Ich sehe zu meinem Erstaunen, daß ich ganz vorne bin."

Mit der gleichen Aufrichtigkeit zeichnet er alles Grausige, was er im Kriege gesehen hat. Eine Batterie erhält den Befehl, eiligst auf einem bestimmten Hügel Stellung zu nehmen; ihr Weg führt durch eine enge Schlucht, in der Tote und Verwundete liegen. Ueber deren Körper hinweg sollen die Geschütze. Der Führer stutzt, es scheint ihm unmöglich. Aber der Oberbefehlshaber läßt durch einen Adjutanten zur größten Eile mahnen. „Keine Sekunde Zeit war mehr zu verlieren . . . Nicht umseh'n, nicht umseh'n! . . . Bald hoch in der Luft, bald niedrig kreisende, kreischende Räder, schräg und schief liegende Rohre und Achsen, sich unter dem Rad drehende Tote und Verwundete, der Kantschu in fortwährender Bewegung auf den Pferderücken, Wut, Verzweiflung, Fluchen, Singen, Schreien . . . Nun fuhr die Batterie auf dem Hügel auf, Haare, Gehirn, Blut, Eingeweide, Uniformstücke in den Speichen." Liliencron hat vorher erklärt, daß es sich um etwas „Grausenhaftes" handelte. Jetzt, nach der Beschreibung des Fürchterlichen, läßt er jeden Ausdruck des Entsetzens, der Klage oder des Mitleids beiseite. Sofort erzählt er von jener Batterie weiter: „In wundervoller Präzision fuhr sie auf. Abgeprotzt. Geladen. Richten. Und: „Erstes Geschütz — Feuer!"" Die gleiche stählerne Ruhe, die gleiche Sachlichkeit und greifbarste Deutlichkeit waltet in allen Schreckensschilderungen, an denen das Buch naturgemäß sehr reich ist. Der Leser vergißt sozusagen, daß er mit Lesen beschäftigt ist, er glaubt vor einem Gemälde zu stehen.

Da liegt etwa im „Garten des Todes", dem Garten eines heißumkämpften Landhauses, ein Turko mit klaffendem schwarzem Schädel, auf Knie und Hände gestemmt. Daneben Tote, die Hand

am Herzen oder mit vorgestreckten Armen, mit verkrümmten Fingern, mit verzerrten Gesichtern, verstümmelt von Sprenggeschossen. . . Ein Hauptmann, dessen Brust eine Granate zerschmetterte, hat im Fallen einige Lilien mit allen Wurzeln ausgerissen und hält sie noch fest. Ein Feldgeistlicher ist über den Sterbenden gefallen, dem er Trost zusprechen wollte; „noch umkrampft der Gottesmann ein kleines elfenbeinernes Kruzifix". Dicht daneben ruht ein Arzt; der ist unverwundet, nur ohnmächtig geworden von der allzugroßen Anstrengung; in seinen Fingern hängt eine Leinenbinde . . . . . Nun kommt man aber — und das ist so merkwürdig und so anziehend — keinen Augenblick auf den Gedanken, Liliencron könnte etwa durch eine gewisse Herzensroheit zu solcher Ruhe des Schilderns befähigt sein. Er berichtet nur eben von selbstverständlicher Pflichterfüllung und von Schrecknissen, in denen er selber genau so das Leben aufs Spiel gesetzt hat wie alle diese Toten und Verwundeten. Besonderes Klagen oder Rühmen würde hier nur Mitleid mit dem eigenen Ich und Eigenlob bedeuten. Und ferner ist ihm diese Pflicht nichts Lästiges und Schweres, sondern ebensosehr das Schönste wie das Selbstverständliche. Liliencron macht von seiner Vaterlandsliebe sehr wenig Worte, aber man fühlt sie immer aus jeder Zeile heraus, und sie adelte jede Zeile, die sonst vielleicht in Verdacht kommen könnte, nur das Lob eines wilden Handwerks zu singen. Dabei ist er ganz frei von jedem Chauvinismus. Welche prächtige Figur macht der österreichische Kürassier Teufel oder der sterbende französische Gardekapitän, der sich in einer Herzensangelegenheit vertrauensvoll an den deutschen „Kameraden" wendet.

Bei solcher Auffassung ist es natürlich, daß Liliencron gern auch bei allen guten Seiten des Krieges: Kameradschaftlichkeit, Treue, Opfermut weilt, und weiter, daß er den offensten Sinn für den Humor des Lagerlebens, ja selbst der Schlacht besitzt. Hier nur ein Beispiel für viele. Unmittelbar nachdem er das Auffahren jener Batterie geschildert hat, berichtet er von einem Meldenden, der an den Oberbefehlshaber heranjagt. „Sein Pferd war durchaus fertig, es konnte nicht mehr den Hügel nehmen und brach unten mit seinem Reiter zusammen. Beide überkugelten sich. Aber sofort erhob sich aus dem Knäuel ein junger Jägeroffizier mit einem hübschen schwarzen Schnurrbärtchen, braunen gewellten Haaren, dunkelbraunen Augen und einem durch den Purzelbaum eingetriebenen Tschako. Er stürmte bei uns vorbei, uns lachend zurufend: „Es geht gut, es geht gut!" Auf seinem kurzen Wege zum General hatte er ein paar schneeweiße

Handschuhe hervorgezogen und war bemüht, diese noch an den Fingern zu haben, ehe er oben war. Aber nur der linke hatte seinen Platz erobert. Ebenso lächelnd, wie er bei uns vorbeigekommen war, meldete er dem Oberbefehlshaber, der ihm freundlich die Hand reichte. Dann bestieg er ein ihm von einer Ordonnanz eingefangenes kleines Berberroß und ritt, das letzte Stück von einem kalten Huhn, das in unserm Besitz war, annehmend, lustig wieder von dannen, unterwegs kauend und mit der rechten Faust die Beulen seines abgenommenen, entstellten Tschakos in Ordnung zu bringen suchend. Es schien ihm alles ungeheures Vergnügen zu machen..."

Freilich, wer solche freudigen Töne für seine Kriegsschilderung findet, der muß über Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe hinaus den Krieg selber lieben. Und das tut Liliencron auf genau die gleiche Art als Mann wie als Knabe. Die Ablenkungen und geschichtlichen Belehrungen haben da wenig geändert; er erfreut sich des Kriegshandwerks gewissermaßen als Landsknecht und Condottiere, er liebt das Romantische, das Balladenartige am Krieg. Noch lieber als die Führung seiner Truppe ist ihm ein abenteuerlicher Adjutantenritt. Und welche Wonne erregt ihm ein Befehl, den er während der Belagerung der „großen Festung" erhält: „Um Mitternacht mit drei Unteroffizieren und dreißig Mann den vor unsrer Postenlinie liegenden Hof La Grenouille anzuzünden." Man vergißt stellenweise den blutigen Ernst der Angelegenheit, man vergißt den preußischen Offizier, man glaubt, ein glücklicher Junge berichte von einem köstlichen Räuberspiel. „Los ... Schst ... Katzen auf dem Raubzug ... Kein Geklirr ... Vorsichtig, vorsichtig, langsam schleichend, zuerst lange Zeit in einem Graben, dann längs einer Garteneinfassung, Mann hinter Mann, zuweilen „auf allen Vieren", zuweilen blitzschnell über die Landstraße, Pst, wieder gebückt wie ein Apotheker im Moor, Halt ... Vorwärts ... Was war das? Langer Halt. War nichts ... wieder weiter ... „Nach rückwärts geben, leise: Meier soll nicht so prusten" ... Weiter ... Pst ... Halt ..."

„Wie ein Apotheker im Moor". Dieser Vergleich geht über die militärische, wohl auch über die landsknechtsartige Schilderung hinaus; er zeigt, daß hier neben dem Krieger ein Dichter das Wort führt. Ich meine, ein rein militärischer Schilderer würde eben nur das Militärische des Vorganges festhalten. Ihm bliebe kaum Zeit, auf das malerisch Eigentümliche in der gekrümmten Haltung der Leute zu achten; und selbst wenn sein Blick darauf fiele, so käme

ihm in der Anspannung der augenblicklichen Tätigkeit niemals ein kräutersuchender Apotheker in den Sinn. Und das bildet nun den ganz eigenartigen Reiz der Kriegsnovellen, daß Liliencron mehr sieht als das bloß Militärische, und ferner, daß seine Phantasie sein tatsächliches Handeln begleitet, ja es bisweilen bestimmt. Ein Dragonerregiment reitet während der Schlacht an ihm vorüber. Der Oberst — „ein alter Herr, der den Mund weit offen hielt (der Unterkiefer war in fortwährender wackelnder Bewegung)" — „der alte Oberst mit dem Fledermausgesicht regierte einzig und allein sein Regiment mit dem linken Handschuh. Und nun diese ewigen Schwenkungen und Bewegungen dieser Truppe um uns, vor uns, hinter uns. Wie oft fauchte der alte Oberst bei mir vorbei, immer im gleichen Trab bleibend. Er suchte augenscheinlich eine Stelle, um seine Dragoner zum Angriff zu führen. Mir fiel aus Faust ein: „Es war eine Ratt' im Kellerloch . . . als hätt' sie Lieb' im Leibe". Und während hier die Phantasie das Bild nur über das Militärische hinaus ausmalt, wird sie, wie gesagt, ein andermal für die Handlung bestimmend. Im „Portepeefähnrich Schadius" wird ein Wagenzug mit Liebesgaben, den der Dichter geleitet, von einer Ueberzahl von Franktireurs überfallen. Das Handgemenge nimmt einen bösen Verlauf für die deutschen Soldaten. Es scheint, als hätten sie zwischen Tod und Gefangenschaft zu wählen. „Ein Gedanke schießt mir durch den Kopf: Roland im Tal von Roncesvalles. „Blasen Sie Ruf, Weber". Und die drei kurzen Töne, wie ein Verzweiflungsschrei, verhallen im Walde. „Noch einmal, Weber". Und wieder die drei kurzen Stöße ins Horn . . . Noch einmal soll's erklingen, dann nur noch ein Signal: „Vorwärts" . . . Da dringt's, da singt's in unser Ohr. Wir hören deutlich unser Reitersignal „Galopp", und wieder und wieder . . . Großer Karl, hast Du's vernommen?"

Diese Darstellung ist um nichts ungenauer als etwa der Bericht von der Auffahrt jener Batterie. Und doch wird es hier niemandem einfallen, von einer bloß militärischen Schilderung zu sprechen. Es handelt sich ganz offenbar um ein Gedicht in Prosa, um eine Ballade. Und Gedichte in Prosa, Gedichte, in denen sich Realität und Phantasie nicht befehden, vielmehr gegenseitg erhöhen — so möchte ich diese Kriegsnovellen überhaupt nennen. Denn „Novellen" sind sie ebenso wenig wie rein militärische Schilderungen. Weder Novellen im alten Wortsinn (das waren knappe, anekdotische Berichte irgendwelcher auffälligen Begebenheiten), noch in der modernen

Bedeutung, wonach die Novelle die psychologische Durchdringung eines eigenartigen Ereignisses zur Aufgabe hat. Es kommt wohl vor, daß Liliencron an irgend einer Stelle seiner Kriegsbilder auch einmal etwas im üblichen Sinne Novellistisches erzählt, zum Beispiel die Liebesgeschichte des kleinen Schadius; aber solche Nebenzüge sind immer ganz unwesentlich und oft recht trivial. Gedichte in Prosa, Skizzen, Idyllen, Balladen, aneinandergereiht und wohl auch ineinandergeklammert: das sind Liliencrons Kriegsnovellen, und nicht nur diese. Von den vierzehn Bänden der Liliencronschen Werke tragen nur vier den Namen Gedichte. Die übrigen enthalten dem Titel und der äußeren Form nach Novellen, Romane, Dramen und ein Epos, in weisester Selbsterkenntnis „Kunterbuntes Epos" genannt. In Wahrheit sind sie alle genau solche Dichtungen, wie die eben beschriebenen Kriegsnovellen, wobei der Ausdruck „alle" nicht etwa flüchtig hingeschrieben, sondern lange und sorgsam erwogen wurde und wohl kaum eine Uebertreibung enthalten dürfte. Und ich glaube, daß es nicht irgendwelche technische Mängel sind, die den Dichter immer wieder in diese eigenartige Form oder Unform drängen; der Grund scheint mir ein tieferer zu sein: Liliencron, der in gebundener wie ungebundener Lyrik das Höchste leistet, ist (nach meinem Dafürhalten) allem objektiv Psychologischen gegenüber wirklich eher ein Landsknecht als ein Dichter. —

Den gleichen Kriegserlebnissen hat Liliencron in einer Reihe von Gedichten Ausdruck gegeben, die teils in dem Novellenband selber, teils in den Gedichtbänden stehen. Sie sind den Prosaschilderungen eng verschwistert im überwiegenden Guten wie in einigen Mängeln. Im Guten: sie zeichnen sich durch die gleiche Wirklichkeit und Phrasenlosigkeit der Schilderung aus, durch die gleiche Fülle des Sehens, die gleiche Wucht und Schwungkraft, die gleiche Leidenschaftlichkeit der Vaterlandsliebe, der Kriegsbegeisterung und Pflichterfüllung. Im Bösen: wie in den Novellen bisweilen recht nachlässig mit der deutschen Sprache umgesprungen wird — peinliche Häufungen von Partizipialkonstruktionen, doppeldeutige, ja selbst falsche Satzwendungen sind nicht immer vermieden —, so schleichen sich zwischen die wohlklingendsten Verse und Reime gleichfalls bisweilen arge Nachlässigkeiten. Das zu betonen ist keine Pedanterie; denn einmal rächt sich die Form für jede Vernachlässigung, die ihr zuteil wird, indem sie den Leser im reinen Genuß des Inhalts stört, und zum andern kann sich Liliencron selber im Spott über falsche Reime und schlechte Verse nicht genug tun, und ist doch

selbst zuweilen „der Sünde bloß“. Alle Vorzüge der Liliencronschen Kriegslyrik sind wie auf einer Musterkarte in einem herrlichen Gedicht zusammen, das ich hier unverkürzt wiedergeben möchte. (Auch der gelegentliche Mangel ist angedeutet, indem das ohnehin mehr drastische als ästhetische Wort „Anspucken“ durch die volle Betonung der letzten Silbe dem Leser geradezu ins Ohr gehämmert wird.)

Es lebe der Kaiser.

Es war die Zeit um Sonnenuntergang,
Ich kam vom linken Flügel hergejagt.
Granaten heulten, heiß im Mörderdrang,
Hol' euch die Pest, wohin ihr immer schlagt.
Ich flog indessen, das war nichts gewagt,
Unter sich kreuzendem Geschoß inmitten.
Rechts reden unsre Rohre, ungefragt,
Links wollen feindliche sich das verbitten.
Gezänk und Anspucken, ich bin hindurchgeritten.

Plötzlich erkenn' ich einen Johanniter
Am roten Kreuz auf seiner weißen Binde.
Wo kommst du her, du schneidiger Samariter,
Was trieb dich, daß ich hier im Kampf dich finde?
Er aber riß vom Haupt den Hut geschwinde
Und schwang ihn viel, den selt'nen Lüftekreiser,
Und schwang ihn hoch im schwachen Abendwinde
Und rief, vom Reiten angestrengt und heiser:
Gestern ward unser greiser großer König Kaiser.

Und zum Salute donnern die Batterien
Den Kaisergruß, wie niemals er gebracht.
Zweihundertfünfzig heiße Munde schrien
Den Gruß hinaus mit aller Atemmacht.
Scheu schielt aus gelbgesäumter Wolkennacht
Zum erstenmal die weiße Wintersonne,
Und schwefelfarben leuchtete die Schlacht
Bis auf die fernst marschierende Kolonne,
Daß hoch mein jung Soldatenherze schlug in Wonne.

Tot lag vor mir ein Garde mobile du Nord
Es scharrt mein Fuchs und blies ihm in die Haare.
Da klang ein Ton herüber an mein Ohr,
Den Höllenlärm durchstieß der Ton, der klare.
Nüchtern, nicht wie die schmetternde Fanfare,
Klang her das Horn von jenen Musketieren,
Daß dir, mein Vaterland, es Gott bewahre,
Das Infanterie-Signal zum Avancieren.
Dann bist du sicher vor Franzosen und Baschkiren.

Zum Sturm, zum Sturm! Die Hörner schreien! Drauf!
Es sprang mein Degen zischend aus dem Gatter.
Und rechts und links, wo nur ein Flintenlauf,
Ich riß ihn mit ins feindliche Geknatter.
Lerman, Lerman! Durch Blut, Gewehrgeschnatter,
Durch Schutt und Qualm! Schon flieh'n die Kugelspritzen.
Der Wolf brach ein, und matter wird und matter
Der Widerstand, wo seine Zähne blitzen.
Und Siegesband umflattert unsre Fahnenspitzen.

* * *

II.

Nach jenem römischen Diktator, der vom Pfluge weg zum höchsten Staatsamt berufen wurde und nach getaner Arbeit zum Pfluge zurückkehrte, betitelt Liliencron einen lyrischen Monolog „Cincinnatus".

Frei will ich sein.
Meinen Jungen im Arm, in der Faust den Pflug
Und ein fröhlich Herz, das ist genug.

So lautet Anfang, Mitte und Ende dieser Strophen. Cincinatus will frei sein von allen Fesseln, allen „Sklavenarbeiten" und „Rücksichtslosigkeiten", die der Dienst notwendig im Gefolge hat. Er will auch frei sein oder zum mindesten sich immer wieder mit kräftiger Willensanstrengung frei machen von all den Leiden, die „der Geier des Ehrgeizes" verursacht. Als freier Bauer für seine Scholle, für seinen Sohn zu sorgen: das ist sein Stolz, seine Ausfüllung. Freilich:

. . ruft mich der Kaiser in Not und Gefahr,
Ich entstürze dem Haus mit gesträubtem Haar,
Bin um ihn, wenn er von Feinden umdrängt,
Bis wieder die Streitaxt am Nagel hängt.

Danach aber will der tapfere Bauer in seinen bescheidenen Wirkungskreis zurückkehren.

Die schönen Verse drücken mehr Liliencrons Mannesideal aus, als sein eigenes Wesen. Ihm ist diese stolz bescheidene Ruhe nicht gegeben; er hat Abenteurerblut in den Adern. Er gibt den Dienst auf, um frei zu werden: aber als er nach einigen anderen fehlgeschlagenen Versuchen einen Verwaltungsposten in seiner ländlichen Heimat findet, der ihn offenbar weder sonderlich knechtet, noch in allzu bureaukratische Tätigkeit hineinzwingt, da ist er mit dieser friedlichen Ruhe durchaus nicht zufrieden. Er sehnt sich ins Wilde, ins Abenteuerliche hinaus.

O wär' es doch! Hinaus in dunkle Wälder,
In denen die Novemberwetter fegen.
Der Keiler kracht, Schaum flockt ihm vom Gebreche,
Aus schwarzem Tannenharnisch mir entgegen.
O wär' es doch!

O wär' es doch! Im Raubschiff der Korsaren,
Vorn halt' ich Wache durch die Abendwellen.
Klar zum Gefecht, die Enterhaken schielen,
Und lauernd kauern meine Mordgesellen.
O wär' es doch!

O wär' es doch! Ich säß' auf nassem Gaule,
In meiner Rechten schwäng' ich hoch die Fahne,
Daß ich, buhlt' auch die Kugel schon im Herzen,
Dem Vaterlande Siegesgassen bahne.
O wär' es doch!

Der Dichter fühlt sich unausgefüllt in seinem friedlichen Beruf. Er kann nicht immer von Kriegserinnerungen zehren, und seine Vaterlandsliebe ist ihm etwas viel zu Selbstverständliches, als daß sie ihm jederzeit die nötige Gefühlserhöhung schaffen könnte. Zwar, bei großen Anlässen begeistert sie ihn natürlich auch im Frieden. So findet er etwa im „Stapellauf" wundervolle Worte für die bedeutende Tat des dritten Kaisers:

Deutscher Kaiser, Wilhelm der Zweite,
Der du als Erster dein Volk gewandt
Auf des Ozeans Weite und Breite,
Daß es die Fernen enger umspannt.
Sei dir gedankt dein entschlossener Wille,
Der in Lärm wie Gedankenstille
Die Völker verfriedet von Land zu Land.

Sich aber im übrigen etwa mit Politik zu befassen, kommt Liliencron nicht in den Sinn. Es wäre deshalb auch ganz verfehlt, wollte man ihn zu irgend einer politischen Partei rechnen, ihn vielleicht konservativ nennen. Er kümmert sich nicht im geringsten, nicht in Prosa, nicht in Versen um die politischen Zeitkämpfe; nur daß er mit vollkommener Selbstverständlichkeit in jedem Feind seines Kaisers auch den eigenen Gegner sieht.

Fehlt es seiner Vaterlandsliebe bei seinem gänzlich unpolitischen Sinn in Friedenszeiten an Betätigung, so fühlt er sich in seinen dichterischen und literarischen Bestrebungen von „Philisterseelen" eingeengt und unverstanden. Davon wird noch des längeren zu reden sein, da es von großem Einfluß auf viele Schöpfungen des Dichters

wurde. Trieb es ihn doch einer literarischen Partei in die Arme, mit der er im Grunde genommen nichts zu tun hatte.

In seiner Einsamkeit und dem Unbehagen allzu ruhigen Lebens gibt sich Liliencron etwas verbittert und wohl auch ein klein wenig wehmütig an die stille Natur seiner Heimat hin. Mit Beschreibungen von Wald und Sumpf und Haide und Küstenlandschaft füllt er manche seiner Novellen; auch in den Gedichten finden sich schöne Naturbilder. Sehr charakteristisch für die Stimmung dieses Naturverehrers ist der „tägliche Spaziergang“:

Nur ein paar Birken, Einsamkeit und Leere,
Ein Sumpf, geheimnisvoll, ein Fleckchen Haide,
Der Kiebitz gibt mir im April die Ehre,
Im Winter Raben, Rauch und Reifgeschmeide
Und niemals Menschen, keine Grande Misère,
Nichts, nichts von unsrem ewigen Seelenleide.
Ich bin allein. Was einzig ich begehre?
Grast ihr für euch und laßt mir meine Weide.

Es hat bisweilen fast den Anschein, als halte Liliencron solche doch immerhin ein wenig sentimentalische Naturbetrachtung und -liebe für unmännlich. Dann schiebt er eilig seine Jagdleidenschaft vor. Merkwürdig: er spricht sehr viel von dieser Jagdleidenschaft, er läßt kaum je das Gewehr zu Hause, nennt die meisten seiner Streifereien Jagdgänge — und doch erzählt er fast nie von der eigentlichen Ausübung der Jagd, vom Nachstellen und Abschießen. Die Betrachtung der Landschaft, der Tiere und — schließlich auch der Menschen ist ihm die Hauptsache. Dabei sieht er die Menschen nicht sehr viel anders als Landschaft und Tiere. Er beobachtet sie, lernt ihre Redeweise, ihre Wohnungen, ihre Wirtshäuser kennen; irgendwie in ihr Seelenleben einzudringen, ist nicht seine Sache. Von solchen anziehenden — nur, was die Menschen anbelangt, nicht sehr tiefgreifenden — Schilderungen, wie sie sich häufig in den Novellenbänden „Roggen und Weizen“, „Könige und Bauern“, „Aus Marsch und Geest“ finden, auch einen guten Teil des Romans „Breide Hummelsbüttel“ bestreiten, geben die folgenden Zeilen (aus „Märztage auf dem Lande“) einen deutlichen Begriff. „Heute war Frühling, heute war Leben. Ueber den sumpfigen Wiesen schossen die Kiebitze mit ihren runden, breiten Flügeln und schrien wie toll: Kui-witt! Scharen von kleinen Vögeln, in Völkern von zwanzig bis dreißig Stück, flogen mit Gezwitscher, die Flügel im Fluge scharf und schnell ansaugend, über die Hecken. Die Goldammern sangen

ihr: „never, never, never, never, more". Hinter den Knicks riefen die Pflüger und Egger ihren Pferden zu. Kurz vorm Dorfe sah ich in der Ferne, wie eine Frau emsig auf einen vor ihr liegenden Knaben, der lautlos sich in sich selbst geknäuelt hatte, schlug. Als ich zur Stelle war, sagte ich: „Nu ist't nog Moder. Wat hett he denn dahn?" „He schull mit Vaddern Kaffe drinken, und dat wull he nich." Die noch immer scheltende Mutter und der trotzig ihr zur Seite gehende Flachskopf entfernten sich . . ."

Solche Genrebilder (natürlich auch größeren Maßstabes), in denen er die Menschen seiner Heimat als derb oder roh, als tüchtig und verschlossen, zumeist als nüchtern, in seltenen Fällen auch als phantastisch-tiefsinnig, ja zu religiösem Wahn neigend schildert, solche Einzelbilder gelingen dem Dichter vorzüglich; dagegen stößt man wohl niemals auf eine wirkliche psychologisch durchgeführte Erzählung. Ganz ebenso verhält es sich, wenn Liliencron statt der Bauern den gutsbesitzenden Adel seiner Heimat beschreibt, sich über seine Nüchternheit erbost, über seine kernige Tüchtigkeit freut. Da werden etwa in „Breide Hummelsbüttel" die einfachsten Typen aufgestellt: der leichtfertig Offenherzige, der Schleicher, der allzu Orthodoxe, dessen Frömmigkeit unvermittelt in religiösen Wahnsinn übergeht. Liliencron ist in allem Psychologischen durchaus unoriginell, oder richtiger: Die Psychologie ist nicht sein Handwerk; er versteht nichts davon.

Und das ist auch der Grund, warum er an Einsamkeit und Unausgefülltheit leidet. Denn wer in Menschenseelen lesen kann, der hat in keiner Umgebung Mangel an Ausfüllung, der braucht nicht romantische Abenteuer, um das Leben erträglich zu finden. Und vor allem: der würde nicht über Einsamkeit und mangelnde Romantik klagen, wenn er soviel von Frauenliebe zu sagen wüßte, wie Detlev von Liliencron.

Und sie hieß Fite . . . Kleines liebes Tier,
Wo kommst du jetzt nach dreißig Jahren her,
Und gerade du aus aller Frauenzier,
Und gerade du aus jenem Blütenmeer,
Das ich durchschwamm als loser Kavalier
Mit leichtem Sinn und glühendem Begehr.
Was willst du? Noch einmal dein Köpfchen lehnen
An meine Brust? Ich soll mich nach dir sehnen?

Diese Strophe aus dem seinem Dichter natürlichsten und deshalb bestgelungenen „Poggfred"-Abschnitt ist so ungemein charakte-

ristisch für Liliencrons Liebesgeschichten. „Und sie hieß Fite.“ Manchmal heißt das kleine liebe Tier auch Katherl oder noch anders; manchmal ist es kein „kleines Tier“, sondern eine Dame, bisweilen aus der großen Welt, bisweilen aus der Halbwelt. Ihr Stand, ihr Kostüm, ihre Schönheit wechseln von Fall zu Fall, ebenso ihr Seelentypus. Bald hat sie eine Gretchennatur, bald ist sie berechnend, bald „dämonisch“, bald gleichmütig, bald eifersüchtig veranlagt. Und dennoch, trotz aller Verschiedenheiten, enthält die Fitestrophe das all diesen Liliencronschen Frauengestalten Gemeinsame und Wesentliche. Das sind alles nicht Menschen von bedeutendem Eigenleben, es sind nur, möchte ich sagen, Kriegsobjekte, bunte Punkte, momentane Erregungen im Dasein des Dichters. Ueber die Stunde der Leidenschaft hinaus weiß er mit ihnen nichts anzufangen, er langweilt sich bei ihnen, weil ihm ihr Seelenleben verschlossen bleibt, weil dieser ganz einseitig kraftvollen Kriegsnatur alle andersgeartete Menschlichkeit fremd und uninteressant ist. Deshalb kann Liliencron nur an immer wechselnden Gestalten die Augenblicke der Leidenschaft, des Kriegsartigen in der Liebe schildern, deshalb findet er so gar kein Verhältnis zur Ehe, die doch eben ein freundschaftliches Zusammenschreiten von Mann und Frau auch in unleidenschaftlichen Stunden erfordert. Gewiß, er schildert auch wohl eine glückliche Ehe, er weiß von Ehefrauen zu erzählen, die an Geist und Herzen gleich hoch stehen — aber immer ist in solchen Erzählungen ein Tröpfchen Mitleid für den Ehemann zu finden, der nun doch die Freiheit der Jugend eingebüßt hat und sein häusliches Glück, Frieden, Reinheit, Gemütlichkeit mit mehr oder weniger Langerweile bezahlen muß. In dem Gedicht „Verstoßen“ erzählt er, wie „ein liebes, gutes, vergnügtes Ding“ eine Weile seine Gefährtin gewesen.

Doch plötzlich, wer wagt unser Herz zu kennen,
Ward sie mir lästig, ich mußte mich trennen.
— — — — — — — — — — —
Zuweilen, die grausam ich von mir stieß,
Die undankbar ich von mir ließ,
Steht nachts sie vor mir, lächelnd, fahl —
Das Leben, äh was, macht uns alle brutal.

Sieht man diese „Wer wagt unser Herz zu kennen?“-Brutalität ein wenig genauer an, so stößt man weniger auf einen Herzensmangel als auf die ausgeprägteste Einseitigkeit des Geistes. Detlev von Liliencron ist als Mensch und Dichter immer und einzig

ein Krieger und Abenteurer, der nur den kriegerischen Regungen der eigenen Seele nachgeht, am Eindringen in fremdes Seelenleben aber keinen Geschmack findet.

* * *

III.

In einer seiner Novellen (um die Bezeichnung des Dichters, obschon sie, wie gesagt, unzutreffend ist, beizubehalten), in der „Mergelgrube“, reiht Liliencron die Gedanken und Stimmungen eines Mannes aneinander, der an der engen Oede seines Daseins zugrunde geht. Sicherlich hat Liliencron hier einen wesentlichen Teil seines eigenen Seelenlebens zum Ausdruck gebracht. Aber im Gegensatz zu jenem Verzweifelnden hat der Dichter für seine eigene Person einen herrlichen Trost. Er kann die Nüchternheit der alltäglichen Gegenwart vergessen, indem er sich in alte bunte und kriegerische Chroniken vergräbt. Und es bleibt nicht bei diesem Sichvergraben. Indem Liliencron die alten Berichte nicht nur liest, sondern mit den Augen eines Malers betrachtet, indem er sich durch die eigene Kampf- und Abenteuersehnsucht in die Seelen der alten Kämpfer hineinversetzt, formt er die tote Vergangenheit zu machtvollsten unmittelbar lebendig wirkenden Balladen. Denn das ist ja wohl das eigentümliche Wesen der Ballade, daß sie Objektiv-Episches mit subjektiv-lyrischem Empfinden durchtränkt. Man könnte hiergegen einwenden, die Erklärung, die soeben von der Ballade gegeben wurde, passe ganz genau auch auf das Drama. Und dieser Meinung durfte wohl Liliencron gewesen sein, als er sich durch sein Balladengenie zu gleich getönter Dramendichtung verleiten ließ. Wobei er aber den einen so ganz wesentlichen Unterschied übersah: daß nämlich die Ballade nur den von persönlicher Empfindung leidenschaftlich erhöhten Bericht einer Tat, eines Vorgangs zum Thema hat, während das Drama durchaus die psychologische Entwicklung der Ereignisse fordert.

So naturwüchsig die Balladenkunst des Dichters auch ist, so hat sie sich selbstverständlich dennoch an großen Vorbildern geschult. Darüber gibt Liliencron in dem Gedicht „Verbannt“ ebenso ausführliche wie bezeichnende Auskunft.

> . . . Platens Balladen sind zwar sehr honette,
> Doch ohne Funkelfeuer, Kolorit.
> Bei Bürger, Strachwitz, Uhland, Dahn, Fontane,
> Wie scheint und schimmert die Balladenfahne!

Platen wird also in dieser Hinsicht trotz einer vorausgeschickten Würdigung seiner „Prachtsonette" höflich abgelehnt. Für klassische Unleidenschaftlichkeit der Form kann sich Liliencron im Punkt der Balladendichtung nicht erwärmen. Von den übrigen Meistern steht ihm offenbar der standes- und geistesverwandte Strachwitz am nächsten, so nahe, daß einige (wohl sehr frühzeitig entstandene) Liliencronsche Stücke — „Die Kapelle zum finsteren Stern", „König Abels Tod" u.s.w. — fast wie Nachahmungen der wenigen vollendeten Poesien wirken, die dem blutjung verstorbenen Strachwitz einzig zu schaffen vergönnt waren.

Während aber Liliencrons Vorbilder ihre Balladen immer in Vers und Reim kleiden, handhabt er selber, gerade wie auf dem Kriegsgebiet, auch hier die Form des Gedichtes in Prosa neben der eigentlichen rhythmischen Ballade. Daß es nicht übertreibende Willkür von meiner Seite ist, wenn ich solche Schilderungen schlankweg „Balladen" nenne, mag ein Beispiel von vielen beweisen. In den „Dithmarschen" wird vor allem die Schlacht bei Henningstedt (1500) geschildert, wo, auf eine Schanze gestützt und vom Sumpfboden begünstigt, dreihundert Bauern den dänischen König und den holsteinischen Adel, die, dreißigtausend an Zahl, zur Unterjochung des störrischen Völkchens ausgezogen waren, blutig besiegten. Die Hauptarbeit ist getan; da heißt es weiter: „Es ist alles ein Schlamm, aus Blut, Schweiß, Schmutz, Knochen, Schnee, Regen, Lehm gemengt. Die Dithmarschen würgen nur noch . . . was ihre eisennägelbeschlagenen Schuhe nicht tottreten, erwürgen sie mit den umklammernden Fäusten. Die schleswig-holsteinische Ritterschaft ist erstickt, ertrunken. Die schöne Telsche ist unter den Würgern. Rechts hält sie noch das kurze Schwert, links das Banner. Nun steht sie über dem jungen Pagen Gosche (Gottfried) Doberstorff, dem das blonde Gelock schon klebt im Blut und Schlamm. Seine Augen schauen entsetzt in die ihren. Aber Telsche kennt heute kein Erbarmen; sie hat ewige Keuschheit geschworen. Das Schwert wegwerfend, reißt sie ihm das samtne Wams vom Halse und stößt mit wuchtigstem Stoße die weißseidene Fahne mit dem Muttergottesbilde dem Knaben durch die Brust, daß sie, flatternd, feststeht wie in einer Mauer. Die Beute des Sieges ist unermeßlich. Die goldenen Halsketten der Adligen legen die Dithmarschen ihren Hofhunden an. Den eroberten Dannebrog hängen sie in der Kirche zu Wöhrden zu ewigem Gedächtnis auf."

Dänische, holsteinische, friesische — überhaupt nordische Königs-

und Adels- und Bauernkämpfe bilden die liebsten Stoffe des Dichters. Dabei ergreift er nicht eigentlich Partei. Wo ein Ländchen sein Deutschtum wahrt, da steht Liliencron auf seiner Seite; aber wenn ein Dänenkönig mit besonderer Tapferkeit oder Umsicht auf Gebietserweiterung ausgeht, so ist ihm der Dichter durchaus nicht gram. Für die Dithmarschen als glücklichere Thermopylenkämpfer begeistert er sich glühend, aber der herrschsüchtige schleswig-holsteinische Adel führt viel zu gute Klingen, als daß Liliencron ihn nicht bewundern müßte. Im allgemeinen ist der Dichter keinem Manne abgeneigt, der mit tapferem Mut dreinzuschlagen weiß. Er braucht das Schwert nicht einmal für eine hervorragend gute Sache zu führen, um Liliencrons Liebe zu gewinnen; die wird auch einem verwegenen Seeräuber oder mutigen Wegelagerer zuteil. Manchmal ist es, als lache der Dichter sich selber aus wegen seiner so ganz grenzenlosen Liebe zum Fehdehandwerk. So etwa in der reizenden Parodie der eigenen Balladen: „König Ragnar Lodbrog", die die Laufbahn und das tragische Ende eines argen Seeräubers mit prächtigem Humor schildert.

> Das war der König Ragnar,
> Der lebte fromm und frei.
> Er trug gepichte Hosen
> Wie seine Leichtmatrosen,
> Die rochen nicht wie Rosen,
> Das war ihm einerlei . . . .

(Freilich wollte der Dichter durch solche ausgelassenen Verse auch wohl alle die in Entsetzen jagen, die von einem lyrischen Gedicht andere Reime auf „Rosen" erwarten als die hier gebotenen.)

Es braucht wohl kaum des längeren betont zu werden, daß ein Dichter, der so für jede männliche Tat begeistert ist, nicht mit einseitiger Liebe an einem einzigen Stande hängt. Adelsvorurteile kennt Liliencron nicht, und diese größere Weitherzigkeit ist es wohl auch, die den späteren Balladendichter über seinen nichts als adligen Vorgänger Strachwitz hinaushebt. Der Schlacht bei Hemmingstedt hängt Liliencron eine merkwürdige Liste aus einer Chronik an. Sie zählt die Namen der gefallenen Adligen auf unter Beifügung charakteristischer Nebenbemerkungen. Hierzu meint Liliencron spöttisch: „Freilich, freilich, die so gern gelesenen und auch sonst so beliebten Worte: „Rittergutsbesitzer" und „von" kannte jene Zeit noch nicht. Schade, schade." Mehr aber als diese Glosse, viel mehr auch als die Verherrlichung einer Bauernschlacht will es für den weiten, jeder

Heldentat zugänglichen Sinn des Dichters besagen, daß er seine zwei schönsten Balladen sehr niedrig gestellten einzelnen Männern widmete, die durch keinen glänzenden Sieg zu irgendwelchem Ruhm gelangten.

Das eine dieser Gedichte, wohl das bekannteste unter allen Liliencronschen, ist „Pidder Lüng". Pidder Lüng ist ein Fischer auf Sylt, der dem harten Amtmann von Tondern, Henning Pagrisch, „Zins und Gült" verweigert, auf den alten Inselspruch pochend: „Lewer duad üs Slaav". Der Amtmann, der mit Truppenmacht herübergekommen ist, findet den Fischer beim Mittagessen und höhnt ihn mit spöttischer Verbeugung:

— — — — „Ihr erlaubt,
Daß wir euch stören bei euerm Essen,
Bringt hurtig den Zehnten, den ihr vergessen,
Und euer Spruch ist ein Dreck:
Lewer duad üs Slaav.

Pidder Lüng gibt trotzige Antwort, der „Tyrann" gerät in wilde Wut,

Und er speit in den dampfenden Kohl hinein:
Nun geh an deinen Trog, du Schwein! . . . .
Einen einzigen Sprung hat Pidder getan,
Er schleppt an den Napf den Amtmann heran,
Und taucht ihm den Kopf ein und läßt ihn nicht frei,
Bis der Ritter erstickt ist im glühheißen Brei,
Die Fäuste dann lassend vom furchtbaren Gittern,
Brüllt er, die Türen und Wände zittern,
Das stolzeste Wort:
Lewer duad üs Slaav.

Es folgt eine einzige knappe Strophe, die von dem „höllischen Gruß der Häscher" berichtet, und wie Pidder Lüng im Sterben noch einmal „sein Herrenwort" ruft.

Auf gleicher Höhe steht die von grimmigem Humor erfüllte Ballade „Der Brand von Altona", die den „bravsten Mann", den Schmied Jan Klünder, der Vergessenheit entreißt.

Jan Klünder? Wo liegt seine Gruft, sein Stein?
Und wo hängt sein Kranz im Lorbeerhain?

Graf Stenbock, der schwedische Marschall, beschließt im Januar 1713, Altona in Brand zu stecken, um die Einäscherung Stades durch die Dänen zu rächen. Das Volk bietet ihm reiches Lösegeld, er verlangt aber mehr, eine unerschwingliche Summe. Der Magistrat verliert den Kopf und flieht nach Hamburg „mit weniger Würde als Eile."

Nur den geistlichen Herren sinkt nicht das Herz,
Sie stehn mit gläubigem Trutze,
Und stehn wie geschmiedete Klammern von Erz,
Freimütig, in Christi Schutze.
Und der älteste ruft bebend aus:
Einst wird dir dafür das Höllenhaus.
Der Graf lacht: Maul halten, Salbader,
Sonst laß' ich euch jetzt schon zur Ader.

Da tritt das schönste Mädchen der Stadt
Vor den Kriegsgott und fällt ihm zu Füßen!
Nimm mich, ich bin noch ein Lilienblatt,
Und laß es die andern nicht büßen.
Mars beschielt hämisch den Venusstern:
Mein Fräulein, ich bin kein Holofern.
Weg! sag' ich, in zwei Minuten!
Oder Profoß und Knuten!

So beginnt denn am Abend das Brennen und Plündern und Morden. Wie gewaltig Liliencron solche Vorgänge zu schildern weiß, das entnimmt der Leser dieser Studie wohl aus ähnlichen vorher mitgeteilten Stellen. Die Schweden wüten lange Zeit ungehindert, niemand denkt an Widerstand. Dann aber finden sie doch endlich einen Weg verlegt:

Jan Klünder, der Schmied, steht vor seinem Haus,
In der Faust den mächtigen Hammer,
Die Aermel gekrempelt zum wuchtigen Strauß
Für Familie, Werkstatt und Kammer.
Seine vier Gesellen steh'n ebenso
Im Mordio, Wirrwarr, im Lichterloh:
Wir werden die Hundsfötter packen
Und sie auf dem Amboß zerhacken.

Und sie kommen mit Pallasch und Fackeln her,
Die entsetzlichen Nichtsverschoner,
Erst einzeln, dann häufen sich mehr und mehr
Die schwed'schen Mordbrennerdragoner.
Und sie stutzen und keiner will recht vor,
Bis sich ein Goliath höhnisch eindrängt ins Tor,
Und da liegt schon die lange Latte,
Jan schlug ihn tot wie 'ne Ratte.

Ein Kampf folgt, vom praktischen Gesichtspunkt aus betrachtet ein ziemlich nutzloser. Einige Bürger, von Jan Klünders Beispiel befeuert, fassen Mut und setzen sich gleichfalls zur Wehr. Und Jan Klünder „rettet, was er nur retten kann, Kind, Greis, Braut und Matrone“. Die Stadt brennt deshalb natürlich doch herunter, der

Schwede zieht unbehindert ab, der Schmied wird vergessen. Bis ihm Liliencron „Dies Liedel zum Lohne" schreibt. Dies „Liedel", das neben dem Besungenen auch den Sänger so höchlich ehrt als einen gerade empfindenden Menschen, der auf die Tat und die Gesinnung sieht, und nicht auf den Glanz des Namens noch die Größe des Erfolges. Leider scheint es mir so, als sei der „Brand von Altona" weniger bekannt als andere nicht so hervorragende Gedichte Liliencrons, leider fehlt die Ballade auch in der sonst so trefflich zusammengestellten Volksausgabe der Liliencronschen Verse. *) —

Bildet so Kampf und allerhand Gewalttat naturgemäß den wesentlichen Stoff dieser Balladendichtung, so hat doch Liliencron im Balladenstil auch mit großer Kraft von der Liebe gehandelt. Durfte oder mußte er hier doch einzig bei den leidenschaftlichen Hauptmomenten verweilen und von ausführlicheren Entwicklungen und zarteren, verborgeneren Zügen absehen. Sein Meisterstück auf diesem Gebiete dürfte die Novelle „Greggert Meinstorff" sein. Hier war sich Liliencron offenbar selber keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß er trotz Prosa und Novellenbezeichnung eine echte Ballade schrieb; nahm er doch alle Stileigenheiten der gereimten Ballade in diese Prosadichtung hinüber. (Z. B. die kehrreimartige Wiederholung eines Satzes. „Und nun saß die schöne Silk dem allmächtigen Staller gegenüber." Und nach wenigen Zeilen noch einmal: „Und die schöne, blasse, stille Silk saß dem allmächtigen, riesigen, breitschultrigen Staller Greggert Meinstorff gegenüber".) Greggert Meinstorff, der „Staller" (Vizekönig) der friesischen Inseln, lebt in unglücklicher Ehe. Seine Frau liebt ihn heimlich, aber die beiden Menschen unterscheiden sich gar zu sehr in ihrer Wesensart. Der düstere unbefriedigte Mann findet ein heißes Liebesglück bei der schönen Silk, einer Seemannstochter, in deren Adern halb holländisches, halb javanisches Blut fließt. „Ehebruch war und ist bis auf den heutigen Tag bei den Nordfriesen etwas Unerhörtes. Und nun sah die ganze Insel, wußten es die Halligen und das Festland den Eilanden gegenüber, daß der Staller in offenem Ehebruch lebe." Der Regent verliert sein Ansehen, er kann schließlich den Posten nicht mehr halten. Als er sich schon verloren sieht, bereits den König um seinen Abschied gebeten hat, findet er bei einem aussichtslosen Rettungswerk fast freiwilligen Tod. Von hier an drängt sich die ohnehin knapp erzählte Geschichte in beinahe starrer Kargheit zu

*) Anm. Sollte sich diesem Mangel des vielgekauften Buches nicht einmal abhelfen lassen?

einem einzigen Bilde zusammen. Die Leiche Greggert Meinstorffs liegt im hölzernen Sarge vor dem Altar der Kirche. Zu ihm hin „schleppt sich mühsam“ die Geliebte des Toten. „Ihre schwere Stunde ist gekommen. Sie schenkt dem Toten einen Sohn. Aber das Kind, der letzte Meinstorff, stirbt bei der Geburt . . . und auch die Mutter schließt die lieben, treuen Augen für immer . . .“ Gleich darauf tritt vom Küster begleitet, Frau von Meinstorff in die Kirche. „Es ist noch alles dunkel. Ferne brennen die Lichter; die großen Messingleuchter sind blank geputzt . . . Langsam, langsam . . . nun bleibt das Paar stehen . . . wieder einen Schritt vorwärts . . . langsam, langsam . . . Da! Mein Gott! Mein Gott! Ein einziger gellender Schrei klingt durch die schweigenden hohen Hallen. Frau von Meinstorff stieß ihn aus.“ — — Danach wird nur berichtet: „Frau von Meinstorff lebte noch lange Jahre auf dem Gute ihres Bruders. Sie ist bis an ihren Tod verwirrten Sinnes geblieben.“

Schließlich, wenn auch seltener, weiß Liliencron Stoffe aus der Gegenwart, soweit sie elementares Fühlen und leidenschaftliches Handeln bieten, zur Ballade zu gestalten. So erzählt er im „Haidebrand“ von der alten Frau, die der eigene Sohn aus ihrem Häuschen verjagt und ins Armenspittel treibt; da zündet sie ihm das Haus an, daß er mit seinem Weibe darin umkommt. Und erklärt dem Hardesvogt:

Vom Walde sah ich den Feuerschein,
Es lachte mir das Herz.
Den Angstruf hört' ich, das Hilfeschrei'n,
Es lachte mir das Herz.
Und als die Kate zusammenschlug,
Meine Seele zum Himmel ein Amen trug.
Das, Herr, ist meine Geschichte,
Hier stell' ich mich dem Gerichte.

Da sich Liliencron nicht allzugern dem Zwange strenger Technik fügt, so ist es eigentlich verwunderlich, daß sich unter seinen Werken auch einige Dramen, also Dichtungen der schwierigsten Form, finden. Ich habe dies Verwunderliche zu Anfang dieses Abschnittes zu erklären gesucht (womit denn zugleich auch die Rechtfertigung solcher zusammenfassenden Anordnung gegeben ist). Noch einmal: Liliencrons Dramen kann nur gerecht werden, wer sie als sozusagen zerdehnte Balladen betrachtet und also alle Ansprüche auf psychologischen Gehalt, eigentümliche Charaktere von vornherein aufgibt.

Je unbefangener sich diese Stücke als das geben, was sie tatsächlich sind, um so reinere Wirkung tun sie. So ist mir die Tragödie „Knut der Herr“ in ihrer geradlinigen Naivität und Frische die liebste. Da ist der alte, leicht vertrauende, leicht aufbrausende Dänenkönig, da ist sein herrschsüchtiges, rachgieriges junges Weib, das ihn nur geheiratet hat, weil der Mann ihrer Liebe, der Herzog von Schleswig, Knut, eine Andere, Sanftere nahm. Da ist der feige Bösewicht und Ränkespinner Prinz Hinkefuß, da sein edlerer Bruder Magnus, den die Liebe zur Königin Ulvilda erniedrigt und zum Mörder macht an eben jenem Knut, der Siegfriedsgestalt des Dramas. Nirgends findet sich ein irgendwie in irgendeiner Hinsicht neuer Charakter oder neuer Gedanke, aber überall heißes Empfinden, wildes Begehren und Sündigen und natürlich auch kräftiges Dreinschlagen. Und immer wieder trifft man auf überraschend schöne Balladenverse. Da wird etwa erzählt:

Ein ungestümer West trieb zehnmal wohl
Die Segel an die Küste Schwedens wieder,
Bis endlich wir das Ufer Seelands sah'n.
Voran der dicke Wurm, du kennst das Schiff:
Mit seinem goldnen Drachenkopf am Buge.
Der König fuhr es selbst, am Steuer stand er,
Es fest umklammernd und Befehle gebend.
Das Wasser troff von seiner Robbenjacke,
Doch er, begoß ihn eine grobe See,
Rief lachend, wenn der salzige Schleier fiel:
Die Sonne Dänemarks trocknet uns die Bärte ....

Ganz ebenso — nur Namen und Kostüme sind andere — verfährt der Dichter in seinen „Merowingern“. Auch hier Herrschsucht, Rachbegier, blutige Kämpfe, höchstens daß alles etwas südlich leidenschaftlicher gestaltet ist. Größere Ziele, kulturhistorische, schwebten ihm wohl in dem breit ausgeführten fünfaktigen Schauspiel: „Die Rantzow und die Pogwisch“ vor; hier sollte offenbar über Balladenkämpfe und -Liebe hinaus das von Parteiungen zerrissene, zwischen Deutsch und Dänisch schwankende Schleswig-Holstein des fünfzehnten Jahrhunderts gezeichnet werden. Doch kam der Dichter nicht über einige Einzelzüge hinaus. Sehr bezeichnenderweise wußte er mit einer Gestalt, die den „modernen“ Dichtern wahrscheinlich die Hauptsache gewesen wäre, mit Heyno, dem Anführer der aufständischen Leibeigenen, garnichts anzufangen. Ein andermal führte den Dichter sein romantischer Sinn zu den Indianern. In „Pokahontas“ erzählt er die etwas rührsame Geschichte eines innig treuen Indianer-

mädchens und eines im Liliencronschen Sinn „brutalen“ englischen Liebhabers. Anschauliche Kämpfe zwischen Kolonisten und Eingeborenen füllen und schmücken diese Liebesgeschichte. Im Grunde hat Liliencron auch hier nur den Ort, nicht den Sinn gewechselt. Daß auch dieses Stück an kraftvollen Einzelschilderungen reich ist, versteht sich nach dem bisher Gesagten fast von selbst. Trotzdem darf es aber wohl nicht verschleiert werden, daß diese Dramen nicht zu Liliencrons wesentlichen Kunstschöpfungen zählen. Ein Gedicht wie „Der Brand von Altona“ oder „Es lebe der Kaiser“ wiegt wohl den ganzen vierhundert Seiten starken Dramenband der Gesamtausgabe auf.

* * *

IV.

Liliencron hat ein Drama geschrieben — „Der Trifels und Palermo“ heißt es nach seinem deutschen und italienischen Schauplatz und behandelt den Hohenstaufenkaiser Heinrich VI. — das ist nicht auf eine so einfache Formel zu bringen wie die anderen. Aber es ist deshalb nicht besser wie jene, es leidet nur an einer fremden Zutat. Liliencron wollte im Kaiser Heinrich den Abenteurer und Helden größten Maßstabes zeichnen, eine Mischung von Alexander, Borgia, Napoleon. Er läßt ihn „wie im Wahnsinn“ solche Worte sprechen:

Nun vorwärts! Auf! Nach Indien! Nach Osten!
Daß ich die Sonne hemmen kann beim Aufgang,
Wenn ich es will. Das Kreuzheer ist versammelt
Und sticht in See von Brindisi nach Syrien.
(Lächelnd) — Den Schwindel meiner Zeit benutz' ich gut —
Dann nach Jerusalem und dort befehl' ich
Die Völker ganz Europas mir zum Zug,
Zum Zug nach Indien und nach Sonnenaufgang.

Aber es bleibt bei solchen Ausbrüchen. Im übrigen zeigt sich Heinrich VI. als echter Liliencronscher Balladenheld, führt eine gute Klinge und verliebt sich recht heftig und töricht, nicht nur so gleichsam im Nebenamt, wie es etwa Napoleons Art war. Soweit unterscheidet sich das Stück weder im Guten noch im Bösen wesentlich von seinen Geschwistern. Aber Kaiser Heinrich zeichnet sich durch eine Eigentümlichkeit aus: Er ist grausam. Grausam weder aus Politik, noch aus Leidenschaft, noch auch, weil die Sitte seiner Zeit eine grausame ist. Nein, er ist, über die Zeitgewohnheit hinaus, kalt und zwecklos grausam. Das ist ein sehr störender Zug, der

keine Sympathie für den Helden des Dramas aufkommen läßt. Und das ist zugleich ein sehr falscher Zug, der aller Psychologie widerspricht. Ein Genie kann nur aus einem der angegebenen Gründe grausam sein — sonst ist es eben kein Genie, sondern eine widrige, kleine Kreatur. Wie kommt nun Liliencron zu diesem falschen und häßlichen Zug, wo ihm doch selbst alle Grausamkeit so fern liegt? Ich kann mir das nur so erklären: er wollte „individuelle Psychologie", „Renaissancepsychologie", „moderne Psychologie" um jeden Preis geben. Er ließ sich von einer literarischen Richtung beeinflussen, die seinem Wesen ganz fremd ist. Da mußte etwas Verfehltes entstehen, womit natürlich durchaus nicht gesagt ist, daß der beeinflussende Faktor an sich nichts tauge.

Liliencron und die — damals — Modernen; es ist eine seltsame Verbindung. Liliencron war ein reifer Mann, als diese in sehr jungen Jahren standen. Liliencron ist adlig und kaisertreu und selten von sozialen Gedanken geplagt; die Modernen steckten tief in sozialen Fragen und zum großen Teil im Sozialismus. Liliencron verstand und versteht herzlich wenig von Seelenkunde und Philosophie; die Modernen können sich kaum tief genug in beide Gebiete versenken.

Und doch ist es wiederum so erklärlich, daß die Ungleichen zusammenkamen. Liliencron saß in Enge und Einsamkeit und wartete bitter auf den dichterischen Erfolg. Seine Dinge schickten sich nicht in die süßliche Tagesmode, sie waren zu männlich, zu rauh, zu wahrhaftig. Was aber natürlich alles durchaus keine „modernen" dichterischen Eigenschaften sind; ich dächte, sie fänden sich schon in der Bibel und im Homer. Seiner Erbitterung macht der Dichter in vielen Versen Luft, die dem folgenden gleichen:

. . . Doch nur Schund und Tand und Spreu
Für die breite Masse schmieren,
Diese Vorschrift gibt Gewähr,
Nicht zu hungern, nicht zu frieren.

Und nun kommen die „Neuen" und müssen auch gegen die Tagesmode ankämpfen, um sich durchzusetzen. Gleiche Leiden, gleiche Kämpfe wirken verbindend. Die „Neuen" haben die Wahrheit zum Ideal erhoben, und eines ihrer Mittel (aber auch nicht mehr als das) auf dem Wege zur Wahrheit ist der realistische Stil. Ihn finden sie in Liliencrons markigen Schriften und begrüßen den Aelteren daraufhin als Freund, ja als Führer, obschon er mit den wesentlichsten Punkten der modernen Richtung so gar nichts zu tun hat.

Und Liliencron — ist alles andere eher als ein Literarhistoriker. Er spricht sehr viel von Dichtung und Literaturgeschichte und weiß doch so wenig darüber zu sagen. Gewöhnlich empört er sich über unreine Reime (bringt aber auch selbst etliche zustande), ferner über Ausdrücke wie „wallen“, „lispeln“, „Busen“, endlich über das „Dichter-E“ (z. B. „er gehet“). Das ist eigentlich alles. Einmal — da war er den Modernen schon innig verbunden — erklärt er, Schiller sei ihm nicht mehr recht lieb. Der Dichter der Kriegsnovellen und Balladen mag nichts mehr wissen vom Dichter des „Wallenstein“ und des „Tauchers“. Kann das aus eigner Seele kommen, läßt das auf Selbständigkeit des Urteils schließen? — Liliencron also sieht auch seinerseits in den Modernen Kampfbrüder — nur alles Sozialistische lehnt er ganz klar und entschieden ab — und fühlt sich als ihr Gefährte und wohl auch Führer. Er kommt mir dabei vor wie Götz von Berlichingen als Bauerngeneral. Und ganz so wie Götz in dieser Stellung Schaden nahm, so tat es Liliencron in der seinen.

Denn leider wollte er nun nicht bloß Liliencron sein, sondern auch ein moderner Dichter. Also galt es psychologisch und philosophisch zu dichten. Das aber gelang ihm gar nicht gut. Kaiser Heinrich ist nicht sein einziges „modernes“ und verfehltes Werk. Novellen wie „Die Operation“ oder „Das Richtschwert aus Damaskus“ und gar der Roman „Mit dem linken Ellenbogen“ wirken in ihrer gezwungenen und oft schiefen Psychologie, die niemals tief zu greifen vermag, bald dürftig, bald peinlich. Das kann aber wohl Liliencrons Dichterruhm nicht sonderlich schädigen; es hat ja so wenig mit seinem eigentlichen Schaffen, mit seinen kraftstrahlenden Dichtungen zu tun.

Ist die moderne Psychologie zur Spielverderberin in einigen Prosaschriften (und dem angeführten Drama) geworden, so spielt die Philosophie die gleiche peinliche Rolle in dem schon erwähnten ‚Kunterbunten Epos“. „Poggfred“ ist wirklich kunterbunt und läßt sich deshalb nicht mit einem einzigen Urteil abtun. Die Dichtung enthält die frischesten Liebeserinnerungen, die schönsten Kriegsbilder und Balladen, auch viele humorvolle Szenen. Das ist alles wohlgeformt und jugendlich kraftvoll. Von Zeit zu Zeit aber fühlt Liliencron das Bedürfnis, die seinem Freunde Richard Dehmel gewidmete Dichtung in philosophisch-symbolische Höhen zu führen. Und solcher Höhenflug bringt immer nur schöne Bilder und schöne Worte, nie klar erfaßte Gedanken, immer nur verschwimmende wirre

Halbheiten und Rätsel. Ein Zuendedenken, ein Weiterkommen habe ich nirgends gefunden, nicht bei den Sirius-Phantasien, noch bei dem seltsamen Wettrennen, das der Hunger, die Pest, Mazeppa, Ziethen, der Dichter und andere merkwürdige Reiter veranstalten, noch an ähnlichen Stellen. Hieß es danach aber etwa:

Curry und Reis mit Parmesanerkäse!
Gebt mir's am Sterbetag und ich genese —

so entschädigten die anmutigsten Plaudereien oder wuchtigsten Erzählungen für die philosophischen Wirrnisse.

Besser als mit Psychologie und Philosophie findet sich Liliencron mit den sozialen Dingen ab. Er ist trotz vielen Redens von Herrenmoral ein mildherziger Mensch. Wie reizend ist die Stelle im „Mäcen" — ein Werk, das sich Roman nennt und lose Tagebuchnotizen und -Skizzen über Kunst und Leben bringt —, als der Held einem armen Schlucker aus der Not geholfen hat und ihn tags darauf bei einem recht üppigen Mahl im Restaurant trifft. Da versteckt sich der „Mäcen" hinter einer ausgebreiteten Zeitung und verharrt in dieser unbequemen Lage, obschon ihm die Arme lahm werden, bis der andere so recht vergnüglich zu Ende gespeist hat und in verwegener Haltung gegangen ist. Das hat freilich mit der „sozialen Frage" nicht allzuviel zu tun, ist aber doch freundlich in „ausgleichender Gerechtigkeit" gehandelt. Ein paarmal, freilich sehr selten, findet Liliencron auch ernstere soziale Töne, die ihm vom Herzen kommen. (Wie es ihm denn in dieser Hinsicht bestimmt nicht an Herz, nur eben an Interesse fehlt. Ein fehdelustiger Ritter ist ihm lieber als ein notleidender Proletarier.) Das beste unter diesen wenigen Gedichten ist ziemlich irreführend „Hochsommer im Walde" betitelt.

„Kein Mittagessen fünf Tage schon.
Die Heimat so weit, kein Geld und kein Lohn,
Statt Arbeit zu finden, nur Hunger und Not,
Nur wandern und betteln, und kaum ein Stück Brod."

Was biegt der Handwerksbursche in den Wald?
Was läuft ihm über's Gesicht so kalt?
Was sieht er trostlos in den Raum?
Was irrt sein Auge von Baum zu Baum? . . . . .

Nun schildert Liliencron mit großer Anschaulichkeit, wie sich der Verzweifelte im Erlbaum am Waldrande erhängt, wie dann ein Jäger die Leiche findet und der Behörde Anzeige erstattet.

In hellen Glacés ein Herr vom Gericht,
Der prüft, ob kein Raubmord, wie das seine Pflicht.
Sie tragen den Leichnam ins Leichenhaus
Und dann, wo kein Kreuz steht, ins Feld hinaus.

Da niemand zuvor den Toten gesehn,
Erhält er die Nummer Dreihundertundzehn.
Dreihundertundneun schon liegen im Sand,
Wer hat sie geliebt, wer hat sie gekannt?

Gerade durch die trockene, unsentimentalische Art, in der die traurige Geschichte berichtet wird, wirkt sie erschütternd. Aber, wie gesagt, Liliencron behandelt solche Themen viel zu selten, als daß sie für sein Gesamtwerk wesentlich ins Gewicht fallen könnten.

Nur in einer Beziehung — vom realistischen Stil abgesehen — ist Liliencron wirklich modern, und hier hat er den Modernen vieles gegeben und wohl auch manche Anregung von ihnen empfangen: im lustigen Lied, in der Chanson. Die Ballade vom König Ragnar Lodbrog ist das gegebene Vortragsstück für ein Cabaret, und zu den Brettl-Liedern, die Otto Julius Bierbaum 1900 herausgab, steuerte Liliencron die reizendsten Stücke bei („Die Musik kommt", „Beppi", „Bruder Liederlich" rc.).

Im ganzen aber meine ich doch, daß Detlev von Liliencron nichts Innerliches mit der modernen Richtung gemein hat, und daß ihm eine irrtümliche Meinung über diesen Punkt und der Ruhm als Führer der Modernen einigen Schaden zufügten. Ich denke, seine spezifisch modernen Werke werden bald und gründlich vergessen sein, worauf dann der Ruhm des Kriegs- und Balladendichters um so heller strahlen wird. Passende Stücke aus den Kriegsnovellen sowie einzelne Balladen werden hoffentlich bald auch in unsern Schullesebüchern Aufnahme finden.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Wilhelm von Schnehen, Energetische Weltanschauung? Eine kritische Studie. Leipzig, Verlag von Theod. Thomas. VI und 141 Seiten. Preis: 3 Mark.

Die „qualitative Energetik" eines Mach, Helm und Ostwald hat Schule gemacht, das ist nicht zu leugnen. In Büchern, Broschüren und Zeitschriften tut sich gar mancher Autor etwas darauf zugute, Anhänger dieser „modernen" Lehre zu sein. Sie scheint ihnen so erkenntnistheoretisch aufgeklärt, methodisch so einfach und naturphilosophisch so plausibel, so ganz der Zeitströmung entsprechend, welche allen unbequemen metaphysischen Untersuchungen abhold, daß sie sich für wissenschaftlich rückständig hielten, wenn sie dieselbe nicht annähmen und nicht verträten.

Aber so scheint sie nur ihnen. Wer etwas schärfer und tiefer blickt, der sieht gerade das Gegenteil von alledem. Er hat sich bald überzeugt, daß sie sehr unklar, sehr rätselhaft und nichts weniger als hypothesenfrei und metaphysikrein ist. Sie spottet zwar über andere, die im Gebiete des Transzendenten schalteten und walteten, tut aber dasselbe mit Nonchalance. Oder sind das keine Hypothesen, ist das keine Metaphysik, wenn z. B. behauptet wird, es gäbe Energieen — ob bloß bewußtseinsimmanent oder auch -transzendent wird nicht bestimmt gesagt — und zwar gäbe es diese und jene Energieen, z. B. Formenergie, Oberflächenenergie, Volumenergie, Distanzenergie, Bewegungsenergie, thermische, elektrische, magnetische, chemische und strahlende Energie, genauer Energieen; diese Energieen mit ihren unzähligen Unterarten sollen innerlich durchaus voneinander verschieden sein und sich demungeachtet ineinander umwandeln können, denn im Grunde seien sie nur verschiedene Erscheinungsformen e i n e r Energie — was sind das anders als metaphysische Hypothesen und noch dazu widerspruchsvolle? In erkenntnistheoretischer Beziehung schwankt die Energetik haltlos zwischen den Standpunkten des naiven, des transzendentalen, des naiven ins Bewußtsein umgekrempelten Realismus, sowie des illusionistischen Solipsismus hin und her. Aus ihrer Physik sind die „Erklärungen" ausgewiesen; sie beschreibe, messe und berechne nur. Und der energetischen Biologie und Psychologie begegnen wir jedoch zwar in

wieder Erklärungsversuchen, aber was für welchen! Schnehens Buch enthält davon eine Auslese.

Schnehen studiert und kritisiert aufs gewissenhafteste insbesondere die Naturphilosophie Ostwalds, des bekanntesten Hauptvertreters der energetischen Weltanschauung. Auf physikalischem Gebiete prüft er, wie sich Ostwald das Verhältnis von Energie und Materie denkt, auf biologischem dessen Darlegungen über das Verhältnis von Energie und Leben und auf psychologischem die Ansichten Ostwalds über das Verhältnis von Energie, Bewußtsein und Seele, allüberall mit demselben negativen Resultat. In der Physik kommt er zu dem Ergebnis, daß uns die reine Energetik vor lauter zusammenhangslose und darum auch völlig unverständliche Tatsachen stelle. Sie mißachte alle Erklärungen, die die bisherige Physik aus der Atomtheorie und Aetherhypothese gewonnen habe und sei doch völlig außerstande, irgend einen brauchbaren Ersatz zu bieten. Im biologischen Abschnitt seiner Schrift, worin er 1. Ostwalds Betrachtung der „Kennzeichen" und des „Energiehaushalts des Lebens", 2. dessen „darwinistische" Erklärung der Zweckmäßigkeit der Lebenserscheinungen und 3. seinen Hinweis auf allerhand anorganische Analogieen, wie Krystall und Flamme, als vermeintlichen Beweis für die Möglichkeit, auch verwickeltere Lebensvorgänge, z. B. Fortpflanzung, Reizbarkeit und Gedächtnis physiko-chemisch oder energetisch zu erklären, der Reihe nach durchgesprochen, lautet sein Endurteil: einmal, daß Ostwald selber unsere Einsicht in das Wesen des Lebens auch nicht in einem einzigen Punkte ernstlich gefördert habe, und zum andern, daß von dem Uebergange zu einer rein energetischen Betrachtung für die eigentlich entscheidenden Fragen der Biologie auch für die Zukunft nichts zu erhoffen sei. Denn die Begriffe, Methoden und Hilfsmittel der Energetik seien, genau wie die der Mechanik auch, rein physiko-chemischer Art und reichten als solche ihrer Natur nach an das Wesen des Lebens gar nicht heran. Und in der Psychologie, für die Ostwald aushilfsweise eine „Nervenenergie" erfunden, erweist sich Schnehen die energetische Betrachtung, nachdem er sie hin- und hergewendet, den Tatsachen des bewußten Seelenlebens gegenüber nicht nur in der von Ostwald ihr gegebenen, sondern überhaupt in jeder denkbaren Form als durchaus unzulänglich.

Es mag hier nicht unbemerkt bleiben, daß Schnehen mit dieser Verurteilung der energetischen Weltanschauung nicht allein steht; er kann sich in dieser Beziehung auf keinen Geringeren als Eduard von Hartmann stützen, der dieselbe ebenfalls in seinen Büchern betr. „Die Weltanschauung der modernen Physik" und „Das Problem des Lebens" einer Kritik unterzogen hat. Und das tut Schnehen auch, wie er als Anhänger Hartmanns weiterhin anstelle der qualitativen Energetik in der Physik dessen atomistischen Dynamismus, in der Biologie dessen Vitalismus, in der Psychologie dessen Seelenlehre vertritt, ebenso wie in dem erkenntnistheoretischen Teil seiner Schrift dessen transzendentalen Realismus. Und für-

wahr, wenn man zwischen den Weltanschauungen Ostwalds und Hartmanns zu wählen hätte, kein Philosoph, der durch die Schule unserer klassischen Denker hindurchgegangen, könnte, ohne sich als Denker schwer zu kompromittieren, diejenige Ostwalds akzeptieren!

O. D. Chwolson, Zwei Fragen an die Mitglieder des Deutschen Monistenbundes. Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn, Braunschweig 1908. 31 Seiten. Preis: Mark 0,75.

Die aufsehenerregende Schrift Chwolsons „Hegel, Haeckel, Kossuth und das zwölfte Gebot", auf welche auch wir s. Z. an dieser Stelle hingewiesen, und worin er u. a. Haeckel grober physikalischer Irrtümer zeiht, ist, wie nicht anders zu erwarten, von Haeckel nicht unerwidert geblieben. In Heft 1 der „Flugblätter des Deutschen Monistenbundes" erschien alsbald unter dem Titel „Monismus und Naturgesetz" seine Antwort. Hierin wurde Chwolson mit Schmähworten überhäuft, welche in einer wissenschaftlichen Streitschrift zu finden man wahrlich nicht erwarten sollte. Doch schon E. v. Hartmann schrieb vor einer Reihe von Jahren in Bezug auf Haeckel: „Auf sachliche Polemik versteht er sich nicht, wo er in Polemik eintritt, wird sie stets persönlich." Und so wurde denn, wie so mancher andere, auch Chwolson von Haeckel angespieen. Demungeachtet verfaßte Chwolson eine kurze, rein sachlich gehaltene Replik gegen diese Antwort und ersuchte in höflichster Form den Generalsekretär des Deutschen Monistenbundes, Herrn Dr. Heinrich Schmidt in Jena, um Aufnahme derselben in die „Flugblätter". Schmidt ließ sich vor einem Jahre die Entgegnung schicken und seitdem Chwolson gegenüber — weder von der Replik noch von sich etwas hören. Infolgedessen betrachtete sich Chwolson von Schmidt „überlistet" und beschritt nun wieder den Weg der Broschüre, um dieses Verfahren Schmidts sowohl als insbesondere Haeckels Invektiven an den Pranger zu stellen. Dabei läßt er zugleich ein grelles Streiflicht auch auf Schmidts „wissenschaftliche" Unzuverlässigkeit fallen, wie sie z. B. in dessen Abhandlung über „Monismus und Christentum", 1906, S. 28, hinsichtlich seiner Kenntnis der Spektralanalyse deutlich zutage tritt. Schmidt zeigt sich da recht als Schüler seines Meisters.

Wir müssen es uns jedoch versagen, auf den Inhalt der wiederum glänzend verfaßten, geistreichen Schrift Chwolsons näher einzugehen. Nur kurz wollen wir erwähnen, daß der Verfasser die von ihm in Haeckels Pamphlet unterschiedenen „sechs Richtungen", nach der ihn Haeckel zu diskreditieren und kompromittieren versucht, eine nach der anderen einfach grandios als Verleumdung bloßstellt und brandmarkt und dabei einen neuen physikalischen Irrtum Haeckels aufdeckt, der nur bestätigt, daß Chwolson recht hatte, wenn er in seiner ersten Schrift Haeckel das Verständnis der „Energielehre" absprach. Man muß das selber lesen, um sich der vernichtenden Zurückweisung zu erfreuen. Haben schon, wie Haeckel in „Monismus und Naturgesetz" schreibt, „alle Feinde der klaren (!) monistischen

Weltanschauung" — die anderen von Haeckel gegen diese Feinde angewandten Schmeichelnamen lassen wir weg — die erste Streitschrift Chwolsons „mit Jubel begrüßt" und ein wahres „Indianergeheul" (!) über seine „wissenschaftliche Hinrichtung angestimmt", was mögen sie wohl jetzt erst anstimmen? Wir vermuten, sie werden mit Chwolson laut lachen und damit Haeckels Polemik tödlicher Lächerlichkeit preisgeben.

Homburg v. d. Höhe. Anton Korwan.

Kuno Fischer, Gesammelte Aufsätze über David Friedrich Strauß. Heidelberg, 1908. Verlag: Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 144 S.

Als 5. Teil der Philosophischen Schriften Kuno Fischers ist dies Bändchen erschienen. Es wird ebensowohl auf die Anhänger des am 27. Januar d. J. als am 100jährigen Gedenktage seines Geburtstages viel gefeierten Kritikers, wie auf die Verehrer des erst im vorigen Jahre verstorbenen Heidelberger Philosophen nicht geringe Anziehung üben. Jene werden ihre Freude daran haben, zu sehen, wie die Feder eines ihn voll verstehenden Freundes die Vorzüge, welche Strauß als Biograph, Historiker und Kritiker in sich zu organischer Einheit zusammenfaßt, geschildert und die Hauptlinien seines Denkens nachgezeichnet hat; einen besonderen Genuß wird ihnen nebenbei der am Schluß beigegebene köstliche lateinische Brief bereiten, welchen, in Sprache und Stil den epistolae virorum obscurorum nachgebildet, Strauß zur Zeit seiner angelegentlichen Beschäftigung mit Hutten an Kuno Fischer gerichtet hat. Die Schüler Fischers dagegen werden vielleicht mit noch größerer Aufmerksamkeit auf die Kunst des freisinnigen Beurteilers achten, der in seinen Besprechungen selbst die von ihm an Strauß gerühmte Meisterschaft im Ordnen zeigt und dessen Gedankengänge oft durch packende Bilder und drastische Wendungen noch klarer und wirksamer gestaltet.

Die Strauß gewidmeten Aufsätze sind in verschiedenen Zeitschriften zwischen den Jahren 1858 und 1870 veröffentlicht worden, und zwar ohne Nennung des Verfassers, so daß ihre Aufnahme unter Fischers Werke allgemein überraschen wird. Ihre hauptsächlichsten Gegenstände sind Strauß' Arbeiten über Hutten, Reimarus, Voltaire und sein Leben Jesu (Volksausgabe vom Jahre 1864). Der Schwerpunkt des Interesses wird auf den zuletzt genannten Aufsatz fallen. Er bietet dem Kenner des Straußschen Hauptwerkes eigentlich nichts Neues; doch wird ihm der knappe von Fischer gegebene Ueberblick, an dem man nur bemängeln kann, daß Strauß' positive Leistung für die Geschichte Jesu mehr vorausgesetzt als dargestellt wird, vielleicht zu größerer Deutlichkeit als zuvor bringen, daß trotz aller seither gemachten Fortschritte die moderne Evangelienkritik ihr ganzes Abc Strauß verdankt, wie Fischer es selbst schon vorausgesehen hat.

So vermag diese Sammlung denn wirklich bis zu einem gewissen Grade Ersatz zu geben für das von Fischer geplante, aber nicht mehr ausgeführte Unternehmen, ein besonderes Buch einer eingehenden Charakteristik seines Freundes D. F. Strauß zu widmen.

Prof. Dr. Adolf Matthaei.

Theologie.

J. Geffcken: Christliche Apokryphen. (15. Heft der 1. Reihe der Religionsgeschichtlichen Volksbücher, herausgegeben von Fr. Michael Schiele.) Tübingen, 1908. Verlag: J. C. B. Mohr. 55 S.

„Die Stimmungen dieser Zeit, wie reden sie aus den Apokryphen heraus! Hier der Enthusiasmus in jeder Form, mit seiner marktschreierischen Rhetorik, mit dem etwas anmaßenden Siegesbewußtsein des jungen Christentums, das schon die ältesten Heidentempel gefallen sieht, mit seinem Wunderglauben, seinen Prophezeiungen vom Sturze Roms, vom Weltende, mit seinen Höllenbildern, seiner seligen Hoffnung auf das baldige Kommen Christi; dort wieder die Nüchternheit und Einfachheit mit den ernsten Sittengeboten, mit dem stillen, liebevollen Gemeindeleben, dort das weltkluge Bestreben, mit den regierenden Gewalten sich gut zu stellen; hier der Abscheu vor allen heidnischen Sitten, dort wieder Annäherung daran in schwach unterdrücktem Sexualismus — und über all dieses Stimmengewirr hinweg aus weiter Ferne herüberklingend der Silberton eines oder des andern Wortes Christi, jener Erscheinung, die dieses ganzen wundersamen Lebens Ursprung und Quelle ist."

Dies schöne Schlußwort des Verfassers mag hier an den Anfang gerückt werden, weil es besser als die von ihm vorangestellte Einleitung, in welcher der hoffnungslose Versuch einer allumfassenden Definition des Wortes „Apokryphen" unternommen wird, geeignet ist, dem Leser Leselust und Lesefreudigkeit zu verschaffen. In der Tat beleuchtet es vortrefflich die ganze Mannigfaltigkeit und den eigenartigen Reiz des in diesem Hefte behandelten Gebietes. Alle diese Seiten des bunten Bildes, welches die christlichen Apokryphen bieten, werden denn auch wirklich von dem Verfasser berücksichtigt, vielleicht sogar mit zu genau abgewogener Gleichmäßigkeit. Denn wenn für einen nicht fachwissenschaftlich gebildeten Leserkreis, an welchen sich Geffcken vorzugsweise wenden will, der Schwerpunkt des Interesses auf diejenigen Stücke der Apokryphen fällt, welche die neutestamentliche Ueberlieferung in anderes Licht rücken oder unserer Kenntnis frühchristlicher Sitte und Frömmigkeit unmittelbar zugute kommen; so könnte man meinen, daß die „Herrnworte", der Hebräerbrief (dem übrigens m. E. n. in zu weitem Umfange tendenziöse Umgestaltung der älteren evangelischen Berichte zur Last gelegt wird), einige der Apokalypsen und die Apostellehre noch mehr hätten in den Vordergrund treten, dagegen die

in ihrem phantastischen Aufputz recht abstoßenden Apostelgeschichten, deren religionsgeschichtliche Bedeutung eine Inhaltsangabe doch nicht voll erkennen läßt, hätten verkürzt werden dürfen.

Aber wenn auch im einzelnen über das Weniger oder Mehr (auch das von Harnack im Februarheft der Pr. Jahrb. besprochene Evangelienfragment fehlt) gestritten werden kann, so hat man doch alle Ursache, dem Verfasser, dessen selbständige Forschung auf diesem Gebiet den Lesern dieser Jahrbücher schon durch mehrere Aufsätze bekannt geworden ist, für sein kleines Buch dankbar zu sein, das eine weit bequemere Uebersicht ermöglicht, als das umfangreiche, nicht für jedermann zugängliche Henneckesche Werk, und dessen besonderer Vorzug in der lehrreichen Parallele liegt, welche auf Grund ungewöhnlicher Sachkenntnis zwischen dieser christlichen Literatur und den gleichzeitigen Vorstellungskreisen, Bedürfnissen und Stimmungen des Hellenismus gezogen wird.

A. Bertholet, Religionsgeschichtliches Lesebuch (Mitarbeiter: W. Grube, K. Geldner, W. Winternitz, A. Mez). Tübingen, 1908. Verlag: J. C. B. Mohr. 401 S. Preis 6 M. 60 Pf., geb. 8 M.

Sein Unternehmen, Quellen zur Religionsgeschichte in mustergültigen Uebersetzungen zusammenzustellen, sieht der Herausgeber sich veranlaßt in längerer Erörterung gegen Ad. Harnack zu rechtfertigen, dessen Mißbilligung er befürchtet. Auch manche Leser dieser Zeitschrift werden sich erinnern, daß Harnack vor etwa 7 Jahren in einer Friedrich Wilhelm III. gewidmeten Gedächtnisrede (Reden und Aufsätze II S. 161 ff.) seine Stellung zur Religionsgeschichte und zur Frage einer Erweiterung der theologischen Fakultäten zu solchen für allgemeine Religionsgeschichte zum Ausdruck gebracht hat, und daß dieser Absage an die Befürworter einer Nachahmung des Vorganges der Holländer eine Auseinandersetzung mit Rade in der „Christlichen Welt" (Jahrg. 1901, Nr. 47) gefolgt ist. Seine schwerwiegendsten Einwendungen sind bekanntlich, daß wissenschaftliche Erforschung der Religion eines fremden Volkes ohne genaue Kenntnis seiner Sprache, Geschichte und Gesamtkultur unmöglich ist und daß, da niemand alle Sprachen und Literaturen der Welt beherrschen könne, sich die allgemeine Religionsgeschichte eine Aufgabe gestellt habe, die wissenschaftlich unmöglich sei und nur zum Dilettantismus verführe, daß daher die Pflege der Religionskunde am besten auf die philologischen Fachmänner verteilt bliebe, welche in dem Studium einzelner Völker ihre Lebensaufgabe sähen.

Hat Harnack recht, so würde allerdings, weil Uebersetzungen niemals die Originale ersetzen können, das vorliegende Werk die Gefahr des Dilettantismus auf religionsgeschichtlichem Gebiet nur vergrößern. Diesen Bedenken gegenüber macht Bertholet hauptsächlich geltend, daß z. B. der Kunstgeschichte, die sich in ähnlicher Lage befindet, der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit nicht bestritten wird und daß, wer nur in irgend einer fremden

Religion zu Hause sei, damit einen Schlüssel zum Verständnis weiterer religiöser Phänomene gewonnen habe.

Dazu möchte ich noch einige Bemerkungen hinzufügen. Einerlei ob dem Bedürfnis einer tieferen Erfassung des Begriffes der Religion oder der Erschütterung alter Glaubensüberzeugungen entstammend, ist in der Gegenwart das Verlangen nach der Kenntnis fremder Religionen stark und weitverbreitet. Diese aber auf irgend eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen, wird gewiß besser sein, als der Oberflächlichkeit freie Bahn zu lassen, die aus unsicheren oder halbverstandenen Parallelen Kapital schlägt und Parallelen zu Entlehnungen stempelt, und ist das von Harnack beschriebene Ideal der Wissenschaftlichkeit nicht erreichbar, so muß man sich eben mit dem bescheiden, was innerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegt. Und wenn einmal allgemeine Religionsgeschichte notwendig ist, so muß noch sehr wohl überlegt werden, ob es ratsam ist, sie einer andern Fakultät als der theologischen zu überlassen. Erst kürzlich hat in einem sonst verdienstvollen Buche ein bekannter Religionshistoriker*) gegen seine Darstellung des Christentums Mißtrauen erregt durch befremdliche Unkenntnis über den gegenwärtigen Stand der Chronologie neutestamentlicher Schriften. Solche Entgleisungen auf dem Gebiete der uns am meisten am Herzen liegenden Religion sind bedauerlich, aber bei Nichttheologen, wie ja auch das Beispiel Haeckels lehrt, fast unvermeidlich. Da wird es immer noch das Beste sein, wenn Theologen, welche Geschichte und Literatur des Christentums, dazu der einzigen Religion, die wir aus innerer Anschauung kennen, gründlich beherrschen, sich mit der wissenschaftlichen Darstellung der allgemeinen Religionsgeschichte befassen.

Die Richtigkeit dieses Gedankenganges zugegeben, ist nicht nur im allgemeinen die Berechtigung des Bertholetschen Sammelwerkes gesichert, sondern auch sein Wert für Theologen dargetan, deren Sprachkenntnisse selten über den Kreis der klassischen und der semitischen Sprachen hinausgehen und welche daher im übrigen auf Uebersetzungen angewiesen sind. Aber auch abgesehen von den eigentlichen Religionshistorikern werden diese Uebersetzungen den Religionslehrern und allen für die Religionsgeschichte interessierten Laien sehr willkommen sein, welche sich an dem Lehrbuch von Chantepie de la Saussaye nicht genügen lassen, sondern einen Einblick in die Quellen selbst zu gewinnen ein lebhaftes Bedürfnis haben.

Der jetzt veröffentlichte starke Band beschränkt sich darauf, charakteristische Texte aus der kanonischen Literatur der außerbiblischen Religionen zu bieten, nämlich der Religion der alten Chinesen, des Vedismus Brahmanismus und Buddhismus, des Parsismus und des Islams. Die

*) Sollte der Verfasser diese Bemerkung lesen, so ist es mir ein Bedürfnis auszusprechen, daß meine Besprechung seines Buches nur durch eigenmächtige Auslassungen, welche die betreffende Redaktion (nicht etwa der Pr. Jahrb.) ohne mein Vorwissen vorgenommen hat, den Charakter einer einseitig absprechenden Kritik erhalten hat.

Brauchbarkeit des Buches ist erhöht durch kurze erklärende Anmerkungen, ein Verzeichnis der in den buddhistisches Texten vorkommenden technischen Ausdrücke und ein an den Schluß gestelltes allgemeines Namen- und Sachregister. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Geschichte.

Arnold E. Berger, Die Kulturaufgaben der Reformation. Einleitung in eine Lutherbiographie. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, 1908. Verlag: Ernst Hofmann & Co 481 S.

Das geistvolle und wahrhaft geschichtliches Verständnis der Reformation vermittelnde Buch Bergers, das zuerst im Jahre 1895 herauskam, wird vielen Lesern dieser Zeitschrift bereits bekannt sein. Gelegenheit aber, alle, denen es noch fremd geblieben ist, auf dasselbe aufmerksam zu machen, bietet jetzt das Erscheinen der zweiten Auflage, welche, ohne sonst tiefer greifende Umgestaltungen aufzuzeigen, durch ein sehr dankenswertes Sachregister und einen wertvolle literarische Nachweise enthaltenden Anhang bereichert worden ist. Das Buch hat eigentlich nicht für sich allein bestehen sollen, sondern ist bestimmt, durch Schilderung der auf eine Umwälzung hindrängenden Zustände des Mittelalters ein kulturgeschichtliches Lebensbild Luthers vorzubereiten, von welchem bisher nur der kleinere Teil (Martin Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung, 1. Teil: 1483—1525, Berlin 1895) erschienen ist, dessen Vollendung aber nunmehr für das Jahr 1909 in sichere Aussicht gestellt wird.

Was der Verfasser will und leistet, läßt sich am besten an der Hand des von ihm sehr treffend gewählten Titels vergegenwärtigen. Nicht einseitig als eine religiöse, sondern als eine das gesamte Volksleben umfassende wird damit die Aufgabe der Reformation hingestellt. Wohl weiß Berger, daß im Geistesleben der Religion die oberste Stelle zukommt und daß nur von diesem Punkte aus die mittelalterliche Welt aus den Angeln gehoben werden konnte; er gewährt daher auch den religiösen und kirchlichen Zuständen des Mittelalters in seiner Darstellung den breitesten Raum. Aber daneben werden auch die Ausbildung des Nationalbewußtseins, das Aufblühen der Laienwissenschaft und der Laienbildung, der Durchbruch des Individualismus, die Verschiebung der wirtschaftlichen Verhältnisse und die sozialen Gärungen, wie das alles sich schon während des Mittelalters geltend gemacht hat, berücksichtigt und als ebenso viele Keime einer neuen Gesamtkultur beurteilt.

Eine in ihren einzelnen Linien bereits festliegende Aufgabe hatte also das Mittelalter der Reformation vorgezeichnet. Berger gehört nicht zu den oberflächlichen Geschichtsbetrachtern, welche das Werk Luthers für eine fast unvermittelte, der Wucht seiner Persönlichkeit verdankte Neuschöpfung aus-

geben möchten. Allen Veränderungen der Stimmungen, allen Gedankenbewegungen und Umwertungen geht er nach, welche an der Schwelle des neuen Zeitalters die Zertrümmerung der alten und den Aufbau neuer Lebensformen gebieterisch heischten.

Aber die Stellung der Aufgabe war noch nicht die Reformation selbst. Gegenüber der neuerdings von Kalthoff (Das Zeitalter der Reformation, Jena 1907) versuchten Entstellung, als habe die Reformation im Grunde im 13. Jahrhundert begonnen und bestehe in einer sich durch Jahrhunderte hindurchziehenden Verjüngung der Zeit in Wissenschaft, Kunst, Gesellschaft und Religion, bei welcher die Person Luthers nur eine untergeordnete Rolle gespielt habe, ist aufs stärkste zu betonen, daß es Berger mit richtigem Takt gelingt, den Anteil auseinanderzuhalten, den Zeitströmung und geniale Persönlichkeit an dem Zustandekommen großer Kulturfortschritte haben. Luther bleibt ihm trotz allem der Reformator; ja, er nennt ihn gern den „Mittler“, insofern er in seiner Seele das tiefste Sehnen seiner Zeit durchlebte, aber ihr auch erst volles Verständnis ihrer selbst vermittelte und zu gestalten vermochte, was sonst ein Traumbild geblieben wäre.

Damit ist nur der Rahmen des Bergerschen Werkes gekennzeichnet, in welchen ein Stoff einzugliedern war, von dessen schier unübersehbarer Fülle der Umfang der beigegebenen literarischen Nachweise eine Vorstellung geben kann. Aus dem Knäuel verworrener Lebenserscheinungen galt es die leitenden Fäden herauszufinden und bis zu Luthers Zeit zu verfolgen. Wie Luther diese Fäden in die Hand nahm und verarbeitete, deutet z. B. in den Abschnitten über Nationalbewußtsein und über Individualismus bereits der vorliegende Teil an; wo es nicht geschieht, wie bei der Erörterung der mittelalterlichen Mystik und der Bauernbewegung, darf man gespannt darauf sein, wie der versprochene abschließende Teil die Frage nach Luthers Stellungnahme beantworten wird.

Edmund Kelter: Ein Jenaer Student um 1630. Eine Jubiläumsgabe zur Universitätsfeier. Mit 27 Abbildungen. Jena, 1908. Verlag von Eugen Diederichs. 80 S.

Professoren, welche sich entweder um Kolleglesen gar nicht kümmern oder erst auf die Versprechung eines wertvollen Trinkgeschirres hin um die Mitte des Semesters sich herbeilassen, damit zu beginnen; eine Universität, die keinen Tanzmeister besitzt und wo selbst der Paukboden verfällt, weil der Biercomment alles überwuchert, eine Bürgerschaft, die gegenüber dem tollen Treiben einer zügellosen Studentenschaft völlig machtlos ist, das sind die merkwürdigen, aber wohlbezeugten Zustände, welche uns die kleine Schrift Kelters für das Jena des Jahres 1630 kennen lehrt, ein für die Vergangenheit der Jubiläumsuniversität nicht allzu rühmliches Bild, wenn man nicht wüßte, daß es so dort nur zur Zeit des alles in die Verwilderung hineinziehenden dreißigjährigen Krieges aussehen konnte! Zum Glück ist dies nur der dunkle Hintergrund des Gemäldes. Sehr vorteilhaft

hebt sich davon die Hauptgestalt ab, die des jungen Edelmannes Wolff von und zu Todenwarth, dessen Jenenser Studentenleben uns der Verfasser auf Grund des im Besitz der Hamburger Stadtbibliothek befindlichen Briefwechsels, der darin vollständig aufbewahrten Rechnungen und alter Familiennachrichten mit quellenmäßiger Genauigkeit schildert. Recht solide, fast philisterhaft und zurückhaltend — man weiß nicht recht, weswegen er nicht wenigstens gesitteten jungen Edelleuten näher tritt — erscheint dieser sechzehnjährige studiosus juris, den ein erfahrener Mentor, wie sich solcher heutzutage nur noch studierende Prinzen auf der Universität erfreuen, aus der rheinischen Heimat begleitet und im Hause des ehrsamen Professors und Studentenbeherbergers Gerhard mit ihm zusammen Wohnung nimmt, um seine Studien zu überwachen und ihn vor rohen Studentensitten zu bewahren, von denen sein Schützling zuletzt doch so weit berührt wird, daß sein vom Jenaer Bier etwas bleiches Aussehen zusammen mit der Unmöglichkeit, ein Pandektenkolleg zustande zu bringen, den besorgten Vater veranlaßt, für ihn nach einjährigem Verweilen in Jena einen anderen Aufenthaltsort zu wählen.

Allen, die an dem für den Sommer vorbereiteten 350jährigen Stiftungsfest der Universität Jena teilzunehmen gedenken, wird diese kleine, von einem ehemaligen Jenenser dargebrachte Jubiläumsgabe willkommen sein; aber seine Freude wird auch jeder, der einmal im akademischen Leben gestanden hat, an der frischen, fesselnden Darstellung Kelters haben, der es verstanden hat, die an sich ziemlich unbedeutende Geschichte seines jungen Helden zu einem kleinen Kulturbild aus deutscher Vergangenheit auszugestalten, dessen Anschaulichkeit noch durch vortreffliche Nachbildungen alter Gemälde und Kupferstiche gesteigert wird. Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Josef Ludwig Reimer, Grundzüge deutscher Wiedergeburt. 2. Auflage, Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt. 1906.

Die Theorien unsrer Rassenschwärmer sehen wir hier ins Politische übersetzt. Ich habe im Mai 1905 und im Januar 1907 in dieser Zeitschrift den wissenschaftlichen Wert jener Theorien beleuchtet, die Reimer als „unantastbar" bezeichnet, und kann mich daher hier kurz fassen. R. erhofft ein pangermanisches Reich, welches „das heutige Reich, die andern deutschen Gebiete Europas, Skandinavien und die Niederlande als gleichberechtigte Reichsteile, ferner die Gebiete der West- und Südwestromanen und der österreichischen West- und Südslaven als abhängige Kolonialländer, sowie Südamerika bis zum Amazonas" umfaßt (S. 33). Dies Ziel ist unter den heutigen Umständen leicht zu erreichen. Für Deutschland ist jetzt der Augenblick gekommen, sich die Hegemonie in Europa zuzueignen, denn nach dem „Zusammenbruch Rußlands" (man denke sich, daß einer i. J. 1792 von einem Zusammenbruch Frankreichs gesprochen hätte!) steht ihm kein nennenswerter Gegner mehr gegenüber (S. 51). Der „Heil

und Erlösung bergenden germanischen Menschheit" (S. 79) soll überall auf politischem und sozialem Gebiet die Vorherrschaft erkämpft werden; denn natürlich teilt R. mit seinen Gesinnungsgenossen die Meinung, daß alles, was jemals Großes und Edles in der Welt aufgetaucht sei, der blonden, nordischen Rasse zu verdanken sei. Insbesondere gilt es, diese Rasse vor der Gefahr der Verbastardierung zu bewahren, die ihr durch den kulturell unfruchtbaren mongoloiden homo brachycephalus und andere minderwertige Rassen droht. Daher verlangt R.'s Programm nicht nur „Ausdehnung des Begriffs der deutschen Reichsbürgerschaft über die germanische Rasse Mittel-, Nord- und Nordwesteuropas, Verstärkung der germanischen Grundlage der deutschen Nation durch Aufnahme aller germanischen Rassenindividuen aus den schon genannten nichtdeutschen Nationen in dieselbe und Ausschließung der ungermanischen Nichtdeutschen aus der Reichsbürgerschaft" (S. 34), sondern er empfiehlt auch gegenüber den ungermanischen Bestandteilen „das gesetzliche Verbot einer dauernd fruchtbaren geschlechtlichen Vermischung mit und unter ihnen" (S. 113). Und es kennzeichnet die Naivetät seines Standpunktes zur Genüge, daß er meint, eine solche Maßregel müßte den davon Betroffenen materiell sogar willkommen sein. Diese Proben mögen genügen. Für die Vertreter der politisch-anthropologischen Richtung ist es bezeichnend, daß sie auch die Bundesgenossenschaft dieses Schriftstellers, dessen Buch wohl den Gipfelpunkt des rassentheoretischen Unsinns darstellt, sich bereitwillig gefallen lassen.

Ernst Müller.

H. Fechner, Wirtschaftsgeschichte der preußischen Provinz Schlesien in der Zeit ihrer provinziellen Selbständigkeit 1741—1806. Breslau 1907. Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender. X u. 735 S. Groß 8.

Dreißig Jahre lang, beinahe ein Menschenalter hindurch, hat der Verfasser an seinem Werk gearbeitet und den Stoff in Breslauer und Berliner Archiven gesammelt; ein ungeheures, den Leser erdrückendes Material legt er vor; weniger, sehr viel weniger, wäre hier mehr, wäre eine Wohltat. Trotz aller Fülle ist der Stoff nicht erschöpft, das Handwerk, seine Organisation und seine Leistungen kommen viel zu kurz. Mancherlei Mängel ließen sich noch rügen, gleichwohl verdient dieses Buch Beachtung, weil es zeigt, daß die materiellen Ergebnisse der friderizianischen Merkantilpolitik, die sonst so hoch gepriesen werden, in Schlesien wenigstens bei gründlichem Zusehen auf ein recht bescheidenes Maß zusammenschrumpfen. Im Beginn des 19. Jahrhunderts war der alte westosteuropäische Tauschhandel, der die Blüte der schlesischen Städte in früheren Zeiten bedang, beinahe völlig abgestorben. Gewerbe und Industrie gewährten für diesen Verlust keinen vollgiltigen Ersatz; der Verdienst der Angestellten und der Unternehmer blieb erschreckend gering; zahllose der nach dem siebenjährigen Kriege ge-

gründeten „industriellen Etablissements“ gingen bald wieder ein oder führten ein kümmerliches Schattendasein. Materiell dürfte die Wirtschaftslage Schlesiens nach einem preußischen Regimente von mehr als 60 Jahren ungefähr der zur Zeit der preußischen Eroberung entsprochen haben. Allein man wird die mit so schweren Opfern erkaufte Einbürgerung neuer Industriezweige und das bei diesen Versuchen angesammelte geistige Kapital an Regsamkeit und Anpassungsfähigkeit viel höher einschätzen, als es F. tut, weil das Aufblühen der schlesischen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert darauf beruht. Gerade in dieser Eröffnung neuer Bahnen für das Wirtschaftsleben wird die Hauptleistung der friderícianischen Bureaukratie zu suchen sein. Ziekursch.

Dr. Wilhelm Steffens, Hardenberg und die ständische Opposition 1810/1811. Leipzig (Duncker & Humblot) 1907. (Veröffentlichungen d. Ver. für Gesch. d. Mark Brandenburg.) 203 S. geh. 5,60 M.

Der Verfasser gibt einen Ueberblick über Preußens innere Politik in den Jahren 1810—1811 und stellt auf Grund umfassender Archivstudien besonders eingehend die Verhandlungen der Notabelnversammlung und der kurmärkischen Stände dar. Er weist im einzelnen nach, wie der ursprüngliche Plan Hardenbergs, bei den Beratungen der von der Staatsregierung zusammengesetzten Notabelnversammlung den Einfluß der altständischen Körperschaften möglichst auszuschalten, an der Tätigkeit der Opposition scheiterte und er infolgedessen gezwungen war, wesentliche Stücke seines Programms zu opfern.

Einerseits hatten nämlich die in allen Provinzen selbständig zusammengetretenen ständischen Versammlungen ihrerseits Deputierte an die Regierung gesandt, die teils von dem nachgiebigen Minister selbst unter die Notabeln berufen wurden, teils durch persönliche Einwirkung die oppositionelle Gesinnung ihrer Provinz- und Standesgenossen in der Versammlung verstärkten; andererseits hatte sich die vom kurmärkischen Adel berufene „Versammlung der Deputierten der kurmärkischen Stände“ eigenmächtig als eine Art ständischer Landtag in Berlin selbst konstituiert und hielt hier entgegen dem ausdrücklichen Wunsche Hardenbergs ordentliche Sitzungen ab. Naturgemäß übte gerade diese in der Hauptstadt selbst tagende Besammlung von z. T. extrem reaktionärer Gesinnung — wie z. B. v. d. Marwitz — einen außerordentlichen Einfluß auf die Haltung der Notabeln und die Entschließungen des Kanzlers aus, dessen allmähliches Zurückweichen vor der Opposition in dem Buche eingehend dargestellt wird.

Die Nachgiebigkeit des Kanzlers gegen den Adel ist an einzelnen Stellen vielleicht zu scharf beurteilt, wenn man berücksichtigt, daß eben jene Opposition des adligen Grundbesitzes die einzige geschlossene Macht im inner-politischen Leben des damaligen Preußen bildete, und daß eine Ver-

ständigung mit ihr notwendig war, wenn man nicht jeden realen Rückhalt bei der Nation aufgeben wollte.

In der Schlußbetrachtung ist dagegen der Staatskanzler als der schlechthin einzige Mann, dem unter damaligen Umständen das große Werk gelingen konnte, richtig gewürdigt.

Prof. Dr. Heinrich Triepel. „Unitarismus und Föderalismus im Deutschen Reiche. Eine staatsrechtliche und politische Studie. Tübingen (J. C. B. Mohr) 1907. 125 S. geh. 3,60 M.

Nach einer eingehenden Analyse der deutschen Reichsverfassung, in der er ein Ueberwiegen des Einheitsgedankens konstatiert, und einem historischen Ueberblick über die Entwicklung der Verfassungselemente, kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß trotz einzelner föderalistischer Vorstöße ein in nächster Zeit allerdings langsamer Fortschritt zum Unitarismus zu erwarten sei, dessen Gegner nicht sowohl die Regierungen, als vielmehr das einzelstaatliche Beamtentum und die föderalistisch gestimmten Parteien sind.

Zur Jagemannschen Theorie wird bemerkt, daß die Reichsverfassung nicht nur zwischen den Regierungen, sondern auch zwischen Regierungen und Reichstag vereinbart ist. Das Reich steht also nicht nur auf föderalistischer, sondern auch auf konstitutioneller Grundlage und könnte daher auch rechtlich nicht einseitig durch Vertrag der Regierungen aufgelöst werden.

Karl Larsen, Ein modernes Volk im Kriege in Auszügen aus dänischen Briefen und Tagebüchern der Jahre 1863/64. Deutsche Ausgabe, unter Mitwirkung von Professor Karl Larsen besorgt von Professor Dr. R. v. Fischer-Benzon. Kiel und Leipzig (Lipsius und Tischer) 1907. 347 S. 6,00 M.

Larsen hat seit 1895 durch systematisch in ganz Dänemark verbreitete Aufrufe fast 2000 Briefe und Tagebücher aus den Jahren 1863/64 gesammelt. Die Verfasser sind, wie die beigefügten Notizen über Beruf und Bildungsgang des Schreibers zeigen, Angehörige aller Stände, die Soldatenbriefe und Kriegstagebücher sind meist von Mannschaften und Unteroffizieren, nur zum kleinen Teil von Offizieren in subalterner Stellung geschrieben. Die in dem Buche gebotene Auswahl bezweckt, nicht sowohl die historischen Ereignisse des Jahres 1864, als vielmehr deren psychologischen Eindruck auf die Menschen daheim und im Felde darzustellen.

Naturgemäß steht hierbei überall das rein Persönliche im Vordergrunde. Zu Hause die Sorge um die Angehörigen beim Heere, in den Soldatenbriefen Erzählungen von Verpflegung, Unterkunft, Dienst und Märschen. Nach einem Gefecht wird übrigens nächst den Abenteuern des Einzelnen die Frage einer erwarteten Auszeichnung für die bewiesene Tapferkeit meist lebhaft in den beiderseitigen Briefen behandelt.

Als Quelle für die historische Forschung haben derartige Aufzeich-

nungen nur beschränkten Wert. Der Verfasser zeigt selbst durch Vergleiche des Erzählten mit den Feststellungen der Generalstabswerke, daß persönliche Erinnerungen zumal in der Schilderung von kriegerischen Aktionen durchaus unzuverlässig sind. Die Erfahrung, daß Stärke und Verlust des Gegners meist gewaltig übertrieben werden, wird auch hier mehrfach bestätigt. Die ausführlich geschilderte totale Vernichtung eines ganzen österreichischen Regiments stellt sich z. B. als ein Verlust von 20 Mann bei einem Vorpostengefecht heraus u. ä. Unbedeutende Episoden, bei denen der Soldat selbständig mit Ueberlegung handelt, werden oft mit überraschender Genauigkeit dargestellt. Dagegen gelingt es schon bei kleinen Gefechten, selbst wenn von einer dauernd besetzten Verteidigungsstellung aus ein Ueberblick wohl möglich ist, nur den wenigsten, aus eigener Anschauung ein Bild von dem Verlaufe des Kampfes zu gewinnen. Beim Vorgehen in größeren Massen, dessen Zweck und Bedeutung der einzelne in den seltensten Fällen beurteilen kann, versagt die Erinnerung endlich oft ganz. So wird z. B. in der sonst zuverlässigen Gefechtsschilderung eines intelligenten Mannes ein Bajonettangriff, an dem er selbst teilgenommen hat und der allgemein Bewunderung erregte, kaum erwähnt.

Dagegen ist das Buch auch für den Historiker wertvoll als ein treues Bild der Stimmung im dänischen Volke und Heere während des Krieges. Ueberall zeigt sich eine feste und opferfreudige patriotische Gesinnung, obgleich es den Einsichtsvollen von Anfang an klar ist, daß man den Krieg ohne fremde Hilfe kaum zum glücklichen Ende führen kann. In der Armee besonders herrschte offenbar, trotz der mangelhaften Ausbildung und Zusammensetzung, trotz der Ueberlegenheit der feindlichen Kräfte und Waffen und trotz der fortgesetzten Mißerfolge, bis zum Schluß ein frischer soldatischer Geist. Es ist ein glänzendes Zeugnis für das zu 5/6 aus Reservisten und Rekruten bestehende dänische Heer, daß dieser Geist auch seine schwerste Krisis, den Rückzug von den Dannewerken, ungebrochen überstanden hat, obgleich hier der moralische Eindruck der kampflosen Aufgabe einer für unüberwindlich gehaltenen Stellung, das daraus entspringende Mißtrauen gegen die Führung, ein Rückzug von 10 Meilen in 2 1/2 Tagen auf den glatt gefrorenen, verstopften Wegen, lebhafte Verfolgung, strenge Kälte, Mangel fast jeglicher Verpflegung, z. T. 14 stündiger Nachtmarsch, kurz alles zusammenwirkte, was geeignet ist, den moralischen Halt auch einer fester konsolidierten Armee zu untergraben. Noch die Berichte über den Kampf auf Alsen zeigen, daß auch hier nach dem Uebergange der Preußen die soldatische Freude, dem Gegner endlich im offenen Gefecht gegenüberzustehen, alle anderen Gedanken zurücktreten ließ.

Die Hauptabsicht des Buches, eine eigenartige Materialsammlung für kriegspsychologische Forschung zu bieten, kann durchaus als erfüllt betrachtet werden.

Dr. Paul Müller.

Literatur.

Eichendorff. Dichter und ihre Gesellen. Herausgegeben von Alexander von Bernus. Statuen deutscher Kultur. Band 14. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck, München. Preis Mark 2,50.

Eichendorffs Gedichte. Ausgewählt von Will Vesper. Statuen deutscher Kultur. Band 15. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck, München. Preis Mark 1,20.

Philipp Otto Runge. Gedanken und Gedichte. Ausgewählt von Emil Sulzer-Gebing. Statuen deutscher Kultur. Band 16. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck, München. Preis Mark 1,20.

Die Bücher, welche von der Beckschen Verlagsbuchhandlung als „Statuen deutscher Kultur" neu herausgegeben werden, „wollen keine philosophische Belehrung, sondern Genuß und innere Bildung vermitteln; sie wollen einen Ueberblick geben über die gesamte Literatur und die Höhepunkte des geistigen Lebens der Vergangenheit dem heutigen Leser zu lebendigstem Genusse naherücken; sie wollen nichts Totes beleben, sondern nur das, was noch heute jeder zu seiner Freude besitzen und genießen kann, leichter zugänglich machen." Ein sehr löbliches Streben; aber gehören alle der bis jetzt erschienenen 16 Bände wirklich zu den Büchern, die dem Leser „die Bedeutung einzelner Persönlichkeiten wie das Wesen ganzer Epochen unmittelbarer und nachdrücklicher klar machen, als das Studium noch so guter Literatur- und Kulturgeschichten?" Der erste Band, der Tacitus' Germania bringt, ist allerdings eins der Bücher, das jeder Deutsche besitzen sollte und das man immer wieder mit Genuß lesen wird, aber bei verschiedenen anderen Bänden wie, um einige hervorzuheben, dem 7ten, der Jean Pauls Träume, und dem 12ten, der Geßners Idyllen enthält, muß man dies doch stark anzweifeln. Auch Eichendorffs Novelle „Dichter und ihre Gesellen" kann wohl kaum zu den Statuen deutscher Kultur gerechnet werden. Sie ist eine der letzten des Dichters, und die Ansicht des Herausgebers, daß sie seine reichste und schönste sei, dürfte von nur wenigen geteilt werden; die meisten stellen das Idyll der paradiesischen Faulheit „Aus dem Leben eines Taugenichts" weit höher wegen der echt komischen Verwickelungen, in die der kindlich liebenswürdige Held gerät, und der so anmutigen Schalkhaftigkeit, mit welcher, der Dichter selbst in dessen lustige Irrfahrten hineinlächelt. Der adlige Held in „Dichter und ihre Gesellen", Fortunatus, ist im Grunde nur eine neue Verkörperung des Taugenichts mit vornehmen Allüren, und auch die fahrenden Gesellen, die in Deutschland und Italien umherziehen und in deren phantastisch tolles Treiben er hineingezogen wird, entbehren aller Ursprünglichkeit der Empfindung; ihre unwahrscheinlichen Abenteuer wirken mehr wie Schattenspiele, als wie tatsächliche Erlebnisse. Was der Novelle ihren Reiz verleiht, ist das lyrische Moment darin: die mondbeglänzte Zaubernacht, die verdämmernde Ferne

mit dem verklingenden Waldhorn, der gewitterschwüle Abend, der verschlafene Morgen, die Waldeinsamkeit mit ihren verborgenen rauschenden Quellen; aber wir verlangen heute mehr von einer Novelle, als eine tiefe und innige Empfindung für die Poesie in der Natur, und wenn Alex von Bernus in dem Vorwort „Zur Einführung“ die Ansicht ausspricht, Eichendorff sei neben Keller unser bester Novellist, so steht er damit wohl so ziemlich allein.

Sind Eichendorffs Novellen nur noch für die literarisch Gebildeten lebendig, so werden dagegen seine lyrischen Gedichte mit ihrem volkstümlichen Klang, ihrer knappen Form, ihrer tiefen Naturempfindung, ihrem Ewigkeitstrost in Freud und Leid leben, so lange es Deutsche gibt; sie sind es in der Tat wert, zu den Statuen deutscher Kultur gerechnet zu werden. Die vorliegende Auswahl enthält manche Perlen, denen man in Gedichtsammlungen nur selten begegnet, dafür fehlen aber auch manche der schönsten, die man ungern vermißt. Was kann den Herausgeber nur bestimmt haben, Lieder wie „Es war, als hätte der Himmel die Erde still geküßt“, „Hörst du nicht die Bäume rauschen draußen in der stillen Rund?“ und das Soldatenlied mit den köstlichen Versen:

„Das sind meine lieben Reiter,
„Die rufen hinaus zur Schlacht,
„Das sind meine lustigen Reiter,
„Nun, Liebchen, gute Nacht!“
„Wie wird es da vorne so heiter,
„Wie sprühet der Morgenwind;
„In den Sieg, in den Tod und weiter,
„Bis daß wir im Himmel sind.“

und noch manche andre gleich schöne nicht in die Sammlung aufzunehmen? Von den Liedern auf den Tod seines Kindes bringt er nur drei, und man vermißt ungern: „Die Welt treibt fort ihr Wesen“, „Dort ist so tiefer Schatten“, „Mein liebes Kind, ade!“, in denen Erdenleid und Himmelstrost mit so wundersamer Innigkeit zusammenklingen. Dieser Mangel soll aber den Dank für die schöne Gabe nicht beeinträchtigen.

Daß viele Leser dem Herausgeber von Philipp Otto Runges Gedanken und Gedichten für diese Liebesarbeit Dank wissen werden, ist sehr zu bezweifeln, und wie deren Sammlung zu der Ehre kommt, zu den Statuen deutscher Kultur gerechnet zu werden, ist nicht einzusehen. Ebenso wenig wie der Maler Runge durch die Berliner Jahrhundert-Ausstellung von 1906 (die seinem Zeitgenossen und Freunde Friedrich endlich die verdiente Anerkennung gebracht hat) dauernd der Vergessenheit entrissen worden ist, weil seine Gedankenmalerei mit ihrer Blumen-, Farben- und Lichtsymbolik uns gar zu fremd und seltsam anmutet, wird der Denker und Dichter Runge wieder lebendig werden. Die „Gedanken“ sind der Sammlung seiner Schriften entnommen, die ein Bruder des Verstorbenen in zwei

Bänden herausgegeben hat, und die wohl kaum über den Verwandten- und Freundeskreis hinausgekommen sind. Daß er ein feiner und liebenswerter Mensch gewesen, dessen innige Religiosität und ernstes künstlerisches Streben ihm viele Freunde gewonnen hat, zu denen auch Clemens Brentano und Achim v. Arnim gehörten, genügt nicht zur Unsterblichkeit; dazu gehört mehr. Was er über Welt und Leben, Freundschaft und Liebe, Gott und Religion sagt, entbehrt jeglicher Originalität; interessanter sind seine Ansichten über Kunst und künstlerisches Schaffen; er steht ganz auf dem Boden der romantischen Schule, in deren Blütezeit sein Leben fiel. (Er war 1777 in einem Kaufmannshause in Wolgast geboren und starb 1810 in Hamburg.) Vieles, was er darüber sagt, streift ans Mystische, ist aber lesenswert als ein Dokument romantischer Anschauungsweise. Seite 76 lesen wir z. B., daß den Farben das ganze Symbol der Dreieinigkeit zugrunde liege. „Licht, oder weiß, und Finsternis, oder schwarz, sind keine Farben, das Licht ist das Gute, und die Finsternis ist das Böse; das Licht können wir nicht begreifen, und die Finsternis sollen wir nicht begreifen, da ist den Menschen die Offenbarung gegeben, und die Farben sind in die Welt gekommen, das ist: blau und rot und gelb. Das Licht ist die Sonne, die wir nicht ansehen können, aber wenn sie sich zur Erde oder zum Menschen neigt, wird der Himmel rot. Blau hält uns in einer gewissen Ehrfurcht, das ist der Vater, und rot ist der Mittler zwischen Himmel und Erde; wenn beide verschwinden, so kommt in der Nacht das Feuer, das ist das Gelbe und der Tröster, der uns gesandt wird — auch der Mond ist nur gelb.“ — Zwischen den Gedanken und Gedichten sind die beiden plattdeutschen Volksmärchen vom Machandelbaum und von dem Fischer und seiner Frau eingeschoben. Warum eigentlich? Die Gebrüder Grimm haben sie ja genau in der Form, in der Runge sie niedergeschrieben hat, in ihre Märchensammlung aufgenommen, und sie sind längst bekannt, so weit die deutsche Zunge klingt. Die acht Gedichte von Runge, die das Buch enthält, beweisen, daß er ebenso wenig ein Dichter wie ein bedeutender Maler war. Das letzte, „Die heiligen drei Könige“, ist das hübscheste; außerdem ist es charakteristisch für die den meisten Romantikern eigne katholisierende religiöse Richtung. Die erste Strophe beginnt:

> „Es blüht eine schöne Blume
> In einem weiten Land,
> Die ist so selig geschaffen
> Und wenigen bekannt“

und die letzte belehrt uns, daß diese Blume das Christuskind ist, zu dem einst die heiligen drei Könige wallfahrteten, und schließt:

> „Ach, wünsch ich, möcht' im Herzen
> Dies edle Blümelein sein!“

Das Gedicht von Clemens Brentano „Zum Andenken des früh verstorbenen Freundes Philipp Otto Runge“ und auch das von Achim von

Arnim „Auf den Tod des Malers Runge im Herbst 1810“ stehen poetisch unendlich viel höher und sind es in der Tat wert, durch Abdruck in dem vorliegenden Bande vor der Vergessenheit bewahrt zu werden.

Das Tier. Roman von Hans Eschelbach. Berlin, Köln, Leipzig. Verlag von Albert Ahn. 1908.

Hans Eschelbach hat sich in kurzer Zeit als Lyriker und Novellendichter einen wohlklingenden Namen erworben. Der vorliegende Roman, eine Dorfgeschichte ohne die einst übliche sentimentale Färbung und den späteren krassen Naturalismus, bestätigt, daß er ein scharfer, aber liebevoller Beobachter der Wirklichkeit und ebenso geschickt im Aufbau wie sicher in der Linienführung einer Handlung ist. Die Personen, die wir kennen lernen, sind bodenständige, urwüchsige, nach dem Leben gezeichnete Menschen, die neben den Fehlern und Roheiten ihres Standes auch die Kraft zum Guten haben, wenn sie in ihnen geweckt wird. Die Leidensgeschichte des armen häßlichen, fast blödsinnig aussehenden Knaben, der zu den Stummen des Himmels gehört, die keine Worte finden können für das, was in ihrem Kopf und ihrem Herzen vorgeht, und den die erbarmungslose Dorfjugend „Das Tier“ nennt, ist von ergreifender Wahrheit. Auch in dem Charakterbilde seiner Mutter ist jeder Zug echt. Von Natur leidenschaftlich, ist sie durch das Unrecht, das ihr angetan ist, als sie jung und hübsch war, und durch den Kampf mit der Not des Lebens wild und hart geworden, die Liebe zu ihrem mißgestalteten Kinde ist das einzige Gute, dessen sie fähig ist; die Rachsucht, mit der sie alle Mißhandlungen, die ihm zugefügt werden, vergilt, hat sie zum Schrecken des Dorfes gemacht. In dem Pfarrer und dem Schulmeister der Gemeinde, die trotz ihrer täglichen Erfahrung von Roheit und Bosheit niemals den Glauben an die Macht des Guten und dessen schließlichen Sieg verlieren, hat der Verfasser uns zwei in ihrer schlichten Frömmigkeit so liebenswerte Idealisten vorgeführt, daß man ihm allein um ihretwillen schon gut sein muß. Sein Roman hebt sich sehr vorteilhaft ab von der Masse literarischer Tagesschöpfungen, die unser Gemüt so wenig zu erwärmen imstande sind und deren künstlerischer Wert so gering ist.

Die gelbe Flut. Ein Rassenroman von Alexander Ular. Erstes und zweites Tausend. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1908.

Der Verfasser dieses Romans muß jahrelang in China gelebt und die verschiedenen Schichten des chinesischen Volkes und dessen Gedankenkreise, sowie das chinesische Wirtschaftsleben gründlich studiert haben, er hätte sonst unmöglich die Ausdrucksweise der ungebildeten wie der gebildeten Chinesen so glaubwürdig wiedergeben und die gewerkschaftliche Organisation der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer mit ihrer überwältigenden sozialen Disziplin so anschaulich schildern können. Der mit dem wirtschaftlichen Kampf

der Chinesen gegen die sich ihnen aufdrängende europäische Kultur verquickte Liebesroman ist psychologisch wenig überzeugend und in seiner Entwicklung vielfach unwahrscheinlich, — so wird z. B. ein Franzose, und sei er noch so reich, einer jungen Dame, die ihm einen Attaché der chinesischen Gesandtschaft in Paris vorgezogen hat, schwerlich zu ihrer Hochzeit aus Rache einen vier Millionen werten Diamanten schenken, um die Gesellschaft von Paris und Peking glauben zu machen, daß sie seine Geliebte gewesen sei und er ihr dafür seinen Dank bezeuge, — darin liegt aber auch nicht das Hauptinteresse des Buches. Dieses konzentriert sich vielmehr um den Zusammenprall des chinesischen und des europäischen Kapitalismus, in dem die Chinesen kraft ihrer aus unvordenklicher Vorzeit stammenden wirtschaftlichen Organisation den Sieg davontragen, und um die Einführung in die sittliche Anschauungsweise des uns so unsympathischen Volkes, von dessen innerem Leben wir so wenig wissen. Alexander Ular ist der Ansicht, daß jeder Versuch, China europäische Kultur aufzudrängen, scheitern, und daß es dank seiner starren sozialen Ordnung ohne Krieg triumphieren werde, nachdem es uns die Macht kapitalistischer Syndikate abgelernt und sich alle unsre Zerstörungsmittel angeeignet habe. Ein Mandarin erklärt der Pariserin, die den chinesischen Attaché geheiratet hat, weshalb ihre Ehe in China nicht rechtsgültig sein könne, und daß die europäischen Völker keine Gesamtheiten wären, sondern aus lauter Einzelnen bestände, von denen jeder für sich stehe in seiner Ueberzeugung, seinem Wollen und Tun, und fügt dann hinzu: „Wir aber sind nicht Einzelne; jeder ist nur ein willenloses Glied in der endlosen Kette der Generationen. Wir sind nur Mitglieder des unendlichen Systems von Menschen, das ohne Tod und ohne Grenze seit Urzeiten in diesem Reiche lebt. Wer von den einzelnen in unser Leben eindringen will, geht zugrunde, oder er wird so wie wir. Unsre ewige Gesellschaftsordnung ist ein Fels, gegen den der wirre Fluß westländischer Lebensauffassung umsonst brandet. Einzelne können nicht ankämpfen gegen das Unerschütterliche einer Ordnung, in der der Einzelne nichts ist.“ Hat der Mandarin Recht? Ist die innere Kraft der chinesischen Kultur in der Tat zu groß, als daß sie sich von der europäischen sollte unterjochen lassen? Wird das europäische Kapital umsonst gegen die chinesische Genossenschaftsordnung ankämpfen? Die Zukunft wird lehren, ob China immer China bleiben und sich wirtschaftlich nicht von Europa wird ausbeuten lassen, ob die steigende gelbe Flut schließlich alles Fremde, das sich in ihre Kultursphäre eingedrängt hat, wegschwemmen wird. Der Felsen, auf dem die französischen, englischen und deutschen Ingenieure wohnen, die im Auftrage des J.C.S. (des Internationalen China-Syndikats) das Riesenwerk unternommen haben, die Stromschnellen auf dem oberen Jangtse, welche die Schiffahrt hemmen, durch Sprengung der sie verursachenden Klippen und Steinblöcke zu überwinden, wird im Auftrage eines chinesischen Syndikats, das das Werk auf eigne Kosten und zum eignen Vorteil fortsetzen will, von den Kulis, nach-

dem sie die verheerende Wirkung des Dynamit kennen gelernt haben, in die Luft gesprengt, alles was darauf war, Menschen und Maschinen, in seinem Sturze begrabend, auch das Liebespaar, dessen Schicksal mit dem Kampf der beiden Kulturen eng verschlungen ist. Ob die symbolische Tragik ihrer Geschichte hinreichen wird, dem Roman auch noch andere Leser zu verschaffen als solche, die sich entweder überhaupt für Völkerpsychologie interessieren oder aus persönlichen Gründen Anteil nehmen an unseren wagemutigen Kaufleuten und deren Einsatz von Kraft und Kapital zur wirtschaftlichen Erschließung Chinas, ist fraglich. Es ist gar zu viel spezifisch Chinesisches darin.

Eines Dichters Liebe. Eduard Mörikes Brautbriefe. Eingeleitet und herausgegeben von Walther Eggert, Windegg. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München 1908.

Die Hoffnung, die Friedrich Vischer 1874 am Grabe seines Freundes Mörike aussprach, „daß die stille Gemeinde, die sich an seinen wunderbaren, hellen, seligen Träumen labe und entzücke und in diesen Träumen hohe Wahrheit schaue, die den feinen Wohllaut trinke, der aus ursprünglichem Naturgefühl der Sprache quelle, wachsen und sich von Kreis zu Kreis erweitern, und daß sich Bund an Bund schließen werde von Einverstandenen in sein Verständnis", sind glänzend in Erfüllung gegangen. Haben zu seinen Lebzeiten nur wenig Auserwählte seine poetischen Fürstenrechte erkannt, und sind ihm erst spät Ehrungen wie eine Pension der Schillerstiftung, der Ehrendoktor von Tübingen, die Aufnahme in das Kollegium des von König Max gestifteten Maximilianordens zu teil geworden, so ist jetzt seine Dichtergröße fast ein Glaubenssatz, und die Feier seines hundertjährigen Geburtstages i. J. 1904 hat bewiesen, daß der holde Zauber seiner Dichtungen die weitesten Kreise gewonnen hat. Seit seine Lieder überall gesungen und seine Werke so viel gelesen werden, hat man natürlich auch angefangen, seinem Leben und der Entstehung seiner Gedichte nachzuforschen, und Briefe von ihm, die veröffentlicht werden, sind des größten Interesses sicher. Für seine geistigen Bestrebungen, seine literarischen Ansichten, seine Sorgen, deren er nie ledig wurde, da er immer kränklich war und arm blieb, weil er nicht mit Geld umzugehen wußte, sind seine Briefe an seine Freunde, besonders die an den treuen, immer hilfreichen Hartlaub, die beste Quelle; aber den tiefsten Einblick in sein Wesen gewähren seine Liebesbriefe, von denen manche wahre Kunstgebilde sind durch ihren Reichtum an lieblichen Naturbildern und aus tiefstem Seelengrunde heraufquellenden Worten und durch den schalkhaften Humor, mit dem er allerlei Vorkommnisse des Alltagslebens erzählt. Die große Leidenschaft seiner Jünglingsjahre für das wunderbare, ins Zweideutige schillernde Mädchen aus der Fremde, die Schweizerin Maria Meier, kennen wir nur durch die Peregrina-Lieder, die er auf sie gesungen, die Briefe, die er an sie geschrieben, sind uns nicht erhalten geblieben; wohl aber be-

sitzen wir die an die Plattenhardter Pfarrerstochter Luise Rau, mit der er vier Jahre lang verlobt war, und die an seine spätere Frau Margarete v. Speeth. Wie seine Freundesbriefe bezeugen auch sie die Lauterkeit seines Herzens, seine köstliche Naivetät, seine Kunst, das Einfache und Trauliche zu schildern und das Unbedeutende zu verklären. Wer die von W. Windegg ausgewählte Sonderausgabe gelesen hat, wird sicher wünschen, die Gesamtausgabe kennen zu lernen, die R. Krauß und K. Fischer veranstalten wollen, und die sie nach der Aussage des Herausgebers nur vorbereiten sollen. Man begreift nicht, wie ein Mädchen, das jahrelang solche Briefe von ihrem Verlobten erhielt, ihn aufgeben konnte, und doch hat sie es getan. Wenn sie auch kein Gänschen war, wie Friedrich Vischer sie genannt haben soll, so war sie jedenfalls eine jener gehorsamen Haustöchter (die infolge der Frauenbewegung bald ausgestorben sein werden), denen es an selbständigem Willen ihrer Familie gegenüber fehlt und die nicht den Mut haben, sich ihr Glück gegen deren Willen zu erkämpfen. Sie vermochte nicht an ihm festzuhalten, als ihre Mutter und ihre Geschwister an ihm irre wurden, weil er mehr Träumer mit müßiggängerischen Neigungen als Theologe war, und weil Jahr auf Jahr verging, ohne daß seine vielen Bewerbungen um eine Pfarrstelle, die die Heirat möglich gemacht hätte, von Erfolg begleitet waren. Vielleicht fürchteten sie auch, er könne des Vikarierens müde und der Theologie abtrünnig werden. Rührend ist es in den Briefen zu lesen, wie er seiner Braut, jedenfalls als Antwort auf Ermahnungen und Fragen von ihrer Seite, immer wieder versichert, daß er sich in seinem Beruf durchaus wohl fühle, daß er Freude an der Kinderlehre habe, daß er seine Kirchenregistratur in Ordnung halte, sich gut mit seinem Dekan stehe usw. Seine Versicherungen waren umsonst, sie gab ihn auf. Sein letzter Brief an sie ist vom 8. März 1833. In ergreifenden Worten klagt er ihr sein Leid, daß er sich abermals umsonst um eine Stelle beworben; anstatt ihn zu trösten, ließ sie ihn allein, obgleich sie wußte, daß er sie aufs zärtlichste liebte. Liebende idealisieren meist den Gegenstand ihrer Liebe, und Mörike war ein Dichter. Kein Wunder also, daß er sie, wie er an Hartlaub schrieb, für „ein heilig unschuldiges Wesen hielt, das seinen eigenen verborgenen Wert nicht kannte, dessen Schüchternheit ein reizendes Gemisch mit dem neuen Leben bilde, das seine Liebe in ihr geweckt habe, dessen gefälliges Gesicht ihre ganze Seele treu abspiegele, dessen kindlich origineller Ausdruck ihm oft die seligste Freude bereite." Wie sehr er aber ihre liebenswerten Seiten auch überschätzt haben mag, sicher ist, daß sie ihm das schönste und reinste Glück seines Lebens verschafft hat, und dafür allein wären wir ihr schon ein freundliches Andenken schuldig, wenn sie seine Briefe auch nicht sorgfältig aufgehoben und ihm zurückgeschickt hätte. Sie gehören zu den reizendsten, die ein Dichter je seiner Geliebten geschrieben hat, und bewegen uns menschlich ebenso tief, wie sie uns ästhetisch entzücken. Daß Mörike sie nicht verbrannt hat, verdanken wir dem treuen Hartlaub, dem er sie auf sein Verlangen schickte,

obgleich er nicht wußte, „was er Sonderliches darin haben werde; sie seien ihrer Natur nach ziemlich einförmig, und nur das werde er daraus ersehen, daß er Luise unsäglich geliebt habe.“ Zwölf Jahre später erblühte ihm durch Margarete v. Speeth ein neues Liebesglück, das zwar dem ersten an Seligkeit nicht gleichkam, aber doch von großer Innigkeit war, wie wir aus den Briefen ersehen, die er vom Juli 1846 bis zum Hochzeitstage im November 1851 an sie geschrieben hat. Als er endlich eine Pfarrstelle, und zwar in Cleversulzbach, wo er das vergessene Grab von Schillers Mutter mit einem schlichten Denkmal schmückte, erhalten hatte, gab er nach kurzer Zeit die Theologie auf, wie die Familie Rau einst befürchtet hatte, teils weil er zu kränklich war, um sein Amt ohne Vikar verwalten zu können, den ihm seine vorgesetzte Behörde nicht dauernd bewilligen wollte, teils weil er seit dem Tode seiner Mutter, die ihm zusammen mit seiner Schwester Clara den Haushalt geführt hatte, keine rechte Freude mehr an dem Pfarrhausidyll fand, dessen Reize er so anmutig und schalkhaft in dem Gedicht „Der alte Turmhahn“ geschildert hat. Er zog erst nach Hall und siedelte dann nach Mergentheim über. Hier wohnte er mit der Familie v. Speeth im selben Hause und lernte Margarete kennen und lieben. Zuerst war seine Zuneigung für sie vielleicht nur eine Suggestion seiner Schwester, die eine schwärmerische Freundschaft für sie gefaßt hatte und sie für geeignet hielt, dem geliebten Bruder das Glück der Ehe zu verschaffen, das er bisher entbehrt hatte. In den ersten Briefen, die er an sie schrieb, als sie nach dem Tode des Vaters von Mergentheim fortgezogen war, redet er sie noch mit Sie an, der Ton darin ist mehr der eines Bruders, als der eines Liebenden, und es ist mehr von Schwester Clärchen darin die Rede als von ihm selber; aber lange bevor ihm durch eine feste Anstellung als Literaturprofessor am Katharinenstift in Stuttgart die Ehe mit ihr ermöglicht wurde, hatte sein Gefühl für sie sich in herzliche Liebe verwandelt, wie seine Briefe bezeugen. Fehlt es darin auch an jener unerschöpflich reichen Skala von Liebeslauten, wie sie aus seiner Brust aufgestiegen waren, als er noch zehn Jahre jünger war, so spricht doch auch aus ihnen ein sehnsuchtsvolles, treues Herz. Er erfindet immer neue Kosenamen für sie und gewährt ihr Einblick in sein inneres Leben, so daß seine Briefe oft zu Tagebuchaufzeichnungen werden. Je näher der Tag der Vermählung kam, um so mehr mischte sich in Gretchens Glücksempfinden die bange Ahnung, daß sich ihre Ehe, da Clärchen auch fernerhin bei dem Bruder bleiben sollte, nicht so ideal gestalten werde, wie sie gehofft hatte. Mörike suchte sie darüber zu beruhigen durch die Versicherung, daß er sie liebe, liebe, liebe; noch im letzten Briefe vor der Trauung, in dem er sie teuerstes Herz und liebster Schatz anredet und sich als ihren in Ewigkeit treuen Eduard unterschreibt, erklärt er alle ihre Besorgnisse um die Zukunft, sofern sie durch „die Dreiheit“ des neuen Lebens bedingt sei, für gänzlich unbegründet. Leider waren sie es nicht. Daß beide Ehegatten in tiefsten Grunde sehr verschieden von einander waren, hätte das Glück nicht not-

wendigerweise stören brauchen; aber Gretchen war dem Bruder, der kurzsichtig genug war, sie festzuhalten, als sie aus der Dreiheit ausscheiden wollte, im Laufe der Jahre unentbehrlich geworden, und so gewann seine Frau nie die ihr gebührende Stellung im Hause, fühlte sich überflüssig und suchte immer entschiedener Trost in den Armen der katholischen Kirche, der sie angehörte, worunter er dann wieder litt. Trotzdem ihnen zwei Töchter geboren wurden, hielten sie es nach einigen Jahren für richtiger, auseinander zu gehen, als die Qual des täglichen Zusammenseins fortzusetzen. Vierzehn Tage vor seinem Tode rief er Gretchen zurück, und angesichts des Abschieds für immer wurden sie sich noch einmal der Liebe bewußt, die trotz aller Mißverständnisse in ihren Herzen nie ganz erloschen war. In seiner reizenden Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ sagt er von diesem, dessen Werke er vor allen anderen liebte, vielleicht weil er sich ihm ähnlich fühlte in der Tiefe und Stärke des Gemüts und in der heitern Anmut des Ausdrucks: „Es wirkte eben alles, Schicksal, Naturell und eigne Schuld, zusammen, den einzigen Mann nicht gedeihen zu lassen.“ Wenn man Mörikes Leben überdenkt, meint man, er könne diese Worte von sich selbst gesagt haben.

Marie Fuhrmann.

Theater-Korrespondenz.

Shaksperes Bezähmte Widerspenstige im Berliner Schiller-Theater.

Das Verdienst dieser Vorstellung besteht darin, daß in ihr endlich einmal die Deinhardsteinsche Fälschung, die etwa 300 Verse von dem Original enthält, aufgegeben und der Shaksperesche Text an ihre Stelle gesetzt ist; daß ferner das realistisch prächtige Vorspiel endlich einmal mitaufgeführt worden ist.

Es ist erstaunlich, wie weit die künstlerische Urteillosigkeit der Bühnenleiter geht, welche den Text Deinhardsteins überhaupt als dramatische Dichtung vorführen. Wenn wir nur ein paar von seinen Szenen mit dem Original vergleichen, so erkennen wir, welche jämmerliche Poesie wir hier vor uns haben; dieser Mann hat weder rhythmisches Empfinden, noch Sinn für dichterischen Ausdruck, und bringt die an sich schon nicht hervorragende Charakteristik dieses Shakspereschen Jugenddramas herunter durch eine Masse von Ungereimtheiten und Widersprüchen, deren er sich offenbar gar nicht bewußt ist. Der einzige Vorzug dieses Machwerks ist das geschickte, bühnenmäßige Arrangement der Szenen: das einzig Wirksame aber sind die komischen Vorgänge und Situationen, die Shakspere ersonnen hat. Wenn nun das Lustspiel auch in dieser empörenden Verhunzung zu den meist aufgeführten Shakspere-Dramen hat gehören können, so zeigt das, welche Fülle von dramatischem Leben und komischer Kraft diese Jugendarbeit durchdringt.

Besonders gespannt war ich auf die Wirkung des Vorspiels von dem betrunkenen Kesselflicker, der auf einige Stunden zum Lord wird, da ich es bisher niemals auf der Bühne gesehen hatte. Meine Voraussetzung täuschte mich nicht: es gehört zu den besten Teilen des Stückes und würde noch größere Fröhlichkeit erweckt haben, wenn Schlaus blöder Sinn nicht gar zu karikiert dargestellt worden wäre, und der Page, welcher die „Madam Frau" gab, etwas mehr weibliche Anmut und Verschämtheit als übertriebene Affektation gezeigt hätte. Das Komische steckt eben darin, daß der Kesselflicker in dem Pagen eine wirkliche, schöne und begehrenswerte Frau sieht. Er hätte aber noch immer ganz betrunken sein müssen, wenn er in dieser lächerlich herausstaffierten Figur mit dem unweiblichen Gebaren nicht den verkleideten Jungen hätte erkennen sollen.

Ueberhaupt ist es ein eignes Ding mit der Neigung der Schauspieler zur Uebertreibung.

Vor einiger Zeit hat hier einer sonst hervorragenden Theaterleitung der Vorwurf gemacht werden müssen, daß sie das entzückendste Lustspiel der Weltliteratur, das alle Arten echter, natürlicher Komik in Hülle und Fülle in sich schließt, Was ihr wollt, zur Burleske erniedrigt habe. Solche Erscheinungen sind fast unbegreiflich, da doch niemand an der Wahrheit von Hamlets Worten, in denen er als Aufgabe des Dramas nennt, der Natur den Spiegel vorzuhalten und der Zeit den Abdruck ihrer Gestalt zu zeigen, im Ernste zweifeln kann. „Geschieht dies übertrieben", so fährt Shakespere fort, „so kann es zwar den Toren zum Lachen bringen, aber den Einsichtigen muß es verdrießen; und der Tadel von einem solchen muß in Eurer Schätzung ein ganzes Schauspielhaus voll von andern überwiegen."

Von der Vorstellung im Schiller-Theater empfing man den Eindruck, als ob die Darsteller das Gegenteil, die Uebertreibung, für das Richtige hielten, offenbar weil das Lustspiel als tolle Posse aufgefaßt wurde. Warum freilich in einer Posse, die durch sinnenfällige Komik der Vorgänge und Situationen und durch derben Witz an sich schon weiter nichts als das Gelächter der Zuschauer erzielen will, auch noch übertrieben werden soll, ist nicht einzusehen.

Aber Die bezähmte Widerspenstige ist keine reine Posse; Shakspere hat außer den Lustigen Weibern, welche nach einer glaubwürdigen Ueberlieferung einer Laune der Königin Elisabeth ihre Entstehung verdanken, überhaupt keine reine Posse geschrieben. Er hat nur nach dem Muster des alten religiösen Volksdramas burleske Vorgänge mit fein komischen und selbst ernsten häufig gemischt. Das auffallendste Beispiel dafür ist Der Kaufmann von Venedig, wo er die sonnige Heiterkeit der Porzia-Handlung mit der finstern Tragik der Antonio-Handlung vermählt, und beide mit den burlesken Lancelot-Szenen durchsetzt. So ist es auch hier. Die Diener-Szenen sind possenhaft und müssen so dargestellt werden; übrigens ist in Shaksperes derber Komik immer so viel gesunder, schlagkräftiger Witz und soviel Satire, daß sie ohne Uebertreibung vorzüglich wirken. Das zarte, zierliche Liebesspiel zwischen Bianca und ihren Freiern Lucentio und Hortensio possenhaft darzustellen, wäre absurd. Das geschah auch im Schiller-Theater nicht: in der Unterrichts-Szene kam all die schalkhafte Grazie, welche der sinnige Jüngling, ihr Schöpfer, hineingelegt hatte, von allen drei Seiten zu vollendetem Ausdruck, wie überhaupt das ganze Drama, trotz der falschen Gesamtauffassung, vorzüglich einstudiert war und ungeschicktes Spiel bei keinem der Darsteller bemerkt wurde. Warum wurde nun Gremido, der doch auch zu dieser Gruppe gehört, zu einer abgeschmackten Karikatur gemacht? Er ist nichts weniger als ein Narr, sondern ein alter, reicher Epikureer, ein Feinschmecker, der nach einem jugendlich zarten Bissen wie die schöne Tochter Bap-

tistas lüstern ist. Zu unserer Genugtuung wird sein häßlicher Trieb nicht befriedigt. Das Komische ist. daß er den jungen Burschen, der ihm den leckeren Bissen vor der Nase wegschnappt, selbst als Lehrer bei seiner Angebeteten einführt; possenhaft ist hier nichts.

Schließlich die Petruchio-Handlung. Hier handelt es sich um ein temperamentvolles Mädchen von energischem Willen und lebhaftem Geiste, das sich unter den Händen eines schwachköpfigen Vaters und im Kreise minderwertiger, fader Menschen falsch entwickelt hat. Vereinsamt in ihrer Art und im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit, hat sie sich gewöhnt, im Kampfe mit den andern ihren Willen, und sei's auch mit Gewalt, durchzusetzen; sie ist zu einer Menschenverächterin und krassen Egoistin geworden und peinigt ihre ganze Umgebung. Es gilt nun, die wertvollen, aber ins Uebermaß gewachsenen, ungezähmten Kräfte, welche den Kern ihres Wesens bilden, zu meistern und in die richtige Bahn zu lenken. Dazu ist ein Mann erforderlich, den sie nicht verachten kann, der ihre schlimmen Triebe mit noch größerer Willenskraft bändigt und aus dem schönen bösen Weibe sich eine tüchtige und ergebene Gattin macht. Ist das ein Gegenstand für eine Posse? — Nein, es ist eine menschlich und dramatisch große Aufgabe. Kann sie mit Possen gelöst werden? — Die Posse kann überhaupt keine Aufgabe lösen. Das natürlichste würde eine ernste Handlung sein; Shakspere will sein Ziel auf dem schwierigeren humoristischen Wege erreichen. Ich habe Petruchio von einem englischen Schauspieler darstellen sehen, der mit einer klotzköpfigen Energie an die Arbeit ging und, ohne eine Ahnung von dem, was der Dichter gewollt hatte, die Bühne zur Menagerie machte. Shaksperes Petruchio kuriert seine Käthe, indem er anderen gegenüber ihre eigenen Eigenschaften erheuchelt, sie in Jähzorn und Leidenschaftlichkeit aber noch übertrumpft und dadurch einschüchtert; ihr selbst aber, so lange sie sich nach seinen Wünschen richtet, eine unerschütterliche Liebenswürdigkeit, gemischt mit Humor, beweist. Er ist zu sehr Gentleman, um sich an einer Frau zu vergreifen, zwingt sie aber in jedem Falle, sich seinem Willen zu fügen. Der stattliche Mann imponiert ihr von Anfang an, wie er ihr zum erstenmal mit lächelnder Ueberlegenheit entgegentritt und seine ungenierte Werbung anbringt; solch einen Mann hat sie eben noch nicht gesehen. Sie würde sich nicht mit ihm in ein Wortgefecht einlassen, wenn er sie nicht interessierte, und sie ist im geheimen befriedigt, daß er auch im Witz und in der Gewandtheit der Rede ihr gleichwertig ist. Diese erste Szene ist für das Verhältnis der Beiden ebenso wichtig, wie sie psychologisch fein gearbeitet ist, und sollte nicht beschnitten werden, wie es hier auch wieder geschah. Da Katharina erkennen muß, daß er im Grunde seiner Seele ein guter Kerl ist, immer freundlich zu ihr, sobald sie ihn nicht reizt, und fort und fort seine Liebe zu ihr betont, so liebt sie ihn schließlich wirklich. Und als nun die Eisrinde um ihr Herz geschmolzen ist, und die Sonne durchaus der Mond sein soll, da setzt sie die Miene

auf, welche die Frauen so gern dem stärkeren und geistig derberen Manne gegenüber annehmen, und nennt, ironisch lächelnd, die Sonne den Mond: die Klügere gibt eben nach. Und er lacht laut über ihre ironische Nachgiebigkeit. Nun ist alles in Ordnung: die Frau muß ihrem Manne doch etwas zu Liebe tun können; und sobald Petruchio sieht, daß sie das kann und will, wird er als kluger und vornehm denkender Edelmann nichts Ungebührliches von ihr verlangen, denn er will ja keine Sklavin zur Frau haben, sondern ein Käthchen, auf das er stolz sein kein. Im elterlichen Hause freilich, da müssen sie noch einmal Komödie spielen; denn diesen Leuten muß gezeigt werden, wie unberechtigt der Hohn gewesen ist, mit dem sie seine Verbindung mit der bösen Käthe betrachtet haben.

Das ist also das wohlüberlegte und mit großem Geschick durchgeführte Zähmungsverfahren, das den Gegenstand des Petruchio-Spieles bildet. Es ist eine ansehnliche Aufgabe, die der 25- oder 26jährige Dichter hier bewältigt hat, und von Possenhaftigkeit ist darin nichts zu entdecken, sie müßte denn in einzelnen drastischen Zähmungs-Exerzitien gefunden werden. Diese aber sind entweder unbekannten älteren Behandlungen des Stoffes, oder im schlimmsten Falle dem jugendlichen Uebermute des Dichters zuzuschreiben: so z. B. der Einfall, daß Petruchio zur Hochzeit in nichts weniger als hochzeitlichem Kleide erscheint. Er kommt mit einem neuen Hut und einem alten Wams, mit ruppigen Hosen, mit abgetragenen und ungleichen Stiefeln und mit einem rostigen Schwert, dessen Scheide den Beschlag verloren hat und dessen Gehenkriemen zerrissen sind. Das ist toll genug und braucht nicht mehr übertrieben zu werden, wie es im Schillertheater geschah. Wenn er hier nur mit einem Stiefel, mit einem weiten, zerfetzten Umhang und mit Kleidern erscheint, die mit verschiedenfarbigen Lappen geflickt sind, so ist das Lachen der Toren allerdings sicher erreicht, für die andern aber aus dem ausgelassenen Menschen ein unanständiger gemacht. Dasselbe geschah leider auch in der oben genannten ersten Szene. Shakspeares Petruchio enthält sich jeder Gewalttätigkeit dem Weibe gegenüber, er hält Katharina, die entfliehen will, nur fest. Im Schiller-Theater rangen sie miteinander, und Petruchio drückte schließlich Katharinas Oberkörper rücklings über einen Tisch — ein unerträglicher Anblick. Die Frau wurde von ihrem Manne in einem ausgesucht unmöblierten und schmucklosen Raume empfangen, aus dem man nichts rechtes zu machen wußte: wäre nicht ein Kamin darin gewesen, so hätte man ihn für eine Scheune halten können, denn eine gewaltige Scheunentür schloß ihn vom Hofe ab. Ohne das Streben nach Uebertreibung hätte diese Dekoration gespart werden können; Petruchio ist ein „Edelmann aus Verona“, und die italienischen Edelleute jener Zeit hatten äußerst üppig ausgestattete Landsitze. Recht bedauerlich war es zu sehen, wie die Shaksperesche Dichtung mit dem armseligen Flitterkram Reinhardsteinscher Mätzchen behängt wurde. Petruchio fordert seine von dem furchtbaren Ritt ermüdete Frau auf, sich zu setzen; wie sie der Auf-

forderung folgen will, legt er die Beine über den einzigen Schemel, der noch im Raume ist. Daß man eine Frau zur Liebe zwingen kann durch Flegeleien, die man ihr antut, auf diesen Gedanken konnte nur ein Deinhardstein verfallen. So zieht er ihr auch den Speisetisch weg, als sie essen will; schickt die Hausherrin in den Stall, die Pferde zu bestellen, und als sie zu einer Tür hinausgehen will, befiehlt er ihr, durch die andere zu gehen. Es ist empörend, solche albernen Roheiten Shakspere angehängt zu sehen; es fehlte unserer Bühne gerade noch, daß jener geistesarme Pfuscher auf ihr Tradition machte. Die einzige Aufgabe, welche unsere heutige Bühne haben kann bei der Darstellung eines drastischen Zähmungsverfahrens, an dem sich ein patriarchalischeres Zeitalter ergötzte, ist, es äußerlich zu mildern.

Auch Katharina folgte dem allgemeinen Zuge der Uebertreibung. Sie war in den ersten Akten nicht bloß eine böse Sieben, sondern gewohnheitsmäßig gewalttätig; auch der alte, schwächliche Vater schien nicht sicher vor ihr zu sein. Das alles die Folgen der falschen Auffassung des in seinem Kerne keineswegs possenhaften Petruchio-Spieles, für welche wir die Hauptdarsteller (Herrn Paeschke und Fräulein Pauly) um so abgeneigter sind verantwortlich zu machen, als sie im übrigen ihre Aufgabe richtig erfaßt und mit einer solchen Frische durchgeführt haben, daß die einzelnen Abirrungen nur wie Flecken auf einem sonst schönen Gemälde erschienen und von der vortrefflichen Gesamtleistung fast verdeckt wurden.

Es wäre ungebührlich nicht anzuerkennen, daß die Darstellung der Bezähmten Widerspenstigen im Schiller-Theater eine hervorragend gelungene ist, daß die mannigfaltige Fülle der Komik, welche dieses Lustspiel enthält, wie die ununterbrochene Fröhlichkeit im Zuschauerraum bewies, zu durchschlagender Wirkung kommt, daß die Rollen fast alle gut besetzt sind. Einen passenderen Vertreter des Petruchio als den genannten Herrn kann man sich kaum vorstellen; die stattliche Gestalt, das männliche Aussehen, die eleganten Bewegungen, das fröhliche Temperament, der Witz und Humor und — die verteufelte Energie dieses jungen Veronesers hätten ein viel weniger kluges Käthchen zur Nachgiebigkeit und zur Liebe gezwungen. Bei einer solchen Darstellung erkennt man erst die ganze hoffnungsvolle Kraft, welche in dieser Menschenschöpfung des sehr jugendlichen Dichters zutage tritt. Hätte nicht eben die allgemeine Richtung der Vorführung an einzelnen Stellen auf diese Leistung abgefärbt, so wäre sie tadellos gewesen. Auch seine Partnerin war ihrer Persönlichkeit und ihrer künstlerischen Individualität nach für die Figur der Katharina besonders geeignet; leider mußte die anfängliche possenhafte Verzerrung, welche sie ihrer Rolle gab oder geben mußte, drei Akte durchgeführt werden. Als sie aber im vierten Akt ihren Petruchio als Erfahrung und Erkenntnis in sich verarbeitete und als sie schließlich wußte, wer er war, und auf diesem Umwege gelernt hatte, wer sie eigentlich war, da wurde sie zur würdigen, gleich ansprechenden Genossin ihres Mannes.

Besonders hübsch wurde dann das liebevoll ironische Klügersein zur Geltung gebracht. Schade, daß ihre bedeutende schauspielerische Fähigkeit infolge der Mißauffassung drei Akte lang verborgen blieb. Die komischen Rollen Biondello, Grumio und besonders Tranio (Herr Herrmann) wurden ebenfalls lebendig und wirkungsvoll gespielt. Der Schulmeister karikierte zu sehr, während doch das Komische des Streits der beiden Väter eines Sohnes gerade darin liegt, daß sie ihre Identität in vollem Ernste und mit einer verbissenen Hitze verfechten.

Das Lustspiel macht keine großen Ansprüche auf Bühnenausstattung; dennoch fiel der Platz in Padua durch das ungemein plastische Heraustreten der feinen alten Stadt aus dem Hintergrunde angenehm auf. Dagegen hätte man, wenn schon einmal das Vorspiel gegeben wird, gern etwas mehr szenischen Aufwand in dessen beiden Szenen — Wirtshaus auf der Heide und Schloß des Lords — gesehen, als ihn der Vordergrund eines anderen dahinter liegenden Bühnenbildes gestattet. Vielleicht aber war das unmöglich wegen der Drehbühne, die als technische Einrichtung zwar sehr praktisch und pausensparend ist, aber der szenischen Entfaltung fast immer eine bedauerliche Beschränkung anferlegt. —r—

Politische Korrespondenz.

Block, Sozialdemokratie und Landtagswahlen.

Das Vereinsgesetz ist glücklich unter Dach gebracht. Der letzte Stein des Anstoßes, die Störung, die das Verbot der fremden Sprachen in Volksversammlungen in den westfälischen Bergarbeiterschaften und ihren sozialen Bewegungen hervorrufen kann, ist, so gut es ging, aus dem Wege geräumt worden. Zwar, in das Gesetz selbst hat sich die Regelung nicht hineinbringen lassen, weil sich dafür, wie man behauptet, keine Formulierung finden ließ, aber der Staatssekretär von Bethmann-Hollweg hat in der positivsten Weise erklärt, daß den Gewerkschaften aus dieser Bestimmung keine Schwierigkeit erwachsen solle. Unbedingt bindend sind solche ministeriellen Erklärungen bekanntlich nicht. Es ist ein Grundsatz der juristischen Interpretation, daß allein der Wortlaut des Gesetzes entscheide und nicht die Erläuterungen und Motive, die bei dem Gesetzgebungsakt von dieser oder jener Seite zum Ausdruck gebracht worden sind. Als die Verfassung des Norddeutschen Bundes beraten und darin die Diätenlosigkeit der Reichstagsabgeordneten festgesetzt wurde, erklärte der Bundeskanzler Graf Bismarck ausdrücklich, es stehe nichts im Wege, daß die Abgeordneten von anderer Seite, also z. B. aus ihren Parteikassen entschädigt würden. Das verhinderte nicht, daß eine Anzahl von Jahren später gegen die Abgeordneten, die solche Entschädigungen empfingen, Anklage erhoben und durch Urteil des Reichsgerichts ihnen die empfangenen Diäten als unrechtmäßiges Gut konfisziert wurden. Aber man darf wohl sagen, eine solche Selbstdesavouierung durfte sich eben nur ein Mann wie Bismarck erlauben; ein kleinerer würde daran zu Grunde gehen. Nicht nur Herr von Bethmann-Hollweg selbst, sondern auch seine Nachfolger werden sich durch die feierliche Zusage so weit gebunden fühlen, daß ein wesentlicher Schade nicht entsteht. Eine starke und kluge Regierung könnte die Handhabe, die ihr durch die neue Bestimmung geboten wird, sogar sehr nützlich verwerten, da sie ja damit einen Druck ebensowohl auf die Arbeitgeber wie auf die Arbeiter auszuüben vermag. Arbeiterbewegungen, die ins Demagogische auszuarten drohen, können durch Anwendung der Sprachbestimmung in der zu einem Drittel fremdsprachigen Bergarbeiterschaft eingeschränkt, eigensinniger Widerstand der Bergwerksbesitzer gegen

berechtigte Forderungen der Arbeiter wirksam bekämpft werden, indem die Regierung durch völlige Freigabe der fremdsprachigen Versammlungen zeigt, daß sie die Forderungen der Arbeiter billigt.

So kann man sich denn nur freuen, daß die Freisinnigen das Opfer gebracht, ein Stück ihrer Prinzipien darangegeben und den Block erhalten haben. Wer da glaubt, daß die Sprachbestimmung in deutsch-nationalem Sinne ein Vorteil sei, wird sich doppelt freuen. Aber auch wir, die an diesen Vorteil nicht glauben, sondern im Gegenteil fürchten, daß die Bestimmung in mancherlei Richtung Schaden stiften wird, müssen uns sagen: Der praktische Nachweis, daß die Blockpolitik, die konservativ-liberale Paarung keine Illusion, sondern eine fruchtbare Verbindung ist, ist wichtiger als alles andere. Wäre das Vereinsgesetz zustande gekommen ohne die Sprachbestimmung, so wäre es kein konservativ-liberales Kompromiß-Gesetz, sondern ein einfacher Gesetzesakt des Liberalismus. Freilich, man sieht nicht recht, warum gerade die Konservativen ein so großes Interesse daran haben sollen, den Polen das Versammlungsrecht zu beschränken. Es ist nichts Reelles, was ihnen damit für ihr Parteiinteresse geboten worden ist; der Vorteil ist nur eine unter der nationalen Hypnose geschickt durchgeführte Suggestion. Aber ob nun ein wirklicher oder ein bloß eingebildeter Vorteil, es genügt, daß beide Seiten glauben, etwas durchgesetzt zu haben, um schließlich beide Seiten zu befriedigen und den Bund zusammenzuhalten.

Unter dem freundlichen Eindruck der Einigung über das Vereinsgesetz ist denn auch ein Kompromiß für die Reform des Börsengesetzes zustande gekommen. Ueber den Wert dieser Reform denke ich sehr skeptisch. Das bisherige Börsengesetz war keineswegs so schlecht und so schädlich, wie es von den Börsenfreunden hingestellt ist, und für die Freisinnigen ist es gewiß ein sehr zweifelhafter Gewinn, daß die partielle Wiederfreigabe des Börsenspiels hingestellt wird als eine Errungenschaft für ihr Parteiinteresse. Aber da es einmal so aufgefaßt wird — auch Illusionen sind ja als solche Realitäten —, so liegt auch in diesem Gesetz eine Festigung und Fortbildung des Blockgedankens, die uns erfreut.

Wenn nun die konservativ-liberale Paarung trotz aller Schwierigkeiten und unter mancherlei Schmerzen sich so fruchtbar erwiesen hat — weshalb ist sie eigentlich nicht früher zustande gekommen? Niemand kann heute mehr sagen, daß sie etwas Unmögliches sei. Selbst wenn man die vorgenannten Leistungen noch so gering einschätzt, selbst wenn man annimmt, wozu noch gar keine Veranlassung vorliegt, daß es jetzt mit den Leistungen zu Ende sei und daß der Block demnächst auseinanderbrechen werde: er hat bestanden und er hat durch die Bewilligung der neuen Flottenvorlage und der Kolonialforderungen sich ein unvergängliches Denkmal in der deutschen Geschichte geschaffen. Weshalb mußten wir uns so viele Jahre unter das Joch des Zentrums beugen? Konnte die Brücke zwischen der Regierung und den Freisinnigen nicht schon längst geschlagen sein?

Es ist merkwürdig genug und doch ganz natürlich, daß über diese Frage die Presse wie die Redner aller Parteien sich aufs Sorgsamste ausschweigen. Der entscheidende Punkt ist das Jahr 1893, als Caprivi mit der Konzession der zweijährigen Dienstzeit in der Hand den Freisinnigen Frieden anbot und diese ihn ablehnten. Wenn sie heute die Heeres-, Flotten- und Kolonialforderungen bewilligen, ohne ihren Prinzipien etwas zu vergeben, warum konnten sie es nicht schon damals? Eine wieviel größere Macht war damals noch der Liberalismus im deutschen Volke als heute! Wie ganz andre Bedingungen hätte er stellen können! Ein Freisinniger muß sich doch heute sagen, daß damals ein großer historischer Moment von seiner Partei verpaßt worden ist. Das Deutsche Reich würde heute einen wesentlich andren Anblick darbieten, wenn man damals nachgegeben hätte: weder die Köller-Episode noch die neuen agrarischen Handelsverträge wären gekommen. Herr von Peyer berief sich, um die Größe seiner jetzigen Konzessionen zu rechtfertigen, darauf, daß der Freisinn dreißig Jahre lang aus der Regierung ausgeschaltet gewesen sei, und daß man es vermeiden müsse, einen solchen Zustand von neuem herbeizuführen. Herr Naumann verwies darauf, wie schwach mit ihren 50 Stimmen die Freisinnigen im Reichstag seien und daß eine schwache Partei nicht beanspruchen könne, ihren Willen durchzusetzen, sondern sich mit Abschlagszahlungen begnügen müsse. Je richtiger das ist, desto mehr beweist es, wieviel mehr diese Partei für sich und ihre Anschauungen erlangt hätte, wenn sie früher, als sie noch stärker war, die jetzigen Pfade eingeschlagen hätte. 1893 erlitt sie ja die Niederlage, von der sie sich bis heute nicht erholt hat. Caprivi löste den Reichstag auf, die freisinnige Partei spaltete sich und der Teil, der schon damals den Ausgleich mit der Regierung aufgrund der Bewilligung der nationalen Wehrforderung suchte, die Freisinnige Vereinigung, blieb zu schwach, um mit ihr eine dauernde Majorität herzustellen, so daß ihr Opfer unnütz wurde und die Regierung andre Anlehnungen suchte und um dieser willen die Freisinnigen wieder von sich stieß.

War es nur die Persönlichkeit Eugen Richters, die den Freisinn damals in den Abgrund stürzte, oder liegen tiefere sachliche Abwandlungen vor? Die freisinnige Presse hütet sich, die Frage zu diskutieren, weil sie dabei ja immer zunächst die Feststellung machen müßte, fünfzehn Jahre lang einen falschen Weg gewandelt zu sein. Auch die konservative Presse schneidet das Thema nicht an, weil sie gar keinen Anlaß hat, den Freisinnigen ihre Dummheit vorzuhalten, denn sie, die Konservativen, haben ja den Vorteil davon gehabt. Mit Freude und Genugtuung müssen sie darauf zurücksehen, wie Deutschland in diesen fünfzehn Jahren davor bewahrt worden ist, in einen liberalen, freihändlerischen, parlamentarischen Industrie-Staat verwandelt zu werden. Wenn sie heute mit dem Block einverstanden sind, so geschieht das unter der Voraussetzung, daß sie selber in einer ungeheuer starken, gefestigten Position sind, aus der sie nur geringe und leicht zu ertragende Konzessionen abzugeben gedenken. Uns also, die wir außer-

halb der eigentlichen Parteien stehen, fällt es zu, unter dem historisch-politischen Gesichtspunkt die Frage aufzuwerfen: weshalb haben sich eigentlich die Regierung und die Freisinnigen nicht schon im Jahre 1893 gefunden, so wie sie es im Jahre 1907 getan haben?

Im Jahre 1893 war die Einigung insofern schwieriger als 1907, als die Konservativen aufs heftigste widerstrebten. Sie fürchteten geradezu, daß die Freisinnigen nachgeben könnten und trieben zur Auflösung, als noch nicht jede Möglichkeit des Kompromisses geschwunden war. Damals hatte ja noch Herr von Hammerstein eine große Position und war entschlossen, jede Annäherung der Freisinnigen an die Regierung mit allen Mitteln zu bekämpfen und zu verhindern. Die Freisinnigen mußten also fürchten, daß, wenn sie auch der Armeevermehrung zustimmten, sie dennoch keine dauernde Beziehung zur Regierung gewinnen, sondern durch die Konservativen sehr bald wieder in die Ecke gedrückt werden würden. Lag hierin unzweifelhaft eine Erschwerung, so hätte für einen bedeutenden Politiker doch auch wieder ein Anreiz darin gelegen, den Kampf zu wagen. Denn wenn man ihn gewann, war der Sieg und der Erfolg um so größer: die Regierung, von den Konservativen bekämpft, hätte sich nur um so mehr an die Liberalen anlehnen müssen.

Ein zweiter Unterschied zwischen 1893 und 1907 ist die veränderte Stimmung in den Wählerschaften. 1893 wäre es noch nicht so leicht gewesen, die freisinnigen Wähler, die über ein Menschenalter auf nichts so eingeübt waren, wie auf den Gedanken, daß Ablehnung von Mehrforderungen für die Armee die höchste Pflicht einer deutsch-freisinnigen Mannesseele sei, für die erheblichen Mehrforderungen, die Caprivi stellte, zu gewinnen. Man darf wohl sagen, ganz allgemein galt noch damals bei den Freisinnigen der Glaubenssatz, daß ein charaktervoller Mann in die Opposition gehöre und Opposition machen müsse. Wenn sich diese Stimmung heute so sehr abgeschwächt hat und im Gegenteil die freisinnigen Führer proklamieren können, daß eine verständige Taktik verlange, sich nicht wieder von der Regierung ausschalten zu lassen, wie es in den letzten 30 Jahren geschehen ist, so ist der Grund wohl einerseits darin zu suchen, daß der Parteikampf nicht mehr mit der ungeheuren persönlichen Gehässigkeit geführt wird, wie es bis dahin zwischen Bismarck und Richter der Fall gewesen war, andrerseits aber ganz sicher in dem Anwachsen der Sozialdemokratie. Der bürgerliche Mittelstand, aus dem sich die Freisinnigen hauptsächlich rekrutieren, ist von einem wahrhaft glühenden Haß gegen die Sozialdemokraten erfüllt. Die Störung, die diese Partei mit ihrer Proklamation des Klassengegensatzes und des Klassenkampfes in das gewerbliche Leben bringt, wird vom kleinen und kleinsten Arbeitgeber täglich am eigenen Leibe empfunden, reizt ihn gegen diese Störenfriede und verweist ihn auf die Hilfe, die ihm die geordnete, autoritative Regierung gegen sie bietet und bieten soll. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Freisinnigen bei ihrer Blockpolitik heute, so mager die Ergebnisse sind, die sie ihnen positiv

bringt, ihre Wählerschaften hinter sich haben. 1893 existierte diese Stimmung in den freisinnigen Wählerschaften noch nicht. Wäre es aber so ganz unmöglich gewesen, sie schon im Jahre 1893 auf diesen Standpunkt herüberzureißen? Wie mächtig haben die großen englischen Parteiführer' Gladstone sowohl wie Disraëli, ihre Gefolgschaften im Sturm mit sich genommen und sie zu neuen Anschauungen hinübergeführt, die noch wenige Jahre vorher für ganz unmöglich gegolten hätten. Disraëli hat es fertig gebracht, seine Konservativen eine große Wahlreform machen zu lassen. Gladstone hat mit homerule und der auswärtigen Politik vollkommene Kehrtschwenkungen gemacht und die Masse seiner Wähler dabei doch zusammengehalten.

Der letzte Grund, weshalb die Blockpolitik erst 1907 und nicht schon 1893 ins Leben getreten ist, kann also nicht in den sachlichen Verhältnissen gefunden werden, sondern nur in den Personen: es fehlte den Freisinnigen im Jahre 1893 an dem rechten Führer. Eugen Richter war unzweifelhaft eine höchst bedeutende Persönlichkeit, ein großes Talent, ein starker Charakter, ein eminenter Parlamentarier. Aber er war nur stark in der Kritik. Ihm fehlte das letzte und entscheidende, was den Staatsmann macht, die Fähigkeit des positiven Schaffens. Daß die Freisinnigen damals mit Caprivi zu keiner Einigung gekommen sind, lag ausschließlich an ihm. Ich habe noch am letzten Tage vor der Entscheidung selber mit Virchow eine Besprechung gehabt, in der sich dieser in der positivsten Weise bereit erklärte, zu einer Einigung mitzuwirken. Aber von Richter hat er sich schließlich doch nicht trennen mögen. Einer der Allergetreusten und Intimsten Richters hat mir später erzählt, auch er habe sich damals an den Meister gewandt mit der Frage, ob es denn nicht ratsam sei, sich mit Caprivi zu einigen, Richter aber habe ihm geantwortet: dann sind wir keine Volkspartei mehr. Alle die sonstigen namhaften Persönlichkeiten in der Partei waren für den Ausgleich: Hänel, Bamberger, Rickert, Schrader, Alexander Meyer, Siemens, Barth. Richter allein konnte sich nicht entschließen, ein Regierungs-Mann zu werden; die Partei spaltete sich, brach zusammen und hascht heute nach den Brosamen dessen, was ihr damals in vollen Schüsseln dargeboten wurde.

Einer Erklärung wird es noch bedürfen, daß die Opposition gegen die heutige Blockpolitik grade aus denjenigen Kreisen hervorgeht, die 1893 den Ausgleich mit der Regierung anstrebten. Den direkten Nachfolgern Richters, der Freisinnigen Volkspartei und auch der Süddeutschen Volkspartei, hat es offenbar weniger Selbstüberwindung gekostet, die Blockpolitik zu machen als den Männern der Freisinnigen Vereinigung, und einige von diesen haben es überhaupt nicht fertig gebracht, sondern sich soeben auf dem Parteitag in Wiesbaden unter Führung von Herrn Dr. Barth von der Fraktion getrennt. Damals nannte man diese Gruppe den „weiblichen Freisinn“, die „Wadenstrümpfler“, und warf ihnen vor, gouvernementalstreberisch zu sein, während der Richtersche, der männliche Freisinn den wahren und unbeugsamen Liberalismus vertrete. In Wirklichkeit hätten,

wie wir gesehen haben, gerade die „Wadenstrümpfler“ dem Liberalismus die große, vielleicht die führende Stellung in Deutschland gegeben, am „männlichen“ Freisinn aber ist er in Scheiter gegangen. Der Grund wird darin zu suchen sein, daß die Freisinnige Volkspartei ihren Halt wesentlich im Kleinbürgertum hat, das heute unter allen Umständen gegen die Sozi den Anschluß an die Regierung sucht; die Freisinnige Vereinigung aber ist ganz besonders von der Idee des Freihandels beherrscht und hat einen stark doktrinären demokratischen Zug, beides führt zu der Tendenz, Anlehnung bei der Sozialdemokratie zu suchen, was für die Freisinnige Volkspartei das Allerwiderwärtigste ist. An sich scheint es ja ganz logisch, wenn, wie die Konservativen bei aller Blockpolitik doch eine gewisse Rückendeckung beim Zentrum nicht aufzugeben gedenken, so die Freisinnigen trotz Blockpolitik ein gewisses Kooperieren mit den Sozialdemokraten anstreben. Sie würden dadurch unzweifelhaft ihre Position ganz gewaltig stärken. Aber so nett diese Parallele sich liest, praktisch stimmt sie nicht, weil die Sozialdemokraten etwas ganz anderes sind als das Zentrum. Was noch einmal wird, kann man nicht wissen. Auch den Zentrumsmännern haben wir nachgesagt, daß sie Reichsfeinde seien, daß sie eine internationale Partei seien, daß sie auswärtigen Oberen gehorchten, daß sie kulturfeindlich seien, daß man sich nicht auf sie verlassen dürfe, weil der Papst sie vom Untertaneneid dispensieren könne. Das alles hat nicht gehindert, daß das Deutsche Reich mit Hilfe des Zentrums jahrzehntelang seine Politik gemacht und (seit dem Jahre 1879) eine immerhin recht fruchtbare Gesetzgebung mit seiner Hilfe zustande gebracht hat. Wer will wissen, was noch einmal bei der Sozialdemokratie herauskommt. Zur Zeit aber ist es völlig klar, daß sie für eine praktische Politik nicht zu haben ist. Das Prinzip des Klassenkampfes schafft zwischen ihr und allen anderen Parteien einen Abgrund, der auf keine Weise zu überbrücken ist. Das Zentrum mag sein wie es will, es mag, wie so viele sagen, für die Zukunft Deutschlands noch viel gefährlicher sein als die Sozialdemokratie, eine Eigenschaft aber hat es, die es von dieser Partei unterscheidet: es ist transigent und die Sozialdemokratie ist intransigent. Das ist der Punkt, der die Politik Herrn Barths unrealisierbar macht, weshalb der Liberalismus nicht die analoge Rückendeckung an der Sozialdemokratie hat wie der Konservatismus am Zentrum, weshalb also auch der Konservatismus im Block der stärkere Teil ist.

Doch kehren wir aus dieser historischen Betrachtung in die Gegenwart zurück. Wir haben gesehen, daß die neue Blockfreundschaft nicht bloß auf äußeren taktischen Erwägungen, sondern auch auf einer inneren Abwandlung, auf einer gewissen Annäherung von links nach rechts beruht. Die agrarischen Handelsverträge, die Fleischteuerung und alles, was damit zusammenhängt, haben doch nicht stark genug gewirkt, die bürgerlichen Klassen auseinander zu treiben; der gemeinsame Gegensatz gegen die Sozialdemokratie hat sie zusammengeführt. Es hat sich gezeigt, daß das soziale, ständische Moment

stärker ist als das rein wirtschaftliche. Auf diesem Boden sollen sich nun in Preußen die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause vollziehen. Die Gegensätze zwischen konservativ und liberal sind ja bei aller Annäherung doch noch scharf genug, und bei den Landtagswahlen, wo das Zentrum seine festen Sitze hat und die Sozialdemokraten nur eine geringe Rolle spielen, muß der Wahlkampf sich hauptsächlich um die beiden Fahnen konservativ und liberal gruppieren. Die Blockbrüder also sind durch die Lage der Dinge gezwungen, sich jetzt unter einander zu schlagen.

Der neue Landtag wird manche schwierigen Aufgaben zu lösen haben, die Neuregelung der Besoldungen für Beamte, Geistliche und Lehrer und damit zusammenhängend einschneidende Finanzfragen (der erste Aufsatz in diesem Heft von Dr. Elz gibt eine Vorstellung von der Tragweite dieses Problems) ferner tiefgreifende Verwaltungsreformen. Das allgemeine Interesse wird sich jedoch am meisten auf die Wahlreform richten. Das jetzige Abgeordnetenhaus ist so zusammengesetzt, daß die Konservativen allein, ohne die Freikonservativen, mit dem Zentrum zusammen die Majorität bilden. Die freisinnigen Gruppen zusammen verfügen über nicht mehr als 30 Stimmen. Das ist eine Zusammensetzung, die offenbar weder den wirklichen Anschauungen im Volk, noch den vorhandenen wirtschaftlichen und sozialen Kräften auch nur annähernd entspricht, noch auch die kulturelle Entwicklung Preußens zu fördern geeignet ist. Die große Aufgabe der Neuwahlen ist also, die konservativ-klerikale Majorität zu brechen, mit andern Worten, da von den Zentrumsmandaten nur wenige angreifbar sind, von den Konservativen eine Anzahl Mandate nach links hinüber zu schieben. Ob diese Mandate den Freikonservativen, den Nationalliberalen oder den Freisinnigen zufallen, ist ziemlich gleichgiltig. Die Freisinnigen sind so schwach, daß auch bei dem denkbar größten Wahlerfolg, der ihnen zufallen könnte, sie immer nur mit den Nationalliberalen und Freikonservativen zusammen etwas ausrichten können. Auch gemäßigt Konservative, die nicht direkt Zentrumsfreunde sind, haben also ein Interesse daran, daß das gar zu große Uebergewicht der Konservativen bei diesen Wahlen gemindert werde. Die zwölf in den großen Städten neugeschaffenen Mandate, die voraussichtlich der Linken zufallen werden, sind dafür zu wenig, es müßte eine Verschiebung um 40 bis 50 Sitze stattfinden, um die wünschenswerte Wirkung auszuüben.

Ob sich eine solche Schiebung vollziehen wird, ist sehr die Frage. Die Indolenz bei den Landtagswahlen mit ihrer Oeffentlichkeit und Schwerfälligkeit, die dem Wähler Unannehmlichkeiten bringt und Zeit kostet, ist schon lange sehr groß, und die neue Blockbrüderschaft trägt natürlich nicht dazu bei, die Kampfesleidenschaft der Freisinnigen gegen die Konservativen aufzureizen und zu entflammen. Kommt das neue Abgeordnetenhaus annähernd in derselben Gestalt wieder zum Vorschein, die das vergangene hatte, so wird auch die Wahlreform sich in den allerengsten Grenzen bewegen.

Nun gibt es eine Macht, die wohl imstande wäre, hier ein ent-

scheidendes Wort zu sprechen. Das ist die Sozialdemokratie. Bei der Klasseneinteilung der Wähler haben die Genossen höchstens in zwei oder drei der neugeschaffenen großstädtischen Wahlbezirke die Möglichkeit, einen der ihrigen in den Landtag zu senden. Auf Wahlkompromisse mit anderen Parteien ist keine Aussicht; die Sozialdemokratie müßte also beschließen, unter allen Umständen immer denjenigen Kandidaten zu unterstützen, der in der Frage der Wahlreform die größten Zugeständnisse verspricht. Die Freisinnigen wollen für das Reichstagswahlrecht eintreten; die Nationalliberalen zwar nicht für das Reichstagswahlrecht, aber doch für Pluralwahl, geheime Wahl und Neuverteilung der Wahlkreise; die Freikonservativen verwerfen die Neuverteilung der Wahlkreise, wollen aber, zum Teil wenigstens, die Klassen opfern und die geheime Wahl zugestehen; das Zentrum wiederum will das allgemeine gleiche Wahlrecht, aber keine Neuverteilung der Wahlkreise. Die einzige Partei, die so sehr wie irgend möglich an dem bestehenden System festhalten möchte, an dem sie auch das größte Interesse hat, ist die konservative. Man sieht also, einen wie starken Druck in der verschiedensten Art die Sozialdemokraten imstande wären auszuüben, wenn sie beschlössen, ohne jede Berücksichtigung irgend welcher Nebenfragen immer nur dem jedesmal weitergehenden Reformer ihre Stimmen zu geben. Um fünfzig Stimmen wenigstens wäre damit der Schwerpunkt nach links verschoben und seine Physiognomie gründlich verändert. Es fehlt in der sozialdemokratischen Partei nicht an Stimmen, die eine derartige Taktik empfehlen. Auch wenn es nur gelingt, ein gemäßigtes Pluralwahlrecht, geheime Wahl und eine Vermehrung der Wahlkreise für die großen Städte durchzusetzen, so würde das den Sozialdemokraten in Zukunft immerhin vielleicht dreißig Stimmen im Abgeordnetenhause sichern, also eine sehr bedeutende Verbesserung sowohl für die Partei bedeuten, als auch namentlich für die Vertretung der Interessen der Arbeiterschaft ein Mundstück schaffen, das bisher fehlt und sich sehr kräftig geltend machen könnte.

Aber die sozialdemokratische Parteileitung denkt garnicht daran, sich auf eine derartige Taktik einzulassen. Sie hat eine Direktive erlassen, die die Möglichkeit der Unterstützung anderer Parteien, so sehr es nur sein kann, einschränkt und sie praktisch nahezu ausschließt. Wo mehrere Mandate zu vergeben sind, soll die Unterstützung eine wechselseitige sein und den Sozialdemokraten ein Mandat zugesichert werden; wo nur ein Mandat zur Vergebung kommt, soll der betreffende Kandidat zunächst sich auf das Reichstagswahlrecht verpflichten. Schon das ist eine bloße Prinzipienreiterei, bestimmt, die Unterstützung auf Freisinnige einzuschränken, da ja praktisch von einer so weit gehenden Reform garnicht die Rede ist. Aber nicht genug damit, soll der Kandidat auch sonst noch bezüglich seiner Persönlichkeit einer Prüfung unterliegen und nicht ohne ausdrückliche Approbation durch die Zentralleitung der Partei unterstützt werden. Die Begründung dieser Taktik ist in einem Artikel des „Vorwärts“ (vom 21. März) gegeben, dem man Logik und energische Denkweise nicht absprechen kann.

Der Artikel führt aus: Die Arbeiterbewegung sei eine Klassenbewegung, Erfolg könne sie nur haben, indem sie zu einer Massenbewegung werde. In der Masse liege die Macht. Auf diese Macht komme es an. Man kämpfe zwar um allerhand Einzelreformen, um greifbare, unmittelbare Gegenstände, um Lohnerhöhung, Arbeitszeit, soziale Reformen, Wahlrecht und dergl. Aber das Entscheidende sei nicht der Erfolg in solchen einzelnen konkreten Fragen, sondern der Zuwachs an Macht, den die Partei durch die dabei entfaltete Agitation gewinne, durch das immer weitere Vordringen des Gedankens in der Arbeiterschaft, daß sie in einem unüberbrückbaren Klassengegensatz zur Bourgeoisie stehe und daß sie auch alle Vorteile und Reformen im Einzelnen schließlich nur gewinne durch ihre Macht als Klasse und durch die Furcht, die diese Macht den Gegnern einflöße. Daß die Reform nicht Selbstzweck für die Arbeiter sein dürfe, erkenne man ja schon daran, daß die Gegner sie gerade deshalb einbrächten und vorschlügen, um die Wucht der Arbeiterbewegung dadurch aufzuheben, sie zu schwächen und zu brechen.

Der letzte Gedanke ist und bleibt also: wir wollen nicht die Reform, sondern die Revolution, den vollständigen Uebergang der Macht an die Arbeiterklasse, um den ganzen heute bestehenden, historisch gebildeten wirtschaftlich-sozialen Zustand aufzuheben und durch den Zukunftsstaat zu ersetzen.

Dies Raisonnement wäre unzweifelhaft ganz richtig geschlossen und unangreifbar, wenn die eine Voraussetzung richtig wäre, daß nämlich die Arbeiterschaft Aussicht hätte, auf diesem Wege in absehbarer Zeit zum Zukunftsstaat zu gelangen. Man weiß, wie nahe die Führer schon oft dieses Ideal geglaubt haben. Schon im Kommunistischen Manifest, im Jahre 1848, prophezeite Marx, daß die bürgerliche Revolution nur das unmittelbare Vorspiel der proletarischen Revolution sein werde. Das ist jetzt 60 Jahre her und noch immer ist die proletarische Revolution nicht gekommen. Im Januar 1892 veröffentlichte kein Geringerer als Engels in der „Neuen Zeit" einen Aufsatz, in dem er den Franzosen riet, auf den Revanchekrieg zu verzichten; nach dem Erfolg der Wahlen von 1890 sei es ja ganz unzweifelhaft, daß die Sozialdemokraten ums Jahr 1900 3½ bis 4 Millionen Stimmen und damit die Herrschaft in Deutschland haben würden. „Im Handumdrehen" werde dann die elsaß-lothringische Frage erledigt sein, indem man der Bevölkerung das Recht gebe, selbst zu bestimmen, zu welchem Staate sie gehören wolle. Auch die Wiederherstellung des von der französischen Bourgeoisie durch ihr Bündnis mit dem Zaren so schnöde verratenen Polen werde die neue sozialdemokratische Regierung dann sofort in die Hand nehmen. Es sei also völlig überflüssig, noch Revolutionen zu machen und Revanchekriege zu führen, die entsetzliche Verwüstungen bringen und die Arbeiterschaft der Bourgeoisie wieder ausliefern würden. Auch Geduld gehöre zur Taktik, und da „in ungefähr zehn Jahren" alles ganz von selber in Ordnung kommen werde, so könne und müsse man der französischen

Arbeiterschaft den Rat geben, ihre Leidenschaft so lange noch zu zügeln. Marx und Engels sind ja zwar die Größten, aber nicht die Einzigen, die solche Prophezeiungen ausgesprochen haben. Wenn die sozialistischen Seher wegen der nicht erfüllten Orakel von den Gegnern verspottet worden sind, so haben ihre Jünger sie damit in Schutz genommen, daß ein Fehler in der Abschätzung der Zeit noch keinen Fehler in der Sache bedeute; im Gegenteil, gerade wer mit besonders scharfem Auge in die Zukunft sehe und die Dinge mit Deutlichkeit erkenne, könne sich deshalb am allerleichtesten über die Distanz, die ihn noch von der Zukunft trenne, täuschen. Die Entschuldigung läßt sich hören — aber wenn nun die Distanz nicht bloß 10 oder 20, sondern 100 oder 200 oder 300 Jahre beträgt, vorausgesetzt, daß die Sache überhaupt richtig ist? Ist diese Distanz nicht auch etwas sehr wichtiges? Ja sogar für die praktische Politik vielleicht das Entscheidende? Auch der preußische Minister Hardenberg gebraucht in seinem großen, dem König eingereichten Reformplan von 1807 einmal die Wendung, die reine Demokratie könne ja vielleicht mal im Jahre 2440 kommen, vorläufig aber müsse man darangehen, demokratische Institutionen und demokratischen Geist innerhalb der Formen der Monarchie in Preußen zu schaffen. Zukunftsstaaten in so weiten Fernen sind also etwas sehr harmloses; gerade auf die Distanz die uns noch von dem Ideal trennt, kommt es an für den Politiker und die Politik.

Ist nun der Zukunftsstaat wirklich nicht in relativ naher Aussicht, so fällt, wie man sofort sieht, die ganze Argumentation des „Vorwärts" in sich zusammen. Die greifbaren Vorteile, die die Arbeiterschaft in Preußen durch einen gewissen Anteil an der öffentlichen Gewalt gewinnen könnte, werden geopfert für eine in unendlicher Ferne auftauchende Fata Morgana. Wie oft sind schon in der Weltgeschichte starke sozialistische Bewegungen durch die Völker gegangen! Die stärkste von allen war vielleicht die der Leveller in der großen englischen Revolution. Aber die Völker haben sich nach einiger Zeit von diesem Gedanken wieder abgewandt, und die Welle ist spurlos im Meer der Geschichte wieder versunken. Auch das Nebenargument, daß die sozialdemokratische Macht wenigstens dazu gut sei, den Gegnern durch die Furcht Konzessionen abzupressen, schwindet, denn es ist klar, daß solche Konzessionen in viel höherem Maße in Aussicht stehen würden, wenn durch eine Verstärkung der bürgerlichen Linken das Wahlrecht zum preußischen Abgeordnetenhause in demokratischer Richtung reformiert würde.

Die Frage, ob die prinzipienfesten Klassenkämpfer oder die opportunistischen Taktiker in der Sozialdemokratie von ihrem Standpunkt aus Recht haben, ist also schließlich die Frage, ob sie das Eintreten des Zukunftsstaats in näherer oder fernerer Zukunft erwarten. Das ist Glaubenssache, und da die großen Massen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft vorläufig noch an das Prinzip des Klassenkampfs und an ihren nahen Sieg über die Bourgeoisie glauben, so wird auch in dem bevorstehenden

Wahlkampf das Prinzip über die Taktik siegen, und damit ist wiederum die Herrschaft der Konservativen in Preußen noch auf lange Zeit gesichert. Uns, die wir nicht bloß den Zukunftsstaat, sondern auch das ganze Prinzip des Klassenkampfes für eine Irrlehre halten, ist das Verhalten der Sozialdemokraten das echte und rechte Gegenstück zum Verhalten der Deutschfreisinnigen im Jahre 1893. Wie Eugen Richter damals die opportunistische Taktik ablehnte mit dem Wort „dann sind wir keine Volkspartei mehr", so lehnen sie die Herren Bebel, Singer, Mehring, Kautsky heute ab mit den Worten: „Dann sind wir keine Klassenkämpfer mehr." Ob wohl die Sozialdemokraten in fünfzehn Jahren über diese Entscheidung ebenso denken werden, wie heute die Freisinnigen über die Entscheidung von 1893?

27. 4. 08. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Hochland. — Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth, V. Jahrgang, 6. Heft. Vierteljährlich M. 4.—. Einzelheft M. 1.50. München und Kempten, Jos. Kösel.

Kipp, Dr. Theodor. — Heinrich Dernburg. Ein Vortrag M. 1.—. Leipzig, A. Deichert.

Kruppsche Bücherhalle. — V. Bericht über die Betriebsjahre 1904/07. Essen, Buchdruckerei der Gussstahlfabrik Friedr. Krupp A.-G.

Liesner, Dr. Julius. — Die Reichsfinanzreform M. 0,80. Leipzig, A. Deichert.

Litzmann, Berthold. — Mitteilungen der literar-historischen Gesellschaft Bonn. 2. Jahrg. Heft 1—9. Einzelpreis des Heftes M. —.75 Dortmund, Fr. Wilh, Ruhfus.

Low, Sidney. — Die Regierung Englands. M. 6.—, geb. 7.50. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Mannheimer, Dr. Adolf. — Geschichte der Philosophie in übersichtlicher Darstellung. III. Teil: Von Kant bis zur Gegenwart. M. 3.50, geb. M. 4.50. Frankfurt a M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.

Matschoß, Dr A. — Die Kriegsgefahr von 1867. Die Luxemburger Frage. M. 3.— Bunzlau, G. Kreuschmer.

Meereskunde. Sammlung volkstümlicher Vorträge zum Verständnis der nationalen Bedeutung von Meer- und Seewesen. Heft 1—12. Preis des Heftes M. —,50. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

v. Meier, Ernst. — Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechts-Entwicklung Preussens im XIX. Jahrhundert. Zweiter Band: Preussen und die französische Revolution. 509 S. Leipzig, Dunker & Humblot.

Michaëlis. Karin. — Die junge Frau Jonna. Roman. Uebersetzt von Mathilde Mann. M. 2 50. Berlin, Axel Juncker.

Münsterberg, Hugo. — Philosophie der Werte. Grundzüge einer Weltanschauung. 486 S Leipzig, Johann Ambrosius Barth.

Muckel, Friedrich. — Henri De Saint-Simon. Die Persönlichkeit und ihr Werk. M. 8.—, geb M 9.— Jena, Gustav Fischer.

Münch, Wilhelm. — Leute von ehedem und was ihnen passiert ist. Erlebtes und Erdachtes. Brosch. M. 2.—, in Leinenb. M. 3.—. Leipzig, C. F. Amelang.

Muser, Richard. — Sein letztes Tagebuch. M. 2.80, geb. M. 4.—. Wien, Eduard Beyers Nachf.

—„— Bausteine zu einer Lebensphilosophie. M. 3.—, geb. M. 4.20. Wien, Eduard Beyers Nachf.

—„— Aus der Welt der Gefühle. Wien. Eduard Beyers Nachf.

—„— Ein Vorurteil. Hoffmanns Erzählungen. Der Teagown. Wien, Eduard Beyers Nachfolger.

Nowak, Karl Fr. — Romantische Fahrt. Gedichte. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt.

Oberdieck, Marie. — Tust de mitte? Erzählungen und Gedichte in schlesischer Mundart. Schweidnitz, L. Heege.

Presber, Rudolf. — Die Dame mit den Lilien. Phantastisches Lustspiel in drei Akten. Geh. M. 2,50, geb M. 3.50. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Reichs-Arbeitsblatt. Herausgegeben vom Kaiserlichen statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Sechster Jahrgang Nr, 3. Berlin, Carl Heimann.

Schlesinger. — Russland im XX. Jahrhundert. M. 10.—. Berlin, Dietrich Reimer.

Schlittgen, J. — Das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst, das Verlagsrecht und das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie. In Leinw. geb. M. —.80. Leipzig, G. J. Göschen.

Arbeitstarifverträge. — Verhandlungen der Ortsgruppe Berlin der Gesellschaft für soziale Reform am 28. Oktober 1907. 68 S. Jena, Gustav Fischer.
Arndt, A. — Über die Einheit der Gesetze. M. 2,50. Heidelberg, M. Arndt.
Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. 26. Band, 2. Heft. Tübingen. J. C. B. Mohr.
Besser, M. W. — Das Mosellied Ausons. M. 1,—. Marburg, N. G. Elwert.
Danzer, Carl M. — Das neue Österreich. Eine politische Rundfrage. 157 S. Wien, Carl Konegen.
Deutsche Arbeit. — Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang 7. M. 1,20. Prag, Karl Bellmann.
Deutsche Kolonialgesellschaft, Die. — 1882—1907. M. 2,—. Berlin, Dietrich Reimer.
Deutsches Museum. — Führer durch die Sammlungen. B. G. Teubner, Leipzig.
Eleutheropulos, Dr. A. — Soziologie. M. 4,—, geb. M. 5,—. Jena, Gustav Fischer.
Emminghaus, Dr. A. — August Lammers, Lebensbild eines deutschen Publizisten und Pioniers der Gemeinnützigkeit aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Dresden, V. O. Böhmert.
Engel, Eduard. — Geschichte der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts und der Gegenwart. Mit 76 Bildnissen und 20 Handschriften. Geb. M. 10,—. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag.
Goldscheid, Rudolf. — Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie, Menschenökonomie. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.
Günther, Dr. Adolf. — Der Tarifvertrag in München, seine geschichtliche Entwicklung, seine statistisch-wirtschaftlichen Grundlagen. (Einzelschriften des Statistischen Amts der Stadt München. Heft 7.) 186 S. München, J. Lindauersche Buchhandlung.
Haarmann, Herm. Justus. — Die ökonomische Bedeutung der Technik in der Seeschiffahrt. M. 2,—, geb. M. 3,—. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.
Haushofer, Max. — An des Daseins Grenzen. M. 4,—. München, C. H. Becke.
Hiller, Dr. Kurt. — Das Recht über sich selbst. M. 3,—. Heidelberg, Carl Winter.
Hochland. — Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Litteratur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth, V. Jahrgang, 7. Heft. Vierteljährlich M. 4,—. Einzelheft M. 1,50. München und Kempten, Jos. Kösel.
Jahresberichte der Königl. Preuss. Regierungs- und Gewerberäte und Bergbehörden für 1907. Berlin, R. v. Decker.
Innen-Dekoration. — Herausgeber Alexander Koch. Die Ausschmückung und Einrichtung moderner Wohnräume in Wort und Bild. XIX. Jahrgang, Märzheft 1908. M. 2,50. Darmstadt, Alex. Koch.
Kassner, Karl. — Das Wetter. Leipzig, Quelle & Meyer.
Kisch, Dr. W. — Unsere Gerichte und ihre Reform. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,25. Quelle & Meyer, Leipzig.
Kremnitz, Mite. — Der rote Streif. Eine Liebesgeschichte. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Gustav Roloff, Berlin-Charlottenburg, Königsweg 8.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: In Vertr.: Dr. Gustav Roloff, Berlin-Charlottenburg, Königsweg 8.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Druck von J. S. Preuß, Berlin SW. 19, Kommandantenstr. 14.